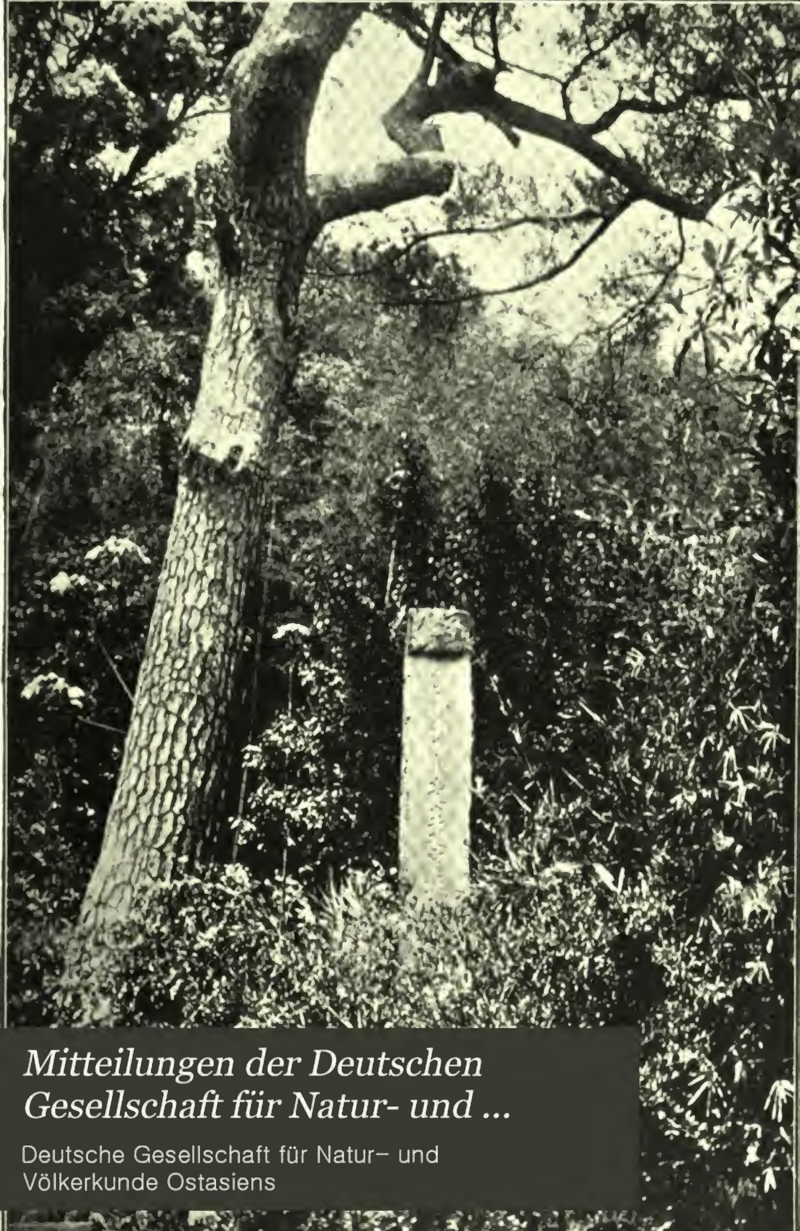
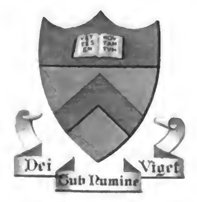



Dei
Sub Numine
Viget

MITTHEILUNGEN

DER

DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

FÜR

NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS.

HERAUSGEGEBEN VOM VORSTANDE.

BAND IX, TEIL 1.

(MIT 9 TAFELN).

DER WIEDERABDRUCK DER AUFSÄTZE IST NUR MIT ANGABE DER QUELLE GESTATTET.

TOKYO.

Oktober, 1902.

FÜR EUROPA

IM ALLEINVERLAG VON A. ASHER & Co.

Berlin W., Unter den Linden 13.

INHALT.

Die Schreibweise japanischer Namen ist die phonetische, mit nur wenigen unwesentlichen Abweichungen von der in Wörterbüchern wie HEPBURN. (4te Auflage) gebräuchlichen.

Die Vokale werden also wie im Deutschen gesprochen; „ei" fast wie „ē."

ch . . . . wie tsch.
j . . . . „ dsch.
s . . . . „ sz (s scharf).
sh . . . . „ sch.
z . . . . „ ds (s weich).
y . . . . „ j.

Im Anfange eines Wortes steht „y" vor „e" oder „ei" nur noch in allbekannten Wörtern wie Yedo, Yen etc.; man suche also „Yebi" unter „Ebi" u. a.

„i" hinter „ch" vor „u" ist weggelassen; man suche ein Wort wie „chiugoku" unter „chugoku."

DAS REDAKTIONS-KOMITEE.

MITTEILUNGEN

DER

DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

FÜR

NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS.

HERAUSGEGEBEN VOM VORSTANDE.

BAND IX.

(3 TEILE, 1902–1903).

MIT 13 TAFELN.

TOKYO.

FÜR EUROPA

IM ALLEINVERLAG VON A. ASHER & Co.

Berlin W., Unter den Linden 13.

Die Schreibweise japanischer Namen ist die phonetische, mit nur wenigen unwesentlichen Abweichungen von der in Wörterbüchern wie HEPBURN gebräuchlichen.

Die Vokale werden also wie im Deutschen gesprochen; „ei" fast wie „ē".

ch	wie	tsch
j	„	dsch
s	„	sz (s scharf)
sh	„	sch
z	„	ds (s weich)
y	„	j.

Im Anfange eines Wortes steht „y" vor „e" oder „ei" nur noch in allbekannten Wörtern wie Yedo, Yen etc; man suche also „Yebi" unter „Ebi" u. a.

„i" hinter „ch" vor „ū" ist weggelassen; man suche ein Wort wie „chiūgoku" unter "chūgoku".

DAS REDAKTIONS-KOMITEE.

INHALT DES IX. BANDES.

TEIL I.

TEIL II.



TEIL III.

Seite

MITTHEILUNGEN

DER

DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS.

Band IX, Theil 1. **Tōkyō, 1901.**

ERINNERUNGEN AN PHILIPP FRANZ VON SIEBOLD.

VON

Dr. H. TEN KATE.

(*Hierzu Tafel 1 bis 5.*)

Unter allen Erscheinungen der Welt giebt es wohl kaum einen mächtigeren Factor als die Zeit. Sie erschafft und sie vernichtet, unaufhörlich, im Grossen und Kleinen: Welten, Völker, Individuen. In vielleicht wenigen Culturländern der Erde drängt sich diese Wahrheit mehr auf als in Japan, wo, wenigstens dem Anschein nach, alles in gewisser Beziehung grösseren und schnelleren Veränderungen unterworfen ist als in Europa.

Besonders derjenige, der sich in frühere historische Erinnerungen, namentlich der Beziehungen Japans mit der Aussenwelt zu vertiefen und die stofflichen Zeugen dieser Vergangenheit der Vergessenheit zu entreissen sucht, wird sich oft enttäuscht finden. In Nagasaki z. B., das länger als jede andere Hafenstadt Japans in beständigem Verkehr mit Fremden, bezw. Holländern, stand, findet man nur noch sehr wenige Dinge, welche reden von früheren Zeiten. Das historisch interessante Deshima hat in den mehr als dritthalb Jahrhunderten, in denen es von Fremden bewohnt gewesen ist, zahlreiche Umwandlungen erlitten.

Sogar aus den letzten fünfzig Jahren gibt es dort nichts mehr, was sich auf frühere Zeiten bezieht. Das älteste Haus Deshimas ist kaum vierzig Jahre alt. Der dort von Siebold angelegte

Botanische Garten ist spurlos verschwunden. Die kleine Insel, einmal, in Napoleons Zeiten, das einzige Stückchen Erde, wo die holländische Flagge straflos wehen konnte, wird bald nur noch einen eingebauten Stadttheil Nagasakis bilden, unerkennbar und vergessen.

Jedoch den Mann, dessen Name so innig mit Deshima und Nagasaki im Speciellen verknüpft ist, haben die Zeit und das Schicksal etwas weniger rücksichtslos behandelt. Es ist nicht meine Absicht die Verdienste von Siebolds als eines der wissenschaftlichen Entdecker Japans zu schildern. Dies ist wiederholt und von berufener Seite geschehen. Ich möchte hier nur hinweisen auf das Wenige, was noch jetzt unmittelbar an den grossen Meister erinnert an dem Ort, wo er einst lebte und so segensreich arbeitete.

Der Same des Wissens, einst von Siebold und den nach ihm lehrenden holländischen Aerzten gestreut, fiel in gute Erde und trug tausendfach Frucht.

Aus den klinischen Stunden Siebolds und dem Unterrichte Pompe van Meerdervoorts, Bauduins und Anderer ging die jetzige Medicinschule Nagasakis hervor. Der Einfluss der deutschen und holländischen medicinischen Wissenschaft in Japan überhaupt ist allgemein bekannt. Wir wollen uns aber bei diesen ideellen Denksteinen nicht länger aufhalten, sondern die Denksteine im buchstäblichen Sinne einer flüchtigen Betrachtung unterziehen.

Wenn man einen der Glanzpunkte Nagasaki's, den Osuwa-Park, mit seinen herrlichen alten Kampferbäumen besucht und einem der aufwärts führenden Pfade folgt, so stösst man links am Fusse des Hügels, in unmittelbarer Nähe des Handelsmuseums, auf drei in einer Reihe stehende Denksteine (Taf. 1) Der kleinste, dreieckige Stein, vom dem Tafel 2 eine ausführlichere Abbildung giebt, ist historisch der älteste und interessanteste. Er wurde von Siebold selbst zum Andenken seiner zwei grossen Vorgänger, des Deutschen Kaempfers und des Schweden Thunbergs, in seinem schon beiläufig oben erwähnten Botanischen Garten auf Deshima 1826 errichtet. Demjenigen, der Siebolds *Flora Japonica* kennt, ist dieser Stein nicht neu. Siebold hat ihn abgebildet auf dem Titelblatt jenes grossen Werkes.*

---

* Dennoch ist dort der Name Siebolds mit anderen Buchstaben angegeben als die auf dem Stein. Vergl. *Nippon*, Archiv etc. Bd. I. 9.

Die Inschrift unter den Namen der beiden Forscher lautet:

Ecce! Virent vestrae hic plantae florentque quotannis
Cultorum memores serta feruntque pia.

Der Botanische Garten auf Deshima wurde bekanntlich 1823/24 von Siebold im Auftrage der niederländisch-indischen Regierung angelegt, 1859 aber leider aufgegeben, denn wie Pompe van Meerdervoort * sagt: „er moest ruimte gemaakt worden voor woon- en pakhuizen, ten dienste van den handelstand." Die einstige Lage des Gartens ist nur noch fest zu stellen nach dem Plan von Deshima in Band II, Tab. II der zu *Nippon* gehörigen Tafeln. Nach der Aufhebung des Gartens scheint der Kaempfer-Thunbergstein, nach kürzerem oder längerem Aufenthalt auf Zwischenstationen, seinen jetztigen Platz gefunden zu haben.

Wendet man sich jetzt zu dem grossen, einem breiten Menhir ähnlichen Stein, so erfährt man laut der deutschen Inschrift auf der Rückseite (Taf. 3) dass derselbe im März 1879 von seinen japanischen Verehreren errichtet wurde. Es würde zu weit führen, die auf der Vorderseite des Monolithen befindliche japanische Inschrift in Uebersetzung wiederzugeben. Der Schriftkundige, der sich dafür interessirt, sei hiermit verwiesen auf eine japanische Schrift des Dr. S. Kure, † in welcher der Stein abgebildet ist. Auch in der neuen Auflage des *Nippon*, ‡ von Siebolds beiden Söhnen besorgt, ist die Uebersetzung eines kleinen Theiles der Inschrift zu finden. Ich will hier nur hervorheben, dass 1875 sich unter Vorsitz des alten Prinzen Kuroda, eines Freundes von Siebold, eine Commission bildete mit der Absicht zum Andenken Siebolds ein Denkmal zu errichten.

Der mittlere, rundliche Stein der Reihe (Taf. 1) soll angeblich die Namen der Beitragenden zu dem Denkstein enthalten.

---

* Vijf Jaren in Japan, Bd. II, S. 53.—Es ist auffallend, dass der niederländische Marinearzt Pompe, der 1857-62 in Nagasaki medicinischen Unterricht ertheilte, also theilweise in derselben Zeit, als Siebold daselbst verweilte, diesen nur ganz beiläufig in seinem Buche erwähnt.

† Philipp Franz von Siebold. Sein Leben und Wirken, etc. Tokyo 1896. Verlag von Masuzo Tanaka.—In diesem Buche befinden sich manche interessante Einzelheiten über Siebolds Privatleben, seine Gefangenschaft 1828/29 und seinen diesbezüglichen Selbstmordversuch betreffend. Auch das 17. Capitel (Schüler und Freunde) ist historisch interessant.

‡ Band I, S. XXXIII.

Als von Siebold 1859 zum zweiten Male nach Nagasaki kam, nahm er zunächst sein Absteigequartier „in einem Tempel" („Hon-ren-si," Honrenji). * In diesem reizend am Abhang eines Hügels gelegenen Tempel (Taf. 4), von welchem der Blick die ganze Hafenbucht umfasst, schrieb von Siebold seine *Open Brieven uit Japan*. Er scheint aber nur einige Monate in diesem Tempel gewohnt zu haben, denn der letzte Brief (vom 12. August 1860) ist von „Villa Narutaki" datirt, woselbst er, nach seinen Söhnen, † später wieder, wie in den zwanziger Jahren, Aufenthalt nahm.

In dem genannten Narutaki, einem ländlichen Stadttheil Nagasakis, findet man den zweiten zu Ehren Siebolds errichteten Stein (Taf. 5). In Narutaki, in dem lieblichen grünen Thal, stand einmal Siebolds Wohnung. Namentlich dort hat er geforscht und gesammelt, Kranke geheilt und Schüler belehrt.

Ich kann verstehen, dass ihm, dem Naturfreunde, dieses Stückchen Erde lieb war. Umgeben von seinen Getreuen, Menschen und Thieren, konnte er sich hier Allem widmen was ihm am Herzen lag.

Wie oft wird wohl sein sinnender Blick über die waldreichen Abhänge des Thales, nach dem grünen Hikosan in der Ferne geschweift sein! So dachte ich mir jedesmal, wenn ich von seiner füheren Wohnstätte aus das reizende Landschaftsbild betrachtete.

Von der Wohnung Siebolds ist seit Jahren, ausser einem Theil der Fundamente, nichts mehr zu finden. ‡ Als Dr. A. Wernich im December 1876, „in pietätsvoller Rückerinnerung," die Stätte besuchte, konnte man sich „an den europäischen Verbesserungen und Anbauten des ursprünglich japanischen Hauses noch erfreuen." Ferner sagt Wernich diesbezüglich in seiner gewohnten eloquenten Sprache: „im Garten hatte die übermächtige Vegetation ihr Recht gefordert und hatte Bosquets, Gänge und Beete, denen unser grosser Vorgänger seine Erholungsstunden und seinen Fleiss gewidmet, mit undurchdringlichem Gestrüpp, mit starrem, zartere Pflanzen vernichtendem Bambus, mit üppig wucherndem Rankenunkraut überzogen. Manche Culturpflanze hatte aus den hier gepflegten Versuchsbeeten ihren Weg über das Land gefunden

* Nippon, neue Auflage, Bd. I, S. XXVIII.

† Nippon, l. c.

‡ In dem Kure'schen Buche findet man S. 32 eine Abbildung von Siebolds Wohnstätte, die einzige welche mir bekannt ist.

und Wenige noch ahnten ihre Ursprungsstätte; Andere waren, dem Boden fremdartig, vom Klima feindlich unterdrückt, verkümmert und untergegangen,—untergegangen bis zum vollkommenen Vergessensein von allen Lebenden.“ *

Der grauweiss, anscheinend granitische Denkstein zu Narutaki gehörte einmal zu den Fundamentsteinen des Siebold'schen Hauses. Er erhebt sich unter einer Pinie, die Vorderseite dem Osten zugekehrt. Die auf dieser Seite befindliche Inschrift lautet (japanisch und) englisch: „Residence of the late Dr. Ph. von Siebold.“ Die Inschrift auf der Hinterseite, aus dem japanischen übersetzt, lautet wie folgt: †

„Erinnerung an die frühere Wohnstätte des Herrn Siebold. Im Sommer des Jahres Teibi von Mei-ji (1895) suchte ich mit Herrn Omori, Gouverneur von Nagasaki-Ken, die Ueberbleibsel der Wohnung des Oesterreichers (*sic*) Herrn Siebold auf, welche wir in Narutaki-chi fanden. Seit Jahren war diese Stätte verlassen und ganz verödet. Von der Wohnung war nichts mehr übrig geblieben als einige Steine, welche einmal die Grundlage bildeten, und ein zerfallener Brunnen. Das Grundstück war bedeckt mit verwilderten Bäumen und Pflanzen, einst mit eigener Hand von dem Verstorbenen gepflanzt.

Herr Omori hegte den Wunsch, auf dieser Stelle einen Stein zur ewigen Erinnerung zu errichten, aber vielseitiger Beschäftigungen und des Zustandes des Landes wegen, war es ihm nicht erlaubt, seinen Traum verwirklicht zu sehen. Im Frühjahre des Jahres Tei-yen (1897) aber hat Herr Omori, unterstützt von mehreren seiner Freunde, die alten Grundlagen (des Hauses) freilegen und reinigen lassen. Auf der Seite, wo einst die Eingangspforte war, hat er einen Stein errichtet, auf welchem mit grossen und deutlichen Buchstaben geschrieben steht: Ueberbleibsel der Grundlagen des Hauses von Professor Siebold.

Dies ist tief eingemeisselt worden, damit es weder ausgewischt noch vergessen werden kann.

---

* Geographisch-medicinische Studien nach den Erlebnissen einer Reise um die Erde. Berlin 1878. S. 280.—Dr. Wernich irrt sich aber, wenn er sagt, dass Siebold „mehr als zwanzig Jahre“ auf dem „Grundstück“ (sc. Narutaki) verlebte. Siebold brachte im Ganzen gut zwölf Jahre in Japan zu. Die Zeit, welche er auf Deshima wohnte, im Honrenji-Tempel, auf Reisen und in Yedo zubrachte, zusammen gewiss einige Jahre, ist überdies von dem eigentlichen Aufenthalt in Narutaki abzuziehen.

† Herrn Leon van de Polder, Sekretär der Niederländischen Gesandtschaft in Tōkyō, bin ich Dank schuldig für diese Uebersetzung.

Ich, der dies geschrieben habe, erinnere mich, dass der Meister sagte, die Luft und die Erde unseres Nagasaki seien ihm eine zweite Heimath geworden. Ach! wie weit entfernt war er von seinen Verwandten, getrennt durch tausende von *Ri* über das Meer.

Diejenigen, welche wissen wollen, was er für unser Land gethan hat, werden alles lesen können auf dem Denkmal, das ihm in dem Park zu Nagasaki errichtet ist. Ich brauche es also hier nicht zu wiederholen.

Mei-ji 30. Jahr 3. Monat
Zusammengestellt von Yokin Tekisai Saikosen
Egami Yegon
dem Schriftsteller."

Ausser dem oben beschriebenen Denksteine gibt es noch eine Erinnerungsstätte an Siebold in der Umgegend von Nagasaki. Dieselbe ist jetzt nur noch sehr Wenigen bekannt. Es ist dies ein abgelegenes Grundstück Namens Ippon-gi, am nordwestlichen Abhang eines zur Kompira-yama-gruppe gehörenden Hügels. Hier in der Nähe sammelte Siebold Pflanzen und trieb er seine botanischen Studien. Die rücksichtslose Zeit hat auch hier von dem einstigen Hause nichts mehr zurückgelassen. Die jetztigen japanischen Wohnungen, in der Mitte eines Handelsgartens gelegen, sind aber theilweise, wie ich mich überzeugen konnte, mit dem Holze des alten historischen Hauses aufgebaut.

Dies sind, so viel mir bekannt, alle Erinnerungszeichen an Philipp Franz von Siebold, welche die Zeit in Nagasaki und Umgebung hinterlassen hat.*

Im April 1901.

---

* In Murray: Handbook for Japan, 5th edition, p. 471 wird gesagt, dass die Wohnung Siebolds in Urakami bei Nagasaki war. Es ist mir trotz aller Mühe an Ort und Stelle nicht möglich gewesen darüber etwas sicheres zu erfahren. Diese Angabe beruht wahrscheinlich auf einem Irrthum.

AUS DER JAPANISCHEN PHYSIOGNOMIK.

VON

Prof. Dr. K. Miura.

(*Mit 1 Tafel*).

In China scheint man sich schon mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt mit der Physiognomik beschäftigt zu haben. Sie wurde von dort mit der chinesischen Cultur zu uns herübergenommen und bald folgten Publicationen zahlreicher Schriften darüber, entweder in der unveränderten Form oder ins Japanische übersetzt oder von japanischen Verfassern neu zusammengestellt. Sie stimmen alle in den Grundzügen so überein, dass die Quelle immer dieselbe gewesen sein muss. Es entstanden allmählich Leute, welche berufsmässig diese Kunst trieben und weiter verbreiteten. Noch heutzutage findet man hie und da in der Stadt Aushängeschilder, worauf zu lesen ist, dass der Betreffende Ninsō (人相 Physiognomik) treibt. Mit der Entwicklung des modernen Lebens, speciell mit der Ausbildung der Naturwissenschaften ist die Physiognomik so sehr in den Hintergrund des socialen Lebens verdrängt worden, dass sie nur noch von weniger gebildeten und abergläubischen Kreisen befragt wird. Sie hat trotzdem eine mächtige Geschichte hinter sich und fast ein Jeder kennt einige Fragmente davon; es sollte daher nicht ganz unterlassen werden, eine wissenschaftliche Erklärung davon zu geben, soweit es möglich ist.

Die japanische Physiognomik beschäftigte sich mit der Besichtigung des Kopfes, Gesichtes, der Hände und ihrer einzelnen Teile—der Haare, Augen, Ohren, Nase, Zähne, Lippen, Zunge, Muttermale u. dgl.—ferner mit dem Beobachten des Menschen während des Essens und des Trinkens, des Gehens und Handelns, des Schlafens und des Sprechens, ja sogar mit der Form und Gestalt der Geschlechtsteile und der Excremente. In diese Einzelheiten will ich heute nicht eingehen und nur die *Physio-*

gnomik der Hand daraus als den best gepflegten Teil hervorheben und dieselbe mit der europäischen Chiromantie vergleichen.

Die Geschichte der Chiromantie ist ziemlich dunkel. Die Chaldäer und Aegypter scheinen diese Kunst nicht gekannt zu haben, im alten Testamente wird sie auch nicht erwähnt. Erst Cicero und Juvenal bemerken, dass es zu ihrer Zeit Leute gab, die sich besonders damit beschäftigten, aus den Linien der Hand zu weissagen. Sie wurde dann vergessen und im Mittelalter scheinen die Zigeuner die Kunst wieder nach Europa gebracht zu haben. In der Chiromantie spielen die Lineamente der Hand, die sog. sieben Berge, die Beschaffenheit der Finger und der Nägel u. dgl. die Hauptrolle. Wir wollen hier nur diejenigen Punkte daraus hervorheben, welche auch in der japanischen Chiromantie berücksichtigt werden und das Uebrige bei Seite lassen.

Die Chiromantie unterscheidet zunächst auf dem Handteller drei *Hauptlinien*: Die am distalsten gelegene von der Basis des Zeigefingers schief nach der Kleinfingerseite laufende Linie wird Tischlinie, *Mensale* oder auch *Herzlinie* genannt. Sie bedeutet das Hauswesen, das eheliche Glück, sowie die oekonomischen Verhältnisse.

Die mittlere, welche von der Mitte zwischen Daumen und Zeigefinger an der radialen Seite beginnend schief im Bogen nach der Ulnarseite (Kleinfingerseite) zu läuft, wurde *Natur-* oder *Hauptlinie*, von andern auch *tableline* (Farwell) genannt. Aus ihr zog man Schlüsse auf den Zustand der Seele und des Kopfes. Die dritte, weiter nach der Daumenseite gelegene Linie, welche im Ursprung mit der vorhergehenden verbunden nach der Mitte des Handgelenks zu strebt und den Daumenballen nach der Hohlhand zu beginnt, wurde *Lebenslinie*, *Vitale*, von andern auch *Herzlinie* genannt. Sie sollte die Länge des Lebens und den Zustand des Herzens verkünden.

Diesen drei Hauptlinien entsprechen Temmon 天紋, Jimmon 人紋 und Chimon 地紋 der japanischen Chiromantie. Der Tischlinie entspricht Temmon 天紋, die Himmelslinie. Sie bestimmt den Rang, die gesellschaftliche Stellung, den Beruf des Menschen. Die mittlere hiess Jimmon 人紋 die Menschenlinie, weil zwischen Himmel und Erde gelegen, und sollte Intelligenz, Charakter und Reichtum anzeigen. Der Lebenslinie gleich ist endlich Chimon 地紋 die Erdlinie; aus ihr wird die Länge des Lebens, die Familien- und Dienstbotenverhältnisse etc.

abgelesen. Sowol in der europäischen als auch in unserer Chiromantie 'sollte es im Allgemeinen ein gutes Zeichen sein, wenn eine Linie scharf und deutlich hervortritt, nirgends abgebrochen oder gespalten oder von anderen Linien durchschnitten ist, keine Abknickungen oder abnorme Biegungen erleidet u. s. w.

Die europäische Chiromantie lehrte ferner, dass es desto besser sei, je höher die *Tischlinie* an der Basis des Zeigefingers beginnt. Erreicht sie die Basis des Zeigefingers (Metacarpophalangealgelenk), so ist es ideal. Beginnt sie dagegen auf der Rückseite desselben und geht um den Finger herum, so bedeutet es einen Ueberschuss von Gefühl, woraus sich leicht Eifersucht entwickelt. Teilt sich diese Linie gabelig in ganz gleiche Zweige, so ist es ein unfehlbares Zeichen der Treue; einer solchen Person, sei es Mann oder Weib, kann man sein ganzes Vertrauen schenken. Gehen dagegen zahlreiche Aeste nach der Basis des Zeigefingers zu, so zeigen sie die Anzahl von Personen, die geliebt sind oder werden; ihre Länge und Tiefe entsprechen dann dem Grad der Liebe für eine jede. Entspringt die Tischlinie von der Wurzel des Mittelfingers und sieht wie Ketten aus, oder ist sie in ihrem Laufe von kleinen Linien durchschnitten, so bedeutet es inconstante Liebe. Eine innige Vereinigung dieser Linie mit der Natur- und Lebenslinie ist manchmal das Zeichen eines gewaltsamen Todes. Manche Krankheiten des Herzens oder der grossen Gefässe sollten sich auch hier zeigen, doch müssen sie durch die Leberlungenlinie, wovon später die Rede sein wird, controlliert werden.

Was wurde nun für dieselbe Linie von der japanischen Chiromantie gelehrt? Sie sagt: Steigt die Spitze des Temmon nach der Basis des Zeigefingers empor, dann ist der Besitzer meist glücklich. Spaltet sich diese Linie nach der Kleinfingerseite (Ulnarseite) in zwei oder mehrere Zweige, so ändert er seinen vererbten Beruf oder wird in ein fremdes Haus adoptiert; eine Frau verheirathet sich in diesem Falle zwei oder mehrmals. Ist die Linie abgebrochen oder wird sie von einer anderen Linie durchschnitten, dann deutet es auf Vermögensverlust oder auf Hindernisse im Geschäft, beginnt sie zwischen Zeige- und Mittelfinger—auf mangelhafte Ausdauer, ist sie kurz—auf häufige Berufsänderung. Befindet sich neben ihr noch eine ähnliche Linie, so werden Männer von höher stehenden Personen unterstützt, Frauen bekommen gute Kinder. Legt

man beide Hände an der Kleinfingerseite an einander und die Himmelslinien beider Hände treffen dort zusammen, so ist es ein Zeichen des glücklichen Schicksals, es gelingt einem meist alles, was man möchte. Zeigt diese Linie in der Mitte eine bogenförmige Krümmung, so lernt der Besitzer solcher Linie alles rasch, vergisst aber auch rasch und bringt die Sache nicht zu Ende. Erscheint innerhalb dieser Linie gelbe, rothe oder violette Farbe, so ist es gut; schwarz dagegen weist auf Unglück, blau auf Krankheit hin.

Wir kommen jetzt zu der zweiten Linie, der sog. *Natur-* od. *Hauptlinie.* Ist sie lang und gerade, so vorspricht sie gesundes Urteil und starken Willen. Geht sie durch die ganze Hand hindurch, zeigt sie eine extreme Sparsamkeit, wenn nicht Geiz an und pflegt an der Hand eines Egoisten gefunden zu werden. Geht die Spitze gabelig auseinander, ist der Betreffende unwahr, hört sie in der Mitte des Handtellers auf, statt weiter zu gehen, deutet sie auf Unentschlossenheit. Die Art und Weise der Verbindung von Natur- und Lebenslinie ist von grosser Bedeutung. Laufen sie eine grössere Strecke weit als eine Linie zusammen, so bedeutet es Mangel an Selbstvertrauen, eine frühzeitige Spaltung beider Linien, das Gegenteil.

Ueber dieselbe Linie, welche in der jap. Chiromantie *Jimmon* od. *Menschenlinie* genannt wurde, lehrte man folgendes:

Wer eine lange beinah den ulnaren Rand der Hand erreichende Menschenlinie besitzt, verliert früh seine Eltern oder Kinder; wer dagegen eine kurze, seichte und breite Linie hat, bleibt arm und wird nicht alt. Ist dieselbe zerstückelt und unterbrochen, so hat der Besitzer einer solchen Hand im Leben schwere Krankheiten oder hartes Unglück durchzumachen. Geht die Spitze der Linie nach der Kleinfingerseite des Handgelenks gabelig auseinander, so wird der Betreffende in fremdes Haus adoptirt. Läuft sie nicht, wie gewöhnlich, bogenförmig nach der ulnaren Seite der Hand hin, sondern parallel der ersten Linie quer durch, so deutet es Dummheit und niedrige Gesinnung an, gehen von Anfang bis zum Ende derselben mehrere Seitenzweige ab, ähnlich den Rippen eines Blattes, so weist das auf Verlust des Vermögens und auf kommendes Unglück hin. Besteht das Jimmon aus mehreren Linien, so gelingt dem Betreffenden nichts und er muss als Vagabund leben. Geht eine Linie durch Himmels- und Menschenlinie hindurch, so ist es ein gutes Zeichen, ebenso ist es zu deuten, wenn die

Menschenlinie mit drei seitlichen Ausbuchtungen versehen ist. Erscheine innerhalb dieser Linie gelbe, rothe oder violette Farben, so ist es ein Zeichen des Gelingens, blau deutet auf Aerger oder Krankheit, weiss und schwarz auf Unglück hin.

Endlich kommen wir zum dritten Hauptlineament der Hand, der *Lebenslinie*. Geht sie rund um den ganzen Daumenballen herum, verspricht sie ein hundertjähriges Alter, geht sie nur bis zur Mitte, ein 50 jähriges. Lang und von anderen Linien nicht durchkreuzt, von gutem Farbenton, frei von Flecken und Grübchen bedeutet sie langes glückliches Leben; kurz, blass und kettenartig unterbrochen oder von kleinen Linien durchkreuzt u. s. w. dagegen Schwächlichkeit, gegen Ende gabelig geteilt Schwäche im Alter. Ist sie von vielen kleinen Linien durchschnitten, so kann es auf Schwierigkeiten mit den Verwandten hinweisen, eine Nebenlinie auf dem Daumenballen auf Geistesschwäche. Ein bedenkliches Zeichen ist die vollständige Unterbrechung der Lebenslinie. Richtet sich dabei eine Spitze nach der Daumenseite zu, so deutet dies auf Tod, dreht sie nach dem Handteller, so ist noch Hoffnung vorhanden. Ein kleiner Ring in der Lebenslinie soll Verlust eines Auges, zwei solche den beider Augen bedeuten.

Der Lebenslinie entspricht *Chimon* 地紋 oder die *Erdlinie* der japanischen Chiromantie. Letztere sagte: Erscheint gelbe, rothe oder violette Farbe auf dieser Linie, so ist gewiss ein freudiges Ereignis bei der Mutter oder am Wohnort zu erwarten. Blau, schwarz und weiss sind dagegen schlimme Zeichen. Läuft die Erdlinie gerade und lang nach dem Handgelenk zu, bedeutet es gute Gesundheit und langes Leben, geht die Spitze nahe dem Handgelenk auseinander, so geht der Betreffende in ein fremdes Land oder führt ein einsames Leben. Wird diese Linie von zahlreichen kleineren Linien durchschnitten, so zeigt es unstetes Leben und wiederholtes Unglück an; zwei kleine Kreuzchen im Verlaufe derselben sind ein Zeichen, dass jemand mit der Mutter Streit hat. Wer neben der Erdenlinie noch eine ähnliche Linie besitzt, bekommt zweimal eine Mutter, eine wahre und eine Stiefmutter. Ist die Linie nur undeutlich gezeichnet, hat der Betreffende öfters Kummer wegen der Wohnung. Soweit über die drei Hauptlinien. Zu den accessorischen weniger constanten Linien gehören:

1. Hepatica oder *Leberlungenlinie*, welche nahe dem Handgelenk oder von dem proximalen Ende der Lebenslinie beginnt

ihnen hebe ich hier einige Figuren hervor, die mit lebhafter Phantasie herausgelesen wurden:

佛眼紋 Buddha's Augen, 魚紋 Fischfigur 六花紋 Sternchen mit 6 Hervorragungen, 懸針紋 hängende Nadel, 龜形紋 Schildkröten-Zeichnung, 懸魚紋 hängender Fisch u. s. w. u. s. w.

Von den Linien, die den chinesischen Zeichen ähnlich aussehen sind zu nennen 井字紋 Zeichen für Brunnen, 人字紋 Zeichen für Menschen, 女紋 Zeichen für Frauen, 用字紋 Zeichen für gebrauchen, 王字紋 Zeichen für König, 行字紋 Zeichen für Gehen u. s. w. u. s. w. In die Bedeutung aller dieser Zeichnungen in Einzelfällen näher einzugehen, glaube ich unterlassen zu dürfen.

Den 7 Bergen der europäischen Chiromantie kann man die 8 Himmelsrichtungen oder auch 12 Thierkreise der unserigen gegenuberstellen. Die ersteren wurden nach den Planeten genannt und heissen: Jupiter, Saturn, Apollo, Mercur, Mars, Luna und Venus; die 8 Himmelsrichtungen sind Nord, Süd, Ost, West und die dazwischen gelegenen Himmelsgegenden; die 12 Thierkreise Ne, Ushi, Tora, etc., wobei Ne und Nord zusammenfallen. Die mittlere Vertiefung der Hohlhand, welche dort Cavea martis heisst, wurde meidō 明堂 „helles Haus" genannt.

Die Bedeutung der Berge stimmt mit den Planeten überein, So hat man Schlüsse gezogen vom Jupiterberg auf seelische Eigenschaften und den selbsterworbenen Ruf des Menschen, vom Saturnberg auf oekonomische Verhältnisse, vom Mondberg auf die Constitution etc. Von den Himmelsrichtungen bedeutete Norden Wohnort und Alter, Süden öffentliche Verhältnisse, Osten Schicksal und Verhältnisse zu Geschwistern, Westen Kinder und Familie u. dgl. Sowol hier als auch dort hat man darauf geachtet, ob das Fleisch dick oder mager ist, ob der entsprechende Ort erhaben oder flach, ob die Farbe frisch oder

abgeblasst, oder ob dort verwirrende Linien oder Flecken sich finden. Der letztere Fall weist z. B. auf Unglück hin.

Ueber die *Tastballen* d. h. die wirbelförmige Zeichnung an den Fingerbeeren findet man in der europäischen Chiromantie nichts erwähnt, obwol sie von den Anatomen eifrig untersucht worden sind. Unsere Chiromanten nannten sie Hamon 巴紋 wegen der gerollten Form und lehrten, je regelmässiger sie sind, desto besser ist es, und je nachdem dieser oder jener Finger regelmässige oder unregelmässige Wirbel trägt, weist dies auf Glück oder Unglück verschiedener Art hin, insbesondere hat man daraus verschiedene Fähigkeiten des Menschen ablesen wollen.

Ich komme jetzt zur Erklärung der Bildung der Furchen und ihrer Bedeutung in der Chiromantie:

Wir können an den Furchen und Runzeln der Haut im Allgemeinen der Entstehung nach 4 verschiedene Arten unterscheiden. 1. Interpapillare Furchen z. B. Vertiefungen zwischen den Tastleisten, wie man sie auf den Finger- und Zehenballen findet. 2. Musculäre Furchen, welche durch Muskelinsertion. und Muskelcontraction entstehen z. B. Furchen auf der Stirne. Sie sind anfangs nur temporär während der Contraction vorhanden, um später durch häufige Wiederholung permanent zu werden. 4. Articuläre Furchen, entstanden durch Bewegung der Gelenke, wie man sie am Hand- und Ellbogen-Gelenk findet. 5. Senile Furchen, entstanden durch Verlust des Unterhautfettgewebes und der Elasticität der Haut.

Zu welcher Categorie sind nun die 3 Hauptfurchen der Hand zu rechnen? Unzweifelhaft der Hauptsache nach zu den articulären, zum kleinen Teil zu den musculären Furchen.

Die Tischlinie oder 天紋 Himmelslinie entspricht der Articulatio metacarpophalaugea oder dem Gelenke zwischen den Fingern und den Mittelhandknochen. Die Lebenslinie oder 地紋 Erdenlinie ist durch Gegenüberstellung des Daumens zu den übrigen Fingern entstanden und bildet daher die medile Grenze des Daumenballenmuskels; und die mittlere Naturlinie oder 人紋 Menschenlinie durch Faltenlegung der Haut zwischen beiden Linien, da die Haut hier im Handteller mit der Unterlage ziemlich fest verwachsen ist. Die accessorischen kleinen Linien entstehen ebenfalls durch Faltungen der Haut bei den mannigfachen Bewegungen der Hand und und der Finger; denn es steigen unzählige feine sehnige Fäden von unten nach der Haut

zu empor, um sie gegen die Unterlage zu befestigen und zwischen ihnen ist dort mehr und hier weniger Fett eingelagert.

Die 3 Hauptlinien sind schon bei der Geburt vorhanden, die übrigen kleinen Linien sind bei den Kindern im Allgemeinen weniger als bei Erwachsenen zu finden, doch wechseln sie je nach dem Ernährungszustande.

Ob die kleinen Linien der Hand zahlreicher sind oder nicht, hängt also vom Alter, Ernährungszustande, von der Dicke und Härte der Haut, von der Entwicklung des Unterhautfettgewebes und der Musculatur und in folgedessen vom Beruf, von der Lebensweise, von Gesundheit und Krankheit u. dgl. ab. Bei den wolgenährten arbeitenden Klassen sind sie weniger zahlreich als bei schwächlicheren, mageren alten Leuten. So sind die Erhabenheiten des Handtellers, die die Hohlhand umwallen, ebenfalls von der Entwicklung der Musculatur und des Fettgewebes abhängig und von den genannten Umständen beeinflusst. Sie alle sind also meist Folgen des Glücks und Unglücks, des guten und des schlechten Schicksals, der besseren oder der schlechteren socialen Stellung, der Gesundheit oder der Krankheit, und nicht die Ursache davon. Ihnen ist keine primäre, sondern nur eine secundäre Bedeutung zuzuschreiben. Nur die Tastleisten der Finger haben nicht nur phylogenetische Bedeutung, sondern sie behalten, von der Kindheit bis zum mittleren Alter, vom mittleren Alter bis zum Greisenalter ihre Form unverändert, nicht nur in den fundamentalen Zügen, sondern auch bis zum kleinsten Detail. Die Fingerabdrücke sind daher ein vorzügliches Mittel der Identification und können eine gewisse Bedeutung in der gerichtlichen Medicin erlangen.

DAS HEUTIGE JAPANISCHE GEFÄNGNISWESEN.

Von

Amtsrichter Dr. Crusen, Tokio.

INHALT.

§. 1. Einleitung.

Die Gefängniseinrichtungen von Japan[1] sind in Europa viel weniger bekannt, als die seiner Nachbarländer Sibirien und China, über die eine reichhaltige Litteratur existiert. Allgemein bekannt sind die Schilderungen der Zustände in Sibirien durch Dostojewski (Memoiren aus einem Totenhause) und den amerikanischen Zeitungskorrespondenten George Kennan. Die Behandlung der chinesischen Gefangenen wird fast in jedem Reisewerke über China beschrieben.

Das Interesse für das japanische Gefängniswesen ist für die in Japan lebenden Ausländer aktueller geworden seit Inkrafttreten der revidierten Verträge mit den Grossmächten im Sommer 1899. Früher wurden etwaige Uebertretungen der Strafgesetze durch die Konsulargerichte abgeurteilt; die Vollstreckung der erkannten Freiheitsstrafen erfolgte bei kürzerer Dauer in den Konsulatsgefängnissen, bei längeren Strafen in der Heimat. Jetzt sind—natürlich abgesehen von den Exterritorialen—die japanischen Gerichte zuständig, und die zu Freiheitsstrafen Verurteilten verbüssen diese in den japanischen Gefängnissen.

§. 2. Das Strafensystem des japanischen Strafgesetzbuchs von 1880.

Das Gefängniswesen eines Landes ist abhängig von dem materiellen Strafrecht, zu dessen Durchführung es dienen soll. Zum Verständnis der japanischen Strafvollzugseinrichtungen ist deshalb ein kurzer Blick auf das Strafensystem des geltenden Strafgesetzbuchs von 1880 erforderlich. Es beruht, Dank dem erheblichen Anteil, den der französische Kriminalist Boissonnade an seinem Entstehen hat, vorwiegend auf dem französischen Code pénal von 1810 und teilt dessen Hauptmangel eines viel zu komplizierten und in der Praxis undurchführbaren Strafensystems. Es giebt sechs verschiedene Freiheitstrafen: 1) *Haft*

1). Wer sich für die sehr interessante geschichtliche Entwickelung des japanischen Gefängniswesens interessiert, möge die im Anhange verzeichnete Litteratur, namentlich den Aufsatz von Krauss (in den Blättern für Gefängniskunde Band 30) vergleichen.

(koryu, Dauer 1–10 Tage); 2) *Gefängnis* (kinko, Dauer 11 Tage bis 5 Jahre, in besonders schweren Fällen 7 Jahre); 3) und 4) *eine politische Strafe* in der doppelten Form von einfacher Freiheitsentziehung (kingoku) auf die Dauer von 6–11 Jahren und von Verbannung, (ryukei) auf die Dauer von 12–15 Jahren oder auf Lebenszeit, als nicht entehrende Freiheitstrafen für politische Delikte, entsprechend der deutschen Festungshaft; 5) *Zuchthaus* (choeki, Dauer 6–11 Jahre); endlich 6) *Zwangsarbeit* (tokei, Dauer 12–15 Jahre oder auf Lebenszeit).—Die deutsche Nebenstrafe der Ueberweisung an die Landespolizeibehörde (Deutsches Strafgesetzbuch §. 362), welche der Verwaltungsbehörde die Befugnis giebt, den Verurteilten nach Verbüssung der Hauptstrafe (geschärfte Haft bis zu 6 Wochen) in ein Arbeitshaus unterzubringen oder zu gemeinnützigen Arbeiten zu verwenden, ist dem japanischen Recht unbekannt.

Arbeitspflichtig sind von den Gefangenen die zu Zwangsarbeit, zu Zuchthaus und zu schwerem Gefängnis (Gefängnis mit Arbeitszwang) verurteilten. Alle anderen brauchen nicht zu arbeiten, nämlich die zu leichtem Gefängnis (Gefängnis ohne Arbeitszwang), zu Verbannung und Einsperrung sowie zu Haft Verurteilten und diejenigen Personen, bei denen eine wegen Vergehen oder Uebertretung erkannte, aber nicht beizutreibende Geldstrafe in Freiheitsstrafe (Gefängnis oder Haft nach dem Satze 1 Yen = 1 Tag) umgewandelt ist. Die in den englisch-japanischen Zeitungen häufig wiederkehrende Meldung, dass jemand wegen einer leichten Strafthat zu mehreren Wochen Gefängnis „with hard labour" verurteilt ist, bedeutet nur, dass er überhaupt arbeiten soll, nicht dass seine Arbeit besonders schwer sein wird.

§. 3. Die Arten der Gefängnisse.

Sieht man von etwaigen Spezialstrafen für einzelne Stände oder besondere Deliktgruppen (wie Stubenarrest, Festungshaft, Verbannung) ab, so kann man, ohne in überflüssige und kostspielige Künsteleien zu verfallen, thatsächlich nur zwei Hauptarten der Freiheitsentziehung unterscheiden: Strafe mit Arbeitszwang und Strafe ohne Arbeitszwang. Die Unterschiede in der Vollstreckung der sechs Strafarten (deren Zahl übrigens in dem zu erwartenden neuen Strafgesetzbuche vermindert werden wird) stehen deshalb wohl auf dem Papier, verschwinden aber in

der Praxis vollständig. Thatsächlich sind denn auch so viele Arten von Strafanstalten, wie nach dem Gesetze und der Gefängnisordnung da sein sollten, überhaupt nicht vorhanden. Es sollte nämlich geben sechs verschiedene Arten von Anstalten (Gef. Ordnung vom 12 Juli 1887, Art. 1), und zwar: 1) Shujikan (Zentral-Anstalten, Zwangsarbeitshäuser) für die zur Zwangsarbeit, zur Deportation oder nach dem alten Recht zur lebenslänglichen Einsperrung Verurteilten; 2) Kariukan, Transportgefängnisse zur Aufnahme der nach den Shujikan zu verschickenden Gefangenen; 3) Chihokangoku, Lokalgefängnisse für die zu Haft, Gefängnis, Einsperrung und Zuchthaus verurteilten Männer und Weiber und die zu Zwangsarbeit verurteilten Weiber; 4) Kochikan, Untersuchungsgefängnisse; 5). Riuchijo, Polizeigefängnisse oder Arresthäuser zur vorläufigen Aufnahme von Untersuchungsgefangenen und zur Vollstreckung von kurzen Haft- und Gefängnisstrafen; endlich 6) die Chojijo, Zwangserziehungsanstalten für Kinder von 8–12 Jahren (welche nach Art. 79 des Strafgesetzbuchs zwar nicht bestraft, aber bis zum vollendeten sechzehnten Jahre in eine Besserungsanstalt gebracht werden können) sowie ausserdem für Taubstumme und für Minderjährige von 12–16 Jahren, bei deren Verurteilung angenommen ist, dass sie ohne Unterscheidungsvermögen gehandelt haben.

Thatsächlich giebt es aber zunächst besondere *Anstalten zur Verbüssung der beiden politischen Strafen, Transportgefängnisse* und *Zwangserziehungsanstalten* überhaupt nicht. Für die zur einer der politischen Strafen Verurteilten sollten ursprünglich Spezialanstalten errichtet werden, und zwar für die zur Freiheitsentziehung Verurteilten auf dem Festlande, für die Verbannten auf einer Insel (Strafgesetzbuch Art. 20 und 23). Diese Vorschrift des Gesetzes ist aber nicht ausgeführt, die Verurteilten werden vielmehr in den Lokalgefängnissen und (die Verbannten) in den Zwangsarbeitsanstalten untergebracht; Festungen, die zur Vollstreckung dieser Strafen verwendet werden könnten, giebt es in Japan nicht. Die Transportgefangenen und die Zwangszöglinge werden in die Lokalgefängnisse gebracht. Diese eignen sich zur Aufnahme der letzteren recht wenig. Durch das Zwangserziehungs-Gezetz vom 9 März 1900 sind nun die Bezirke verpflichtet, besondere Zwangserziehungsanstalten auf ihre Kosten zu errichten, wogegen ihnen die Kosten für die Erhaltung der Lokalgefängnisse abgenommen sind. Besondere *Untersuchungsgefängnisse* giebt es nur 5 in Tokio, Fukuoka, Aomori, Akita und Okayama;

in allen übrigen Bezirken bestehen lediglich in den Lokalgefängnissen besondere Abteilungen für Untersuchungsgefangene.

Es giebt also thatsächlich in Japan, wenn man von den wenigen besonderen Untersuchungsgefängnissen absieht, nur drei Kategorieen von Gefängnissen: Polizeigefängnisse, Zwangsarbeitsanstalten und Lokalgefängnisse.

1. *Polizeigefängnisse* (riuchijo) giebt es zur Zeit (nach der Statistik vom 1 Mai 1901) 1408 mit einem Gefangenenbestande von 1025 Köpfen (243 Untersuchungsgefangenen und 782 zu kurzen Freiheitstrafen verurteilten Personen). Sie sind meist ganz klein und dienen nur zur vorübergehenden Aufbewahrung von Untersuchungsgefangenen und Vollstreckung ganz kurzer Strafen. Sie unterstehen nicht der Gefängnis-, sondern der Polizei-Verwaltung und sind deshalb im Folgenden nicht mit berücksichtigt.

2. *Zwangsarbeitshäuser* (shujikan) giebt es zur Zeit (Dezember 1901) sechs, davon 3 (Kabato, Tokachi, und Abashiri) auf Hokkaido, 2 (Tokio und Sendai) auf Hondo und endlich 1 (in Omuta) auf Kiushiu. In diese Anstalten werden nur zu Zwangsarbeit und „ryukei" verurteilte Männer aufgenommen; die geringste Strafdauer beträgt in beiden Fällen 12 Jahre. Die zu „tokei" verurteilten Weiber werden nicht in die „shujikan," sondern in die Lokalgefängnisse gebracht. Der Ursprung dieser Praxis beruht darin, dass die Zwangsarbeitsstrafe unter vorzugsweiser Verwendung der Gefangenen zu landwirtschaftlichen Arbeiten eigentlich auf einer Insel vollstreckt werden sollte, wo man Weiber aus Gründen der Moral, der Disziplin und des Arbeitsbetriebes nicht unterbringen wollte. Nachdem thatsächlich die Strafe in den Shujikan verbüsst wird, könnte man in diesen besondere Weiberabteilungen errichten, deren Kosten aber in keinem Verhältnisse zu der geringen Zahl der weiblichen Verurteilten stehen würde. Man schickt sie deshalb besser in die Gefängnisse.

3. *Lokalgefängnisse* (chiho-kangoku) giebt es im ganzen 132, wovon 49 selbständige und 83 Zweiganstalten, die keinen eigenen Direktor haben, sondern unter Verantwortung des Direktors der Hauptanstalt von einem Inspektor verwaltet werden. Die Lokalgefängnisse dienen zur Aufnahme aller Gefangenen, die weder in die Polizeigefängnisse noch in die Zwangsarbeitsanstalten geschickt werden. Das sind: a) die zur Zwangsarbeit verurteilten Weiber; b) die zu Haft, Gefängnis, einfacher Freiheitsentziehung

verurteilten Männer und Weiber, c) zu Geldstrafe verurteilte Personen, bei denen an Stelle dieser nicht beizutreibenden Strafe Freiheitstrafe getreten ist. Die Zahl der Strafgefangenen in den Lokalgefängnissen und den Zentralanstalten betrug in den Jahren 1893 bis 1900 am 31 Dezember jeden Jahres: 65617, 67261, 65234, 64287, 57127, 58918, 50576, 49260. d) Untersuchungsgefangene beiderlei Geschlechts; ihre Zahl betrug in den Jahren 1893-1900 am 31 Dezember jedes Jahres: 11243, 10895, 10070, 9202, 10050, 9395, 6287, 7275. Die erhebliche Abnahme in den letzten Jahren ist (nach amtlichen Angaben) teilweise auf grössere Nachsicht bei geringfügigen Strafthaten (namentlich wohl beim gewerbsmässigen Glückspiel) und auf grössere Beschleunigung des Strafverfahrens zurückzuführen; e) Zwangszöglinge; ihre Zahl betrug in den Jahren 1893–1900 am 31 Dezember jedes Jahres: 230, 252, 209, 157, 185, 213, 174, 144. f) eine Kategorie von Personen, die man kaum in den Gefängnissen vermutet, sind Personen, die ausser zu einer Freiheitstrafe auch noch zur Stellung unter Polizeiaufsicht (zulässig für eine Dauer von zwei Monaten bis zu fünf Jahren) verurteilt sind, aber nach Verbüssung der Hauptstrafe kein Unterkommen nachweisen können. Sie werden, solange sie hierzu nicht im Stande sind, bis zum Ablauf der Frist für die Polizeiaufsicht in der Anstalt zurückbehalten, wo sie von den übrigen Gefangenen abgesondert werden und gewisse Freiheiten geniessen. Ihre Zahl betrug am 31 Dezember der Jahre 1893–1900: 1693, 2192, 1694, 1436, 1551, 1774, 1008, 923.– g) Endlich fällt jedem, der die Frauen-Abteilung eines japanischen Gefängnisses besucht, die verhältnismässig grosse Zahl von ganz kleinen Kindern auf, die dort bei ihren Müttern sind. Ihre Zahl betrug in den Jahren 1893 bis 1899: 392, 401, 344, 341, 352, 332, 102, 100. Die japanische Gefängnis-Ordnung gestattet den Müttern, die in der Anstalt niederkommen oder bei Antritt der Strafe ein kleines Kind haben, es bis zum vollendeten dritten Jahre bei sich zu behalten. Die Vorschrift hängt mit der in Japan sehr lang ausgedehnten Ernährung der Kinder durch Muttermilch zusammen und ist humaner, als die Vorschrift der preussischen Gefängnis-Ordnung, nach der das Kind aus der Anstalt entfernt werden muss, sobald die Trennung von der Mutter *möglich* ist. Die geringe Belästigung, die der Verwaltung die Anwesenheit eines Säuglings verursacht, wird reichlich aufgewogen durch die günstigen Wirkungen auf die Gesundheit des Kindes und den Charakter der Mutter.

Der Uebersichtlichkeit wegen mögen hier die im vorstehenden angeführten Zahlen zu einer Tabelle vereinigt werden. Es waren am 31 Dezember der Jahre 1893 bis 1900 vorhanden:

	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900
Strafgefangene	65617	67261	65234	64287	57127	58918	50576	49260
Untersuchungsgefangene	11243	10895	10070	9202	10050	9395	6287	7275
Zwangszöglinge (taubstumme und jugendliche).	230	252	209	157	185	213	174	144
Gefangene unter Polizeiaufsicht.	1693	2192	1694	1436	1551	1774	1008	923
Säuglinge	392	401	344	341	352	332	102	100
Gesamtsumme	79175	81001	77551	75423	69265	70632	58147	57702

Die erhebliche Verminderung der Zahl der Gefangenen im Jahre 1897 beruht darauf, dass bei dem Tode der Kaiserin-Mutter eine umfassende Amnestie erfolgte, durch die allen Verurteilten ein Viertel der Strafe erlassen wurde; von 54627 Gefangenen wurden am Tage der Amnestie 9983 entlassen. Der kleine Nachlass in den folgenden Jahren ist (nach dem amtlichen Rapport sur le système pénitentiaire du Japon von 1900) zurückzuführen auf grössere Nachsicht der Behörden bei der Verfolgung unbedeutender Strafthaten, Beschleunigung des Strafverfahrens, häufigere Anwendung der bedingten Entlassung, vor allem aber auf das erhebliche Steigen der Arbeitslöhne, das trotz gleichzeitiger Erhöhung der Lebensmittelpreise den unteren Volksklassen ein genügendes Auskommen verschaffte, so lange sie überhaupt Arbeit fanden. Das Jahr 1901 hat infolge der chinesischen Wirren allgemeine Geldknappheit, Stocken des Handels nach China und infolgedessen Betriebseinschränkungen in zahlreichen Fabriken gebracht, die wahrscheinlich auch in einem erneuten Anschwellen der Kriminalität zum Ausdruck kommen werden.

§. 4. Gefängnisbau.

Planmässige, den Anforderungen der Strafvollstreckung und der Baukunst gleichmässig entsprechende Gefängnisgebäude werden in Japan erst seit der Mitte der 70ger Jahre aufgeführt,

nachdem japanische Beamte der Gefängnisverwaltung die Anstalten in den englischen Kolonieen Asiens und später auch in Europa und Amerika kennen gelernt hatten.

In den älteren Zeiten und noch bis zur Wiederherstellung des Kaisertums dienten die Gefängnisse in erster Linie der sicheren Verwahrung und Unschädlichmachung der Verbrecher. Der Gedanke, sie zu bessern und ihnen Leben und Gesundheit zu erhalten, wurde, wenn er auch vielleicht theoretisch schon früh (in dem Taihoritsu[2] des Mommu Tenno von 702 n. Chr.) anerkannt wurde, jedenfalls in der Praxis—wenigstens unter den Tokugawa—nicht durchgeführt.

Als nun nach der Restauration des Kaisertums im Jahre 1868 der Strafrechtspflege und dem Strafvollzuge erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wurde, benutzte man zunächst die alten, meist sehr mangelhaften, Gefängnisse der Daimios, baute sie notdürftig um oder richtete andere, gerade zur Verfügung stehende Räumlichkeiten (z. B. Daimio-Quartiere), so gut es eben ohne grosse Kosten ging, zu Gefängnissen ein. So entstanden die Anstalten, die ich als *Gefängnisse alten Stils* bezeichnen möchte, und die zur Zeit noch die Mehrzahl bilden. Es sind meist grosse mit Holz- oder Steinmauern, oft auch mit einem Graben umgebene Komplexe rechteckiger Holzbauten, von denen die dem Eingange am nächsten liegenden als Wirtschafts- und Verwaltungsgebäude dienen, die übrigen teils Arbeitsbaracken, teils Hafträume sind. Die letzteren pflegen aus einem äusseren Umbau japanischen Stils mit Holz- und Papierwänden zu bestehen; im Inneren sind auf einem erhöhten Unterbau die durchweg für gemeinschaftliche Haft bestimmten Zellen, die meist an der Rück- und den Seitenwänden feste Holzbekleidung, an der Vorderseite aber ein durchbrochenes Gitter aus Holzbalken haben, das ihnen das Ansehen von Raubtierkäfigen verleiht. Die Zellen gestatten nur ungenügenden Abschluss gegen die Aussenluft, haben keine Heizvorrichtungen und sind im Winter empfindlich kalt, allerdings nicht viel kälter, als die meisten japanischen Häuser. Die ganze Anlage ist meist sehr wenig übersichtlich und erfordert ein bedeutendes Aufsichtspersonal; da auch jetzt noch dieser Typus vorherrscht, so besteht die Vorschrift, dass auf 500 Gefangene 75 Aufseher kommen müssen. Beispiele solcher Anstalten sind:

2) Das Strafgesetzbuch heisst so, weil es im 2. Jahre der Periode Taihō (701-703) promulgiert wurde. Wir besitzen es aber erst in einer späteren Redaktion aus dem Jahre 718. vergl. Florenz, Nihongi, Einleitung. p. XXX).

Ichigaya in Tokio (ist zum Abbruch bestimmt), Hiego-Kobe, Osaka (vgl. den im Anhang beigefügten Plan), Nagasaki (wird zur Zeit durch eine neue Anstalt modernen Stils ersetzt).

Die *Gefängnisse neueren Stils* haben mehr Aehnlichkeit mit den europäischen, sind zum Teil Backsteinbauten mit hölzernem Dachstuhl und in der übersichtlichen Fächerform (mit einem oder zwei Fächern und entsprechend einer oder zwei Zentralen) gebaut. Die Arbeitsbaracken liegen meist zwischen den äusseren Enden der Flügel; ganz vereinzelt, z. B. bei dem Gefängnisse in Nagano, sind auch sie fächerförmig angelegt. Beispiele dieser Bauart sind: die Zentralanstalten in Kosugei bei Tokio (Tokio-Shujikan, 1879 gebaut,) und Sendai (Miagi-Shujikan, ebenfalls 1879 gebaut), die Gefängnisse in Sugamo bei Tokio und Negishi bei Yokohama (vgl. die Pläne), Nagoya, Takamatsu auf Shikoku. Alle diese sind teilweise für Einzelhaft eingerichtet; aber auch für die Gemeinschaftszellen ist das Käfigsystem aufgegeben, sie liegen meist an beiden Seiten der Flügel, sind in der Mitte durch einen Gang getrennt und haben an drei Seiten feste Wände aus Holz oder Stein.

Einzelne dieser neueren Anstalten (z. B. Sendai Shujikan, das Gefängnis zu Nagano) haben 2 Stockwerke; die steigenden Grundstückspreise machen eine bessere Ausnutzung des Raumes wünschenswert. Aber gerade bei Gefängnissen sind natürlich die Bedenken gegen hohe massive Gebäude wegen der Erdbeben- und Feuersgefahr besonders gross.

Gegen die Kälte gewähren auch diese neueren Anstalten keinen genügenden Schutz, weil auch sie (von den nördlichsten Teilen des Landes abgesehen) keine Heizvorrichtungen enthalten.

In allen Anstalten sind die verschiedenen Abteilungen (für Straf- und Untersuchungsgefangene, für Männer und Weiber) durch hohe hölzerne oder steinerne Scheidewände von einander getrennt.

Eine wesentliche Verschiedenheit zwischen dem japanischen und dem deutschen Gefängniswesen zeigt sich in der *Grösse der Anstalten.* In Preussen ist fast mit jedem der 1110 Amtsgerichte ein, allerdings in den meisten Fällen nur kleines, Gefängnis verbunden, das zur Aufnahme von vorläufig festgenommenen Personen, von Untersuchungsgefangenen und von Strafgefangenen mit kurzer Strafdauer dient. Daneben bestehen, zum Teil in Verbindung mit den 94 Landgerichten, grössere Gefängnisse für Untersuchungsgefangene und Strafgefangene und Zuchthäuser. Im

ganzen giebt es in Preussen (nach der Statistik vom 31 März 1899) 1153 Anstalten; von diesen hatten nur 4 eine Belegungsfähigkeit von über 1000 Köpfen, und 31 eine solche von 500-900 Köpfen; 95 Anstalten konnten 100-500 Köpfe fassen und der Rest von 952 weniger als 50. In Japan zeigt sich das Bestreben nach weitgehender Zentralisation auch in der Gefängnisverwaltung. Ausser den für die Strafvollstreckung kaum in Betracht kommenden kleinen Polizeigefängnissen giebt es überhaupt nur 138 Anstalten, die meist in oder bei der Bezirkshauptstadt liegen; im Jahre 1892 gab es noch 163 Anstalten, seitdem sind 25 kleinere Gefängnisse aufgehoben. Die Massregel hat ihre Vorzüge und ihre Schattenseiten: der Strafvollzug ist zweifellos in einer grossen Anstalt besser, geregelter und energischer, als in einer kleinen, meist auch billiger. Andererseits entstehen durch die grösseren Entfernungen und weiteren Transporte für den Staat wie für des Publikum grössere Kosten und Zeitversäumnisse.

In Japan giebt es etwa 19 Anstalten[3] mit einer Belegungsfähigkeit von über 1000 Köpfen, wie aus folgender Uebersicht hervorgeht.

Osaka	3814	Maibashi	1550
Nagoya	2089	Yokohama-Negishi	1025
Tokio-Sugamo	1927	Gifu	1119
Kioto	1481	Hokkaido-Zentralanstalt	1300
Tokio-Ichigaya	1222	Tokio-Zentralanstalt	1000
Hiogo-Kobe	1608	Abashiri-Zentralanstalt	1200
Sendai-Gefängnis	1164	Kumamoto	1006
Miike-Zentralanstalt	1400	Saitama	1114
Hiroshima	1283	Ibaraki	1014
Tokachi-Zentralanstalt	1200		

Die Baukosten für die Gefängnisse sind in den einzelnen Bezirken sehr verschieden und hängen u. a. davon ab, ob in Holz oder Stein gebaut wird und ob Gefangene in grösserer oder geringerer Anzahl verwendet werden. Man nimmt an, dass bei reichlicher Verwendung von Gefangenen ein Gefängnis für 4-800 Gefangene einschliesslich der Grunderwerbskosten 3–400,000 Yen kostet,

3). Genauer lässt sich die Zahl nicht feststellen, weil eine amtliche Ermittlung der Belegungsfähigkeit der Anstalten nicht stattfindet. Die im Text gegebenen Zahlen beruhen teils auf mündlichen Mitteilungen der Anstaltsdirektoren bei Gelegenhit amtlicher Inspektionen, die ich im Auftrage des Ministeriums vorgenommen habe, teils auf den statistischen Angaben über die thatsächliche Belegung der Anstalten am 31 Dezember 1900.

also gegen 500 Yen für den Kopf der höchsten Belegungsfähigkeit. Der Neubau für das Untersuchungsgefängnis in Tokio ist für 1000 Gefangene berechnet und auf 1,000,000 Yen veranschlagt. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Gefängnisverwaltung in dem Shujikan bei Tokio eine grosse eigene Ziegelei besitzt, also die Materialien für den Ziegelbau billig beziehen kann; dieser Vorteil wird allerdings durch die höheren Arbeitslöhne in Tokio völlig aufgewogen. Für die nächsten Jahre ist die Verwendung von jährlich ungefähr 300,000 Yen zum Neubau von Gefängnissen in Aussicht genommen. Es sollen, ausser dem erwähnten Gefängnis in Tokio, zunächst neu gebaut werden die Gefängnisse in Chiba, Nagasaki, Kagoshima, Ishikawa und Nara; die Gesamtkosten für diese 5 Anstalten sind auf 1,453,063 Yen veranschlagt.[4]

§. 5. Die Verwaltung des Gefängniswesens. Zentral- und Lokal- Verwaltung.

Die Verwaltung des Gefängniswesens zerfällt in die Zentral- und die Lokalverwaltung. Die Oberleitung ist im Laufe der Zeit in verschiedenen Händen gewesen. Seit der Wiederherstellung des Kaisertums waren abwechselnd zuständig: Ministerium für Kriminal- Sachen (1868–1871), Justiz-Ministerium (1871–1876), Ministerium des Inneren (1876 bis 1900). Seit dem 1 Juli 1900 ist der Justizminister oberste Aufsichtsbehörde für das gesamte Gefängniswesen. Zu seiner Unterstützung sind ihm beigegeben: 1 Ministerialdirektor (mit Chokunin-Rang, der preussischen ersten und zweiten Ratklasse entsprechend). 4 Ministerialräte (Sonin-Rang) 1 Hülfsarbeiter, 1 Architekt, dazu die erforderliche Anzahl von Bureau- und Unterbeamten. Ausserdem ist seit Ende 1899 der Verfasser als Beirat der Gefängnisverwaltung thätig. Die Ministerialräte und der Hülfsarbeiter sind früher Gefängnis-

4). Zum Vergleich sei bemerkt, dass in Preussen früher bei den vom Ministerium des Inneren ressortierenden Anstalten die Kosten eines grossen Gefängnisses pro Kopf der Belegungsfähigkeit etwa zwischen 5700 und 3700 Mark betrugenn Seit etwa 1885 sind sie erheblich niedriger geworden und schwankten für die in den Jahren 1885–1898 gebauten 5 grossen Anstalten (Strafanstalt in Gross-Strelitz, Gefängnisse in Düsseldorf, Wohlau, Siegburg und Breslau) zwischen 2464 und 2068 Mark. (Statistik der zum Ressort des Kgl. Preussischen Ministerium des Inneren gehörenden Strafanstalten und Gefängnisse für den 1 April 1898-1899, S. XXVI). Neuerdings hofft man durch ausgiebige Verwendung von Gefangenen die Kosten auf 1500 Mark pro Kopf zu ermässigen.

direktoren gewesen. Die Gefängnisabteilung zerfällt in 5 Unterabteilungen für Strafvollzug, Oekonomie-Wesen, Statistik, Rechnungswesen und Bausachen.

Der Minister kann jeder Zeit jedes Gefängnis durch seine Räte revidieren lassen und macht von dieser Befugnis umfassenden Gebrauch. (Art. 4 Abs. 1 der Gef. Ordn.).

Die Shujikan in Sendai, Tokio und Miike unterstehen direkt dem Minister. Bei allen übrigen Anstalten giebt es zwischen diesem und der Lokalverwaltung eine Zwischeninstanz, nämlich: auf der Insel Hokkaido der Gouverneur, in Tokio der Polizeipräsident, für alle übrigen Anstalten der zuständige Regierungspräsident. Alle diese Beamten sollen die ihnen unterstellten Gefängnisse mindestens einmal jährlich revidieren. (Gef. Ordn. Art. 3, Art. 4 Abs. 2.). Eine Verpflichtung zur zeitweiligen Besichtigung der zu ihrem Amtsbezirk gehörigen Gefängnisse besteht ausserdem für die Staatsanwälte und—bezüglich der Untersuchungsgefängnisse—für die Richter. Endlich besteht aus der Zeit, wo die Kosten der laufenden Verwaltung der Lokal-Gefängnisse von den Bezirken getragen wurden, die Bestimmung, dass die Mitglieder der Bezirks-Versammlungen das Recht haben, die Gefängnisse zu besuchen.

§. 6. Das Beamtenspersonal der Gefängnis-Verwaltung.

An der Spitze jedes Gefängnisses steht ein Direktor, von denen insgesamt 55 vorhanden sind. Sie haben den Rang der 8–5. Klasse der Sonin (die 5. Klasse kann jedoch nur von den Direktoren der Shujikan erreicht werden) und müssen vor ihrer Ernennung mindestens 3 Jahre im Gefängnisdienste thätig gewesen sein (Kaiserl. Erlass von 1899). Die Nebenanstalten werden unter Oberaufsicht des Direktors der Hauptanstalt von einem Inspektor geleitet.

Im ganzen sind zur Zeit (Dezember 1901) vorhanden:

55	Direktoren,
603	Sekretäre,
339	Inspektoren (Oberaufseher)
242	Aerzte
177	Geistliche (buddhistische)

	8489	Aufseher
	633	Hülfsaufseher
	450	Aufseherinnen
	459	Werkmeister
	736	Beamte verschiedener Art, meist Bureaubeamte u. Schreiber.
	15	Dolmetscher.
zusammen	12198	

Die Zahl der Aufseher ist sehr hoch: man rechnet auf je 500 Gefangene 75 Aufseher und vermindert oder erhöht das Aufsichtspersonal entsprechend, sobald die Zahl der Gefangenen sinkt oder steigt. Es kommt also auf je 6–7 Gefangene 1 Aufseher. Im Zuchthause Moabit-Berlin, das eine Belegungsfähigkeit von 550 Köpfen in der Hauptanstalt und von 55 Köpfen in der Irrenabteilung hat, sind nur 46 Aufseher, je 1 auf 12-13 Gefangene, vorhanden, in Halle (Strafanstalt und Gefängnis) für 800 Gefangene 40 Aufseher (1 : 20) und in den meisten preussischen Anstalten dürfte die Zahl verhältnismässig noch geringer sein.

Der Ueberfluss an unteren Beamten, der mit einem fühlbaren Mangel an wissenschaftlich gebildeten höheren Beamten einhergeht und ein Charakteristikum der gesamten japanischen Staatsverwaltung bildet, datiert noch aus der Zeit, in der die menschliche Arbeitskraft so billig war, dass es auf einige hundert Beamte mehr oder weniger nicht ankam. Die Gefängnisverwaltung wird sich voraussichtlich über kurz oder lang entschliessen müssen, ihr Personal einzuschränken und die Gehälter zu erhöhen.[5] Denn das Einkommen der Gefängnisbeamten ist allerdings in den letzten Jahren mehrfach aufgebessert, bleibt aber immer noch hinter dem Wünschenswerten zurück. Es erhalten (1 Yen = etwa 2, 10 Mark):

der Iustizminister	6000	Yen
der Unterstaatssekretär	4000	,,
der Ministerialdirektor	3000	,,
die Ministerialräte	1400 und 2000	,,
die Direktoren	600–1400	,,
die Sekretäre	144–900	,,
die Inspektoren	144–900	,,

5). Der gegenwärtige Ministerpräsident General Vicomte Katsura beabsichtigt, die gesamte japanische Verwaltung in diesem Sinne zu reorganisieren.

die Aerzte durchschnittlich	420	Yen
die Geistlichen	240	„
die Werkmeister	120	„
die Aufseher	108–180	„
die Aufseherinnen	50–180	„

Das Aufrücken im Gehalt erfolgt jährlich nach Massgabe der nach dem Etat vorhandenen Mittel. Der Beamte hat keinen Rechtsanspruch auf Auszahlung des Gehalts und Gewährung der Zulage.

Das Institut der Militäranwärter, aus denen sich in Deutschland der weitaus grösste Teil der unteren und mittleren Gefängnisbeamten rekrutiert, ist in Japan unbekannt. Die Verwaltung muss daher die nötigen Massregeln treffen, um sich genügenden Nachwuchs zu sichern. Sie thut das, indem sie den neu eintretenden von Anfang an Gehalt zahlt und indem sie auch dem geringsten Unterbeamten die Möglichkeit gewährt, sich durch den Nachweis der verlangten Kenntnisse (Ablegung einer Prüfung) die Anwartschaft auf die Beförderung in höhere Stellen zu erwerben.

Als Aufseher kann nur angenommen werden, wer mindestens 21 und höchstens 45 Jahre alt ist und ein Examen bestanden hat. Nach der Zulassung wird der Anwärter zunächst 3 Monate theoretisch ausgebildet und zum praktischen Dienst erst verwendet, wenn seine Tauglichkeit dazu feststeht. Das Mindestalter für Aufseherinnen ist 40 Jahre. Aufseher können in die höheren Stellen des Gefängnisdienstes aufrücken: nach längerer Dienstzeit können sie durch Ablegung einer Prüfung die Befähigung zur Bekleidung eines Sekretär- oder Inspektorpostens erwerben. Aus diesen werden wiederum die Direktoren genommen.

Die Monotonie des Gefängnisdienstes macht eine besonders wohlwollende Regelung der Urlaubsverhältnisse erforderlich. Die Aufsichtsbeamten erhalten deshalb im Monat mindestens 2 ganze und 2 halbe Tage Urlaub, ausserdem thut an Sonntagen nur ein Teil der Beamten Dienst. Wer ein halbes Jahr lang niemals im Dienst gefehlt hat, bekommt 5, und bei einem ganzen Jahre 10 Tage Extra-Urlaub— eine Bestimmung, die jedem Kenner der japanischen Verwaltungspraxis leicht verständlich ist: sie soll der in der Beamtenwelt allgemein verbreiteten Unsitte entgegentreten, dass völlig gesunde Beamte sich krank melden, wenn ihnen aus anderen Gründen das Fernbleiben vom Dienste bequem ist.

Der *Vorbildung der Gefängnisbeamten* hat die Verwaltung von jeher grosse Aufmerksamkeit zugewendet und bezüglich der besonderen Vorkehrungen und der Ausgaben für diesen Zweck geht Japan wohl allen anderen Ländern voran. Zunächst giebt es an jedem Gefängnis Aufseher-Schulen, in denen Instruktion über Gegenstände des praktischen Dienstes, ausserdem Unterricht im Englischen und im Fechten erteilt wird. Weiter besteht in Tokio eine 1890 gegründete, dann einige Jahre geschlossen gewesene, im Jahre 1899 wieder eröffnete Akademie für Polizei- und Gefängnis-Beamte (Keisatsu-kangoku-gakko) mit 2 getrennten Abteilungen für jeden Dienstzweig. Die Gefängnisabteilung dient zur Vorbildung derjenigen Personen, die nach Absolvierung der Mittelschule (Chugakko) oder Ablegung des Examens für den unteren Verwaltungsdienst (als Hannin) in den Gefängnisdienst einzutreten beabsichtigen, und ausserdem zur weiteren theoretischen Ausbildung der bereits im Dienst befindlichen Beamten. Der Kursus dauert für beide Klassen ein Jahr; die Studenten hören bei 14 einheimischen und 1 auswärtigen (deutschen) Professor täglich von 8–12 und von 1–3 Vorträge über Theorie des Strafvollzuges, Gefängnis-Hygiene, Kriminal-Psychologie, Statistik, Anthropometrie (System Bertillon), Schutzfürsorge für entlassene Gefangene, Grundsätze der Zwangserziehung für Jugendliche, Strafrecht, Strafprozess, Grundlagen der Staatsverfassung, des Zivil- und des Verwaltungsrechts. Ausserdem werden militärisches Turnen und praktische Uebungen (z. B. Eintragungen in die Gefängnisregister) vorgenommen. Zweimal im Jahre sind Ferien: vom 1 August bis 2 September und vom 25 Dezember bis 6 Januar (thatsächliche Dauer meist etwas länger). Die Zahl der Studenten beträgt 90–100; die Beamten, die gesund und nicht über 45 Jahre alt sein müssen, werden durch die Regierungspräsidenten nach Anhörung der Gefängnisdirektoren ausgewählt. Alle Studenten erhalten Reisekosten und monatlich 10 Yen, die Beamten ausserdem ihr Diensteinkommen. Sie können zu einem billigen Preise (10 Sen) ihr Frühstück in der Akademie einnehmen, was wegen der sehr weiten Entfernungen in Tokio eine erhebliche Annehmlichkeit und Ersparnis bedeutet.

Das Nichtbestehen des Schlussexamens hat für den Anwärter die Folge, dass er nicht angenommen wird; für die Beamten sind besondere Folgen nicht bestimmt. Wer das Examen besteht, ist zu mindestens fünfjährigem Dienst in der Gefängnisverwaltung verpflichtet.

Die jährlichen Kosten für die Akademie betragen im Etatsjahr 1899–1900: 100,178 Yen, (210373 Mark 80 Pfennig) wovon etwa die Hälfte auf jede Abteilung entfallen dürfte. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die meisten Professoren dort nur im Nebenamte thätig sind und ihr Haupteinkommen bei anderen Behörden beziehen. Vom 1 April 1902 an erfährt die Zahl der Professoren und Studenten eine erhebliche Einschränkung und wird der Etat der Akademie auf 60000 Yen herabgesetzt.

Die Akademie gehört zum Ressort des Inneren und wird von dem Vizeminister des Inneren als Direktor verwaltet. Ausserdem sind ein Schulinspektor und nicht weniger als 4 Sekretäre und 7 Schreiber vorhanden.

Der theoretischen Unterweisung in der Gefängniskunde dienen ausserdem noch 3 andere Einrichtungen in Tokio, nämlich zwei von buddhistischen Geistlichen gegründete Schulen zur Ausbildung von Gefängnisgeistlichen, und Vorlesungen aus dem Gebiete des Gefängniswesens, die an der Universität seit 1898 gehalten werden (zur Zeit von Ministerialrat Ogawa).

Endlich ist, als ebenfalls der Weiterbildung der Beamten und der Förderung des Gefängniswesens dienend, die Japanische Gefängnis-Gesellschaft zu nennen Sie ist 1888 gegründet und zählt über 12000 Mitglieder aus den Kreisen der Gefängnisbeamten, Gelehrten, Politiker, Richter, Staatsanwälte, Rechtsanwälte, Verwaltungsbeamten, Kaufleute, Geistlichen und Aerzte. Präsident ist der um das japanische Gefängniswesen hochverdiente Justizminister Kiyoura, Vizepräsident der zweite Dezernent für das Gefängniswesen, Ministerialrat Yamakami. Es finden monatliche Versammlungen statt, in denen Vorträge gehalten werden; auch hat die Gesellschaft eine eigene, monatlich erscheinende Zeitschrift die über hervorragende Mitarbeiter aus allen Berufen verfügt; eine eigene Vereinsbibliothek ist in der Entstehung begriffen.

§. 7. Die Einzelverwaltung der Gefängnisse.

Uebersicht.

Die Grundlage der Einzelverwaltung bildet, ausser kurzen Bestimmungen des Strafgesetzbuchs und der Strafprozessordnung (über Arbeitszwang und Behandlung der Untersuchungsgefangenen) die im Jahre 1887 erlassene, seitdem aber in einzelnen Punkten

mehrfach geänderte Gefängnis-Ordnung nebst der dazu erlassenen Ausführungs-Verordnung. Einzelne Vorschriften sind auch in den Ausführungsverordnungen zum Strafgesetzbuch und zur Strafprozessordnung enthalten.

Aus dem grossen Kreise der in Betracht kommenden Materien können hier nur einige der wichtigsten berührt werden.

1. Die *Unterbringung der Gefangenen* wird beeinflusst von verschiedenen Faktoren, wie Klima des Landes, Karakter und Gewohnheiten der Bevölkerung, die eine vorsichtige Verwaltung nicht ausser Acht lassen darf. Sie wird daher in einem kalten Lande wie Schweden oder Norwegen notwendig anders sein, als etwa in Indien oder Südamerika. Auch die Frage des Haftsystems—ob Einzelhaft oder gemeinschaftliche Haft—lässt sich nicht für alle Völker gleichmässig beantworten; so wird der ruhige Norddeutsche im ganzen die strenge Isolierung leichter ertragen, als der lebhafte Italiener oder Südfranzose.

Das ältere japanische Gefängniswesen beruhte ausschliesslich auf dem System der Gemeinschaftshaft, und zwar in ihrer übertriebensten Form: die Gefangenen wurden in übermässiger Zahl auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, in dem sie Tag und Nacht ohne Arbeit zubrachten. Seit der Restauration ist darin ein erheblicher Wandel zum Besseren eingetreten; die gemeinschaftlichen Hafträume sind verkleinert und werden nur mit einer angemessenen Zahl von Gefangenen belegt, und es sind besondere Arbeitsräume errichtet, in denen die Gefangenen sich den Tag über aufhalten, sodass eine gründliche Ventilation der Schlafräume möglich ist. Immerhin blieb zunächst die gemeinschaftliche Haft herrschend und zeitigte dieselben schlechten Folgen wie überall: die wenigen guten Elemente werden von der grossen Zahl der völlig verkommenen verführt und auch die schärfste Aufsicht ist nicht im Stande, grobe Unsittlichkeiten zu verhüten, sodass man sich in Europa längst daran gewöhnt hat, Anstalten mit Gemeinschaftshaft als „Hochschulen des Verbrechens" zu bezeichnen.

Diesen Schattenseiten hat sich die japanische Gefängnisverwaltung nicht verschlossen und seit einer Reihe von Jahren den Uebergang zu einem gemischten System gemacht. Es besteht darin, dass für einen Bruchteil der Gefangenen Einzelzellen eingerichtet werden, die als Arbeits- und Schlafzellen dienen. Das bei uns teilweise eingeführte System der gemeinschaftlichen Arbeit

bei Tage mit Trennung bei Nacht (in Schlafzellen oder eisernen Schlafkojen) wird in Japan nicht angewendet. Die Zahl der Einzelzellen ist noch verhältnismässig gering: es sind im ganzen 3096 (meist in den neu erbauten Anstalten) vorhanden, sodass von den 57702 Gefangenen, die am 31 Dezember 1900 in den japanischen Gefängnissen vorhanden waren, etwa der fünfzehnte Teil in Einzelhaft gehalten werden konnte. Bei zukünftigen Neubauten wird geplant, für 2/3 der Belegungsfähigkeit von Strafgefängnissen Einzelzellen herzurichten und Untersuchungsgefängnisse vollständig als Zellengefängnisse zu bauen. Ueber die Verteilung der Gefangenen auf die Einzelhaft und die gemeinschaftliche Haft bestimmt die Gefängnis-Ordnung nichts. Es werden meist die schlechtesten und die besten Elemente isoliert, letztere damit sie nicht im Gefängnis verdorben werden, erstere, damit sie nicht in der Gemeinschaftshaft den noch Unverdorbenen Lehrmeister in allen bösen Künsten werden.

Bezüglich der in gemeinschaftlicher Haft zu haltenden Gefangenen schreibt die Gefängnis-Ordnung (Art. 11–13) eine verwickelte und umständliche Klassifizierung vor, Sie soll erfolgen einmal nach dem Alter der Gefangenen und ausserdem nach der Art der Strafthat, wegen welcher der Gefangene verfolgt wird oder verurteilt ist. Bei Strafgefangenen sind ausserdem aus den über 16 Jahre alten Rückfälligen 2 getrennte Klassen (von 16–20 Jahren und über 20 Jahre) zu bilden. Für Zwangszöglinge giebt es drei Altersklassen (8–16, 16–20, über 20 Jahre), für erstmalig bestrafte Strafgefangene ebenfalls drei Klassen, jedoch mit anderen Grenzen (12–16, 16–20, über 20 Jahre). Da ausserdem natürlich Männer und Weiber, Untersuchungs- und Strafgefangene, Zwangszöglinge und unter Polizeiaufsicht stehende getrennt werden müssen, so begreift man leicht, wie viel Kopfzerbrechen den Direktoren diese rein mechanische Vorschrift—die fast überall genau befolgt wird—macht und wie leicht es vorkommen kann, dass in einem japanischen Gefängnis eine Abteilung bis zum äussersten überfüllt ist, während nebenan sich einige wenige Gefangene in saalartigen Zellen aufhalten. Das in der japanischen Verwaltung überall hervortretende Bestreben, den lokalen Beamten möglichst wenig Gelegenheit zum selbständigen Denken zu lassen, hat hier zu einem übertriebenen Formalismus geführt, dessen Blüten nicht sehr erfreulich sind.

2. Die *Einrichtung* der Zellen ist einfach. Sie besteht aus einem hölzernen Wasserbehälter nebst Trinknapf, einem Spucknapf,

zwei Latrinenkübeln (die unter einer Oeffnung des Fussbodens in der in Japan üblichen Weise aufgestellt und täglich gereinigt werden), einem Besen, Essgeschirr (Holzbecher, Essstäbchen, Reisschüssel) und einer Holzschüssel zum Händewaschen. Die sonstige Wascheinrichtung ist meist, für eine grössere Zahl von Gefangenen eingerichtet, in einem überdachten Gange ausserhalb der Haftgebäude angebracht, zu dem die Gefangenen morgens und abends geführt werden. Endlich enthalten die Zellen die überall in Japan üblichen Futons, dicke wattierte Decken, in denen die Gefangenen schlafen. Sie werden auf eine den Fussboden bedeckende Matte (Goza) gelegt und sind aus einem Stücke, sodass die eine Hälfte als Unterlage, die andere zum Zudecken dient. Um Unsittlichkeiten zu vermeiden, werden sie so gelegt, dass die offene Seite der einen Decke mit der geschlossenen Seite der benachbarten zusammenstösst. Am Tage werden die Futons zusammengelegt und aufgeschichtet. Als Kopfkissen dient das in Japan übliche Holzgestell.

3. Der *Arbeitsbetrieb* in den japanischen Gefängnissen ist sehr interessant und zu einer erfreulichen Höhe entwickelt. Es herrscht der Grundsatz, dass alle durch die Hauswirtschaft im Gefängnis erforderten Arbeiten von Gefangenen vorgenommen und dass alle zur Bekleidung und Lagerung der Gefangenen verwendeten Gegenstände, soweit es möglich ist, im Gefängnis angefertigt werden. Hierdurch wird bereits ein erheblicher Teil der Gefangenen in Anspruch genommen; der Rest wird zu industriellen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Arbeiten verwendet, deren Ertrag zum grössten Teile dem Staate, zum kleineren Teile den Gefangenen zufliesst. Die Gefängnisarbeit ist bis zu einem gewissen Grade von der Industrie des Landes abhängig und trägt nationalen Karakter. Man kann nicht in jedem Lande jede Arbeit von Gefangenen betreiben lassen und selbst die einzelnen Teilen eines Landes pflegen grosse Verschiedenheiten aufzuweisen; es wird z. B. niemand einfallen, in Ostpreussen Cloisonné- Arbeiten einzuführen. Die für Japan karakteristischen Arbeitszweige in den Gefängnissen sind: Lackarbeiten, Cloisonné, Fabrikation von Büttenpapier, von Papier-Sonnenschirmen und Fächern, von europäischen Regen- und Sonnenschirmen, von Tatamis (den Matten, mit denen die Fussböden der japanischen Häuser bedeckt werden), das Malen von Kakemonos (schmalen Bildern, meist auf Seide, die aufgerollt werden können), Holzschnitzereien verschiedener Art. Diese Arbeiten sind nicht gleich-

mässig über das ganze Land verbreitet; die Matten-Flechterei findet sich hauptsächlich im Süden und Süd-Westen, Cloisonné wird nur noch in Kioto und Negishi bei Yokohama gemacht, die bis vor kurzem im Sugamo-Gefängnis bei Tokio betriebene Fabrikation ist eingegangen. Einzelne Anstalten haben noch besondere Spezialitäten; so ist im Tokio-Shujikan eine grosse Ziegelei mit Ringöfen eingerichtet, in der etwa 5–600 Zwangsarbeitssträflinge jährlich Ziegel im Werte von 100–150000 Yen brennen; 10000 Stück kosten 40 Yen, während der Preis der von der Privatindustrie hergestellten 70–80 Yen ist. In Kioto werden sehr hübsche seidene Teppiche gewebt, in Sugamo bei Tokio elektrische Beleuchtungskörper hergestellt.

Gewisse Arbeitszweige sollen in jeder Anstalt vertreten sein, (thatsächlich sind sie es nicht überall), nämlich (nach Artikel 43 der Ausführungsbestimmungen zur Gefängnis-Ordnung): Reisauslesen, Ziegelbrennen, Fabrikation von Backsteinen, Steinmetzarbeiten, Steinebrechen, Schmiedearbeiten, Oelfabrikation, Feldarbeiten, Holzschnitzerei, Papierfabrikation, Holzbearbeitung, Fassbinderei, Strohflechten, Haus-, Küchen- und Reinigungsarbeiten, ausserdem—für weibliche Gefangene—Stricken, Anfertigung von Kleiderstoffen und Kleidungsstücken, Waschen. Andere Arbeiten können mit Genehmigung des Ministers eingeführt werden; das ist in grossem Umfange geschehen, namentlich bildet jetzt die Weberei durch Männer den bei weitem wichtigsten Zweig der japanischen Gefängnisarbeit, in dem 7497 Gefangene beschäftigt werden.

Männliche Gefangene können auch zu Arbeiten ausserhalb der Anstalt verwendet werden, und zwar zum Steinebrechen, zur Urbarmachung von Land, zu Bergwerksarbeiten, zur Steinhauerei, zu Damm- und Feldarbeiten, zu Transporten u. s. w. Sie werden dabei zu je zwei und zwei durch eine schmiedeeiserne Kette aneinander gefesselt und in Trupps von je 10–20 Mann durch 3 Aufseher bewacht. Die Urbarmachung von Land geschieht hauptsächlich auf der nördlichsten Insel Hokkaido, wo die Gefängnis-Verwaltung grosses geleistet hat und noch weiter leisten kann. Die Verwendung von Gefangenen in Bergwerken besteht in Miike auf Kiushiu in dem jährlich fast 1 Million Tons produzierenden Kohlenbergwerk der Mitsui Kozan Kaisha.

Die Gefangenen werden den Unternehmern zu Löhnen überlassen, die erheblich niedriger sind als die Tagelöhne der dortigen freien Arbeiter; diese Beschäftigung der Gefangenen

stellt also eine sehr erhebliche indirekte staatliche Subvention der Bergwerksgesellschaften dar, die für das Aufblühen des japanischen Kohlenexportes von erheblicher Bedeutung gewesen sein dürfte. Da die Beschäftigung der Gefangenen unter Tag vom gesundheitlichen und disziplinaren Standpunkte aus gewisse Nachteile hat, so wird ihre Aufhebung in Erwägung gezogen. Die ausländische Konkurrenz auf dem ostasiatischen Kohlenmarkte würde diese Massregel sicher mit Freude begrüssen; vom japanischen Standpunkte aus sprechen aber viele Bedenken dagegen.

Von den Gefangenen ist ein grosser Teil *zur Arbeit nicht verpflichtet*, nämlich die zu Haft, leichtem Gefängnis, Einsperrung und Verbannung verurteilten Strafgefangenen, die zu Polizeiaufsicht verurteilten und wegen Mangels eines Unterkommens in der Anstalt zurückbehaltenen, endlich alle Untersuchungsgefangenen. Diese Gefangenen bilden einen ziemlich erheblichen Prozentsatz des Gesamtbestandes; allein an Untersuchungsgefangenen waren Ende 1900 vorhanden: 7275, also etwa ein Achtel des Gesamtbestandes von 57702 Köpfen. In Preussen beteiligen diese Klassen von Gefangenen sich meist freiwillig an den Arbeiten, um nicht der tötlichsten Langeweile zu verfallen und sich etwas zu verdienen. In Japan kommt dieses nur sehr selten vor; die Verschiedenheit des Temperamentes findet hier einen karakteristischen Ausdruck. Wenn die nicht zur Arbeit verpflichteten Gefangenen arbeiten, finden die für die arbeitspflichtigen Gefangenen gegebenen Vorschriften über Arbeitszeit, Arbeitsarten, Arbeitslohn u. s. w. auf sie Anwendung.

Die *Arbeitszeit* ist in den einzelnen Monaten verschieden und beträgt ohne Einrechnung der Pausen mindestens 7 Stunden (im Dezember) und höchstens $10^1/_2$ Stunde (im Juni und Juli). Die Verschiedenheiten sind auf das Bestreben der Ersparnis von Beleuchtungskosten und der Vermeidung der Gefahren künstlicher Beleuchtung in den Holzbauten (die meisten Anstalten haben Petroleum-Beleuchtung, nur wenige neuere elektrisches Licht) zurückzuführen. Die Arbeitszeit ist die gleiche für alle Arten von Gefangenen. Zum Vergleich sei erwähnt, dass die Arbeitszeit in den preussischen Zuchthäusern 12 Stunden, ohne Unterschied zwischen Sommer und Winter, in den preussischen Justizgefängnissen 10–11 Stunden beträgt. Arbeitsfrei sind streng genommen jährlich nur 12 japanische Festtage (Art. 18 der Gefängnis-Ordnung); da aber für die Beamten in einem gewissen Umfange die Sonntagsruhe eingeführt ist, so ruht der

Betrieb an diesen Tagen teilweise. Ausserdem bleibt jeder Gefangene, dessen Vater oder Mutter gestorben ist, 3 Tage lang von der Arbeit frei; durch diese Bestimmung wird der Volksitte, die strenge Beobachtung der Trauerzeit fordert, Rechnung getragen.

Die industriellen und gewerblichen Arbeiten werden zum grössten Teil für Rechnung von Unternehmern ausgeführt, nur zu einem geringen Prozentsatz für andere staatliche Ressorts (zum Beispiel Eisenbahn-, Post- und Militär-Verwaltung) und für eigene Rechnung der Gefängnisverwaltung. Der Unternehmer liefert die Rohprodukte, vielfach auch die Arbeitsgeräte und Maschinen, stellt die erforderlichen Werkmeister an (natürlich unter Kontrole der Verwaltung) und zahlt einen vertragsmässig festgesetzten Betrag, entweder für das fertige Arbeitsprodukt oder—was die Regel bildet—für jeden geleisteten Arbeitstag. Die Tagelöhne sind sehr niedrig und betragen jetzt durchschnittlich nur 5 Sen 4 Rin (etwa 11 Pfennige).

In den preussischen Zuchthäusern wird bei Arbeiten für Staats- und Reichsbehörden ein Tagelohn von 40 Pfennigen berechnet; die von den Privatunternehmern zu zahlenden Beträge sind verschieden, der durchschnittliche Jahresertrag war im Etatsjahre 1898/99 pro Kopf 203 Mark 01 Pfennig, also be- einer Annahme von rund 300 Arbeitstagen etwa 67–68 Pfennig. In den Gefängnissen aus dem Ressort des Ministeriums des Inneren sind die Erträge etwas, in den Justizgefängnissen erheblich niedriger.

Für alle arbeitenden Gefangenen sind nach der durchschnittlichen Leistungsfähigkeit eines erwachsenen gesunden Arbeiters für jede Arbeitsart Tagespensa festgesetzt, die das Mindestmass dessen bezeichnen, was täglich geleistet werden muss. Die Leistung des Pensums vor Ablauf der Arbeitszeit befreit nicht von der Verpflichtung, weiter zu arbeiten. Für jugendliche, alterschwache, kränkliche, schwächliche oder aus anderen Gründen vermindert arbeitsfähige Gefangene tritt eine Ermässigung des Pensums ein.

Ein Teil des von den Gefangenen verdienten Geldes wird ihnen als sogenannte *Arbeitsbeitsbelohnung* (Arbeitsgeschenk, Arbeitsverdienstanteil) gut geschrieben. Die Gefangenen, welche für die Zwecke der Hauswirtschaft verwendet werden, also keinen baren Lohn verdienen, sondern der Verwaltung nur Ausgaben ersparen, werden in eine der anderen Lohnklassen eingeordnet. Die Höhe des Arbeitsgeschenkes ist verschieden für die wegen

Verbrechens und wegen Vergehens oder Uebertretung bestraften, für erstmalig und wiederholt bestrafte, für diejenigen, die infolge besonders guter Führung eines der noch später zu erwähnenden Belohnungszeichen erhalten haben und die noch nicht belohnten. Der geringste Satz ist $\frac{1}{10}$, der höchste $\frac{6}{10}$ des Arbeitsverdienstes nach folgender Skala:

$\frac{1}{10}$ erhalten solche rückfällige Gefangene, die wegen Verbrechens verurteilt sind; doch kann der Direktor sie wie erstmalig bestrafte behandeln, wenn sie besonders geschickt sind und 1 Jahr der Strafe verbüsst haben;

$\frac{2}{10}$ erhalten Gefangene, die erstmalig wegen Verbrechens oder mehrmals wegen Vergehens verurteilt sind;

$\frac{3}{10}$ erhalten Gefangene, die erstmalig wegen Vergehens bestraft sind, ausserdem erstmalig wegen Verbrechens bestrafte, die ein Belohnungszeichen erworben haben;

$\frac{4}{10}$ erhalten erstmalig wegen Vergehens bestrafte mit einem und erstmalig wegen Verbrechens bestrafte mit zwei Belohnungszeichen;

$\frac{5}{10}$ erhalten erstmalig wegen Vergehens bestrafte mit zwei, erstmalig wegen Verbrechens bestrafte mit drei Belohnungszeichen;

$\frac{6}{10}$ erhalten erstmalig wegen Vergehens bestrafte mit drei Belohnungszeichen und alle nicht arbeitspflichtigen Gefangenen, welche freiwillig arbeiten, endlich die arbeitspflichtigen Gefangenen für das, was sie über das Pensum hinaus leisten.

Nach japanischer Auffassung erwirbt der Gefangene mit der Gutschrift des Arbeitsverdienstanteils einen Rechtsanspruch auf dessen Auszahlung bei der Entlassung; er kann ihm nicht entzogen werden, weder zur Strafe für schlechte Führung noch zum Ersatz für Beschädigungen von staatlichem Eigentum. Jedoch kann der Gefangene während der Strafvollstreckung nicht beliebig darüber verfügen; die angesammelten Beträge bilden vielmehr ein Kapital, das ihm den Wiedereintritt in die menschliche Gesellschaft erleichtern und für die erste Zeit, wo er noch keine Arbeit hat, die Mittel zum Unterhalt gewähren soll. Die Auszahlung erfolgt deshalb erst bei der Entlassung. Vorher kann der Gefangene über die Hälfte verfügen zu Gunsten seiner Angehörigen oder zum Ankauf von Zusatznahrungsmitteln (Alkohol, Bier, Tabak und Thee sind jedoch nicht erlaubt).

4. *Kosten der Gefängnisverwaltung.* Der nicht den Gefangenen zugewendete Teil des Arbeitsverdienstes fliesst zur Staats-

kasse und bildet einen—allerdings recht bescheidenen—Beitrag zu den Kosten der Gefängnisverwaltung. Diese Kosten wurden bis zum 1 Oktober 1900 auf die Staatskasse und die Regierungsbezirke in der Weise verteilt, dass aus der ersteren die Kosten der Zentralverwaltung und der Shujikan bestritten, von den letzteren aber die Kosten der Lokalgefängnisse getragen wurden. Diese Form der Kostentragung war 1880 gewählt, um die Staatskasse durch Verminderung der baren Ausgaben in den Stand zu setzen, das im Uebermass umlaufende Papiergeld allmählich einzuziehen und die Baarzahlungen wieder aufzunehmen (Rathgen, Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt, S. 473). Ausser den Gefängniskosten waren noch einige andere Ausgaben, namentlich für öffentliche Bauten, den Bezirken aufgelegt, denen zur Ermöglichung der Durchführung dieser Massregel das zulässige Maximum der Grundsteuerzuschläge von einem Fünftel auf ein Drittel erhöht wurde. Die dadurch bewirkte Erleichterung der Staatskasse wurde auf jährlich 2½ Millionen Yen geschätzt, hat thatsächlich aber mehr betragen. Die Folge der Uebertragung war eine, auch durch die Aufsicht der Zentralbehörde nicht zu vermeidende Ungleichmässigkeit in der Verwaltung der Gefängnisse, den persönlichen Verhältnissen der Beamten, der Verpflegung und Behandlung der Gefangenen. Namentlich ergab sich das missliche Verhältnis, dass die zu Tokei (Zwangsarbeit), der schwersten Freiheitstrafe, Verurteilten es in den von der Zentralverwaltung unmittelbar verwalteten und aus Staatsmitteln unterhaltenen Shujikan vielfach besser hatten, als die zu leichteren Strafen Verurteilten in den Provinzialgefängnissen. Seit dem 1 Oktober 1900 sind die sämtlichen Kosten wieder auf die Staatskasse übernommen, und damit der Grund zu einer grösseren Gleichmässigkeit der Verwaltung gelegt.

Die jährlichen Aufwendungen für Gefängniswesen betrugen im Durchschnitt der drei Jahre 1897, 1898 und 1899: 4350290 Yen, wovon 1269907 durch die Erträge der Gefängnisarbeit gedeckt wurden. Die Anzahl der Gefangenen betrug in diesen drei Jahren durchschnittlich pro Tag 66009, die Ausgaben pro Kopf der Gefangenen beliefen sich also auf etwa 104 Yen=220 Mark jährlich 29 Sen=60 Pfennig täglich, von denen nur 19 Yen=40 Mark jährlich, 5,2 Sen=10.92 Pfennig täglich, durch die Arbeit eingebracht wurden. Der Ertrag, der auf den einzelnen arbeitenden Gefangenen entfällt, ist aber etwas höher, nämlich

ungefähr 23 Yen = 48.3 Mark jährlich, 6.3 Sen = 13.2 Pfennig täglich, weil man die Gesamtsumme des Arbeitsertrages nicht durch die Gesamtzahl der Gefangenen (66009), sondern durch die Gesamtdurchschnittszahl der arbeitenden Gefangenen (55913) dividieren muss, um ein richtiges Ergebnis zu bekommen.

Seit dem 1 Oktober 1900 beträgt der Etat der Gefängnisverwaltung jährlich etwa 6,200,000 Yen, von denen 600,000 Yen zu Neubauten und Reparaturen bestimmt sind.

In Preussen betrugen für die zum Ressort des Inneren gehörigen 34 Zuchthäuser und 18 grösseren Gefängnisse, die am 31 März 1899 einen Bestand von 24648 Gefangenen hatten, in dem vorhergehenden Etatsjahre:

die Ausgaben im ganzen:	8124103 Mark,	pro Kopf und Tag	91, 5 Pf;
„ Einnahmen „ „	2625974 „	, „ „ „ „	29, 6 „
der Staatszuschuss „ „	54981128 „	, „ „ „ „	61, 9 „

5. Die *Behandlung der Gefangenen* muss als sehr human bezeichnet werden. Der Ton, in dem die Beamten mit den Gefangenen verkehren, ist kurz, aber nicht unfreundlich.

Die Strafgefangenen und Zwangszöglinge erhalten Kleider (Kimonos und Unterzeug) von der Verwaltung geliefert, erstere von lachsfarbigem, letztere von blauem Tuche. Untersuchungsgefangene können eigene Kleider und eigene Betten benutzen, erhalten aber, wenn sie mittellos sind, ebenfalls solche geliefert (von blauer Farbe).

Den arbeitspflichtigen Gefangenen werden die Haare kurz geschnitten und der Bart abrasiert.

In der arbeitfreien Zeit ist das Lesen von Büchern und Zeitschriften, mit Ausnahme solcher, die sich mit Tagespolitik befassen, gestattet. Bei jeder Anstalt besteht eine kleine Bibliothek zur Benutzung der Gefangenen; Bücher von ausserhalb müssen vor der Aushändigung an einen Gefangenen dem Gefängnisdirektor oder (bei Untersuchungsgefangenen) dem Richter zur Einsicht unterbreitet werden. (Gef. Ordnung Art. 32). Strafgefangene und Zwangszöglinge sollen hauptsächlich Bücher aus dem Gebiete der Moral, der Erziehung oder des Handwerks lesen; für Untersuchungsgefangene besteht keine derartige Beschränkung.

Auch im übrigen wird für die sittliche Förderung der Gefangenen gesorgt. An jedem Gefängnis sind einer oder mehrere buddhistische Geistliche thätig, die Gottesdienst abhalten, die Gefangenen besuchen und ausserdem regelmässigen Unterricht

erteilen. Strafgefangene unter 16 Jahren und Zwangszöglinge erhalten täglich 4 Stunden Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen; Zwangszöglinge ausserdem noch 3 Stunden täglich Unterweisung in industriellen und landwirtschaftlichen Arbeiten.

Um die Entfremdung der Gefangenen von ihren Angehörigen zu verhindern, ist ihnen gestattet, einmal (den Zwangszöglingen: zweimal) monatlich einen Brief zu schreiben; der Direktor kann häufigeres Schreiben gestatten, wenn besondere Umstände vorliegen. Für die Zahl der ankommenden Briefe besteht keine Beschränkung. Die abgehenden und ankommenden Briefe unterliegen der Kontrole des Direktors (bei Untersuchungsgefangenen: des Richters); Briefe verfänglichen Inhalts werden weder ausgehändigt noch abgesendet. (Gef. Ordn. Art. 34).

Den gleichen Zwecken, wie der Briefwechsel, dient die Erlaubnis zum Empfang von Besuchen, die der Direktor (in einigen Fällen der Richter) nach Prüfung der Persönlichkeit des Besuchenden erteilen kann. Der Besuch findet regelmässig in Gegenwart eines Beamten in besonderen dreiteiligen Besuchzellen statt, die meist in der Nähe des Haupteingangs liegen und so eingerichtet sind, dass jede körperliche Berührung des Gefangenen und des Besuchers ausgeschlossen ist und der Beamte jede ihrer Bewegungen beobachten kann.

6. *Disziplinarstrafen.* Das Disziplinarstrafensystem ist einfacher und viel milder als das deutsch-preussische. Die Prügelstrafe, wie sie noch heute in den Zuchthäusern Preussens und einiger anderer Bundesstaaten vorkommt, der Lattenarrest, den wir bis von wenigen Jahren in Preussen gehabt haben, die Entziehung des Arbeitsverdienstes, die fast in allen Ländern zulässig ist, sind dem modernen japanischen Gefängniswesen fremd. Das gleiche gilt von dem Verweis, der Entziehung hausordnungsmässiger Vergünstigungen, der Bücher, der Arbeit (bei Einzelhaft), der Bewegung im Freien, des weichen Lagers (Gef. Ordnung für die Preussischen Justizgefängnisse vom 21 Dezember 1898, §. 58). Es giebt nur 4 Disziplinarstrafen: einsame Einsperrung, Kostschmälerung, Dunkelarrest und, jedoch nur für die zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilten, das Kugelschleppen (Gef. Ordnung Art. 42–48).

a) Die *einsame Einsperrung*, zulässig bis zur Dauer von 2 Monaten, für alle Arten von Gefangenen, besteht in der Unterbringung des Gefangenen in einer völlig isoliert liegenden Zelle,

wo er das gleiche Arbeitspensum erledigen muss, wie die übrigen Gefangenen. Die Strafe stammt aus der Zeit, wo die gemeinschaftliche Haft uneingeschränkt herrschte und die plötzliche unvermittelte Einsamkeit als Uebel empfunden wurde. Sie hat ihren Karakter als Strafe im wesentlichen verloren in einer Zeit, wo man die Aussonderung aus der Gemeinschaft der grossen Schaar von schlechten Elementen als Wohlthat betrachtet und deshalb gutartige Gefangene in Einzelhaft unterbringt. Die Verbindung der einsamen Einsperrung mit anderen Nachteilen (wie Kostschmälerung, Entziehung des weichen Lagers) ist in Japan nicht zulässig.

b) Fühlbarer, als diese Strafe ist die *Verminderung der täglichen Kost* bis auf etwa ein Drittel (2–3 Go,=0,38–0,54 Liter), zulässig bei Jugendlichen unter 16 Jahren und Zwangszöglingen bis zur Dauer von 3 Tagen, bei anderen Gefangenen bis zur Dauer von 7 Tagen. Die Gefangenen brauchen während dieser Zeit nicht zu arbeiten.

c) Die fühlbarste der allgemeinen Disziplinarstrafen ist der *Dunkelarrest*, zulässig gegen alle Gefangenen mit Ausnahme der Jugendlichen unter 16 Jahren und der Zwangszöglinge, und bestehend in Einsperrung in eine ganz enge, niedrige Zelle, die völlig dunkel ist und nur so viel Oeffnungen hat, dass der Gefangene vor Erstickung geschützt ist. Wenn die Gefängnis-Ordnung ausdrücklich hervorhebt, dass die Strafe mit Entziehung der Lektüre verbunden ist, so glaubt das jeder, der einmal eine derartige, meist vereinzelt auf dem Gefängnishofe stehende Zelle gesehen hat. Die längste zulässige Dauer der Strafe beträgt 5 Tage und 5 Nächte; während dieser Zeit erhält der Gefangene nur etwa ein Drittel (2–3 Go) der Kostration.

Kostschmälerung und Dunkelarrest können nur verhängt werden, nachdem der Arzt festgestellt hat, dass eine Schädigung der Gesundheit des Gefangenen nicht zu befürchten ist; während der Vollstreckung hat der Arzt den Gefangenen täglich zu besuchen und die Vollstreckung ist sofort aufzuheben, wenn eine Beeinträchtigung der Gesundheit festgestellt wird.

d) *Kugelschleppen.* Eine besondere Disziplinarstrafe ist zulässig für solche zu lebenslänglicher Zwangsarbeit Verurteilte, die ein neues Verbrechen oder einen schweren Verstoſs gegen die Disziplin begehen. Sie besteht in der Anlegung von Ketten an einen oder an beide Füsse, die sich bis um die Taille schlingen und an denen eine an der Erde nachschleifende Kugel im

Gewicht von 200–1000 Momme (750–3750 Gramm), je nach der Beschaffenheit des Gefangenen, hängt. Die Anlegung erfolgt gewöhnlich für 1–5 Jahre, in leichten Fällen für 1 Monat bis zu 1 Jahre, in besonders schweren Fällen für 5–10 Jahre. Die Kugel wird im allgemeinen niemals entfernt, nur zeitweise, wenn der Arzt es anordnet, in welchem Falle aber diese freie Zeit in die Disziplinarzeit nicht eingerechnet wird. Haben die zum Kugeltragen verurteilten Gefangenen Hausarbeit zu verrichten, so wird die Kugel abgenommen, die Gefangenen werden aber zu 2 und 2 aneinander gekettet.

Gefangenen, die eine Disziplinarstrafe verwirkt haben, kann diese erlassen werden, wenn sie Reue zeigen und Aussicht auf Besserung vorhanden ist.

7. Das Gegenstück zu den Disziplinarstrafen bilden die *Belohnungen.* Sie werden solchen Gefangenen zu Teil, die sich gut geführt, fleissig gearbeitet und die Vorschriften der Hausordnung befolgt haben, sodass bei ihnen aufrichtige Reue über die That und begründete Aussicht auf Besserung als vorhanden anzunehmen sind. Das äussere Zeichen der Belohnung besteht in Streifen, von karriertem blauem Stoffe, die auf den linken Aermel des Kimonos genäht werden. Die so ausgezeichneten Gefangenen werden in einer besonderen Abteilung untergebracht und haben gewisse Vorteile vor den anderen. (Art. 96–98 der Ausführungs-Bestimmungen zur Gefängnis-Ordnung). Sie bekommen die besten der vorhandenen Kleidungs- und Gebrauchs-Gegenstände, dürfen monatlich zweimal einen Brief schreiben, zuerst baden und erhalten besondere Zusatznahrungsmittel. Die Behandlung wird immer besser, je grösser die Anzahl der Belohnungszeichen ist. Gefangene mit 2 oder mehr Abzeichen werden zu leichteren Arbeiten verwendet und erhalten bessere Nahrung (halb Reis, halb Gerste). Gefangene mit 3 oder mehr Abzeichen können sich eine ihnen zusagende Beschäftigung wählen. Muss ein belohnter Gefangener disziplinarisch bestraft werden, so verliert er eines oder mehrere der Abzeichen.

Unter Umständen können Gefangene an Stelle der Belohnungszeichen Geldgeschenke bis zu 50 Sen erhalten, wenn sie von einem geplanten Ausbruch Anzeige machen, jemanden das Leben retten, Entsprungene wieder einfangen oder bei Naturereignissen, wie Ueberschwemmungen, Bränden, Taifunen, thätige Beihülfe zur Rettung der Gefängnisgebäude leisten.

8. *Hygiene, Beköstigung und Sanitätswesen.* Ganz eigenartig sind die hygienischen und sanitären Verhältnisse in den Gefängnissen. Was auf diesem Gebiete geleistet wird, geht zum Teil über das in Deutschland erreichte hinaus, in anderen Beziehungen bleibt es hinter den Anforderungen der modernen Gefängnispraxis zurück.

Zu den ersteren Gebieten gehört zunächst zweifellos alles, was sich auf die körperliche Reinlichkeit der Gefangenen bezieht. Der grosse Reinlichkeitsinn des japanischen Volkes macht sich auch in den Gefängnissen bemerkbar. In jeder Anstalt sind, ausser zweckmässigen Waschvorrichtungen, auch umfassende Badeeinrichtungen vorhanden, die es ermöglichen, jedem Gefangenen in den Monaten Juni-September mindestens alle 5 Tage, von Oktober-Mai mindestens alle 10 Tage ein heisses Bad zu Teil werden zu lassen. Das sind aber nur Minimalsätze, thatsächlich wird viel häufiger gebadet, namentlich wenn die Anstalt nur gering belegt ist. Der alten japanischen Sitte entsprechend baden die Gefangenen meist truppweise gemeinschaftlich in grossen Holzkasten; unzüchtige Handlungen, die bei einem solchen Verfahren in einem europäischen Gefängnisse ganz unvermeidlich sein würden, werden durch scharfe Aufsicht verhindert und sollen kaum vorkommen. Gefangene in Einzelhaft erhalten meist auch Einzelbäder.

Auch die Anstalten selbst (Höfe, Bureauräume, Korridore, Arbeitssäle, Schlafzellen) werden sehr sauber gehalten. Die von den neueingelieferten Gefangenen mitgebrachten Kleider werden gründlich gereinigt und, wenn nötig, im Dampf-Desinfektions-Apparat desinfiziert.

Weniger glänzend steht es mit der Beköstigung, der Hygiene der Arbeit und der Fürsorge für Kranke.

Die Gefangenen erhalten täglich drei Mahlzeiten, deren Hauptbestandteil unabänderlich aus einer Mischung von 4 Teilen Reis geringerer Qualität und 6 Teilen gereinigter Gerste besteht. Die Menge ist verschieden nach dem Alter und der Arbeitsleistung des Gefangenen; Kinder unter 10 Jahren erhalten täglich 3 Go, Erwachsene 5-9 Go (1 Go=0,18 Liter), je nachdem sie leichtere oder anstrengendere Arbeiten zu verrichten haben. Je nach den Umständen und den örtlichen Gewohnheiten kann der Reis durch Hirse, Kartoffeln oder andere Früchte ersetzt werden; in Hokkaido z. B. werden vorzugsweise Kartoffeln

gegeben. Ausser dieser Hauptnahrung bekommen die Gefangenen „Sai," Zusatznahrungsmittel, wie Fisch, Rettig, Miso, (eine aus Soyabohnen, Salz und fermentierendem Reis bereitete Sauce) Tofu, (Bohnenkäse, eine wegen seines hohen Nährwertes für die japanische Küche sehr wichtige Speise), in einigen Anstalten mit besonders schweren Arbeiten auch wohl zuweilen Fleisch, deren Wert jedoch 3 Sen täglich für jeden nicht übersteigen darf. Die Zubereitung der Kost erfolgt mit peinlicher Sauberkeit in vorzüglich eingerichteten Küchen, zu deren Bedienung ausschliesslich Gefangene verwendet werden. Die besonderen Vergünstigungen für die im Besitze von Belohnungszeichen befindlichen Gefangenen sind schon erwähnt. Natürlich bekommen Kranke erforderlichen Falls besondere Kost nach ärztlicher Anweisung. Untersuchungsgefangene können sich von ausserhalb Lebensmittel verschaffen; thun sie es nicht, so erhalten sie die Kost der übrigen Gefangenen. (Gef. Ordnung Art. 28 Abs. 3). Die von aussen eingeführten Nahrungsmittel dürfen nicht erst Umstände durch besondere Zubereitung in der Anstalt erfordern; die Einführung darf dreimal am Tage geschehen, auf einmal jedoch nicht mehr gebracht werden, als was bei einer Mahlzeit verzehrt werden kann. Berauschende Getränke und Tabak sind verboten. Die eingeführten Gegenstände unterliegen einer genauen Untersuchung in Gegenwart des Arztes und eines Inspektors (Ausführungs-Bestimmungen Art. 89. und 90).

Die Beköstigung der Gefangenen entspricht im wesentlichen der Lebensweise der ärmsten Klassen der freien Bevölkerung, über deren Zweckmässigkeit die Ansichten der Fachleute geteilt sind. Nach Ansicht von Dr. *Baelz* (Die Ernährung der Japaner vom volkswirtschaftlichen Standpunkt, Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Band IV Seite 295) ist die japanische Kost im allgemeinen keineswegs so arm an Eiweiss-Substanzen, wie gewöhnlich angenommen wird; sie ist eine gemischte, keine rein vegetabilische Kost und vom physiologischen Standpunkte aus völlig genügend. Dem gegenüber steht allerdings die Ansicht Dr. *Kellners* (Beiträge zur Kenntnis der Ernährung der Japaner in den Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Band IV Seite 305) dass die vegetarische Nahrung, welche von einem grossen Teile des japanischen Volkes genossen wird, zur Erhaltung eines leistungsfähigen Organismus unzureichend ist. Immerhin aber bildet die Gefängniskost wohl quantitativ wie

qualitativ nur das Minimum dessen, was zur notdürftigen Erhaltung des Lebens und der Arbeitsfähigkeit geboten werden muss. Die sehr bedeutende Zahl von Erkrankungen an Verdauungsstörungen, Tuberkulose und den auf schlechter Blutbeschaffenheit beruhenden Krankheiten macht es sogar wahrscheinlich, dass dieses Minimum nicht immer erreicht wird. In der That haben sehr viele Gefängnisdirektoren und Gefängnisärzte auf meine Fragen eine Verbesserung der Kost für wünschenswert erklärt. Allerdings ist dabei nicht zu vergessen, dass auch der japanische Kuli sich teilweise kümmerlich nährt und die Gefängniskost nicht viel besser sein darf, als die Nahrung der ärmsten Klasse der Bevölkerung.

Die Sorge für die Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen ist in Japan um so wichtiger, als den wenigen gesundheitsförderlichen Faktoren (wie grosse körperliche Reinlichkeit, ausreichende Ventilation, namentlich in den Holzbauten, täglich 1 Stunde Bewegung im Freien, die an einigen Anstalten durch gymnastische Uebungen ausgefüllt wird) eine ganze Reihe von schädlichen Einflüssen gegenübersteht. Hierzu gehören, ausser der eben erwähnten Unzulänglichkeit der Kost: 1) die ungenügende Erwärmung der, in dem überwiegenden Teile des Landes mit keinerlei Heizvorrichtungen versehenen, Hafträume. Dieser Mangel besteht allerdings in gleicher Weise für die Mehrzahl aller japanischen Häuser, wird aber für die freie Bevölkerung ausgeglichen durch die Möglichkeit, sich Bewegung zu machen und dadurch die Blutzirkulation und Wärmebildung zu beschleunigen. 2) Diese Möglichkeit fehlt den Gefangenen in Japan noch mehr, als den Gefangenen anderer Länder, weil infolge eines weitgehenden und übertriebenen Ordnungssinnes bei allen Arbeiten, die es überhaupt gestatten, vorgeschrieben ist, dass sie im Hocken verrichtet werden, und jedes Verlassen des Arbeitsplatzes verboten ist. Diese Arbeiten sind aber in den japanischen Gefängnissen besonders zahlreich: Strohflechten, die Anfertigung von Strickarbeiten, Kleidungsstücken, Schuhwerk, Holzschnitzereien, Getas (Holzschuhen mit zwei hohen Absätzen) Waraji (Strohsandalen) u. a. m. lassen sich im Hocken auf den Waden verrichten. Die schädlichen Folgen für die Blutzirkulation sind bei 7-10 stündigem täglichen Sitzen sehr erheblich, und zwar selbst in der guten Jahreszeit, wie viel mehr erst im Winter bei dem Mangel jeglicher Heizvorrichtungen. Eine Besserung wäre zu erreichen, wenn den Gefangenen Schemel gegeben würden; auch gym-

nastische Uebungen, die aber erst an wenigen Anstalten bestehen, bilden ein heilsames Gegengewicht. 3) Andere Arbeitszweige haben wieder Gesundheitsschädigungen abweichender Art. So befördern die Papierfabrikation und der Ziegeleibetrieb in der kälteren Jahreszeit das Entstehen von Erkältungskrankheiten und Rheumatismus, Reisreinigen und die Zubereitung des Strohs zur Mattenfabrikation sind ausserordentlich schädlich für die Lungen, die Beschäftigung in den Bergwerken hat infolge des schroffen Wechsels zwischen der heissen Temperatur in den Gruben und der kälteren Temperatur über Tag, sowie infolge der Einatmung von verdorbener, sauerstoffarmer und staubreicher Luft Schädlichkeiten verschiedener Art im Gefolge.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, wenn die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle unerfreulich hoch ist. Von 404124 überhaupt vorhandenen Gefangenen im Jahre 1899 erkrankten 266900, also auf je 100 Gefangene 66. Gestorben sind: 1731, also auf je 1000 überhaupt vorhanden gewesene Gefangene 42,8. Die wichtigste Todesursache ist auch in Japan die Tuberkulose.

Für die preussischen Zuchthäuser sind die Zahlen folgende: von 100 männlichen Gefangenen erkrankten 1898–99 nach der Gesamtzahl berechnet: 21,5, nach dem Durchschnittsbestande 32, 7; von 100 weiblichen Gefangenen erkrankten nach der Gesamtzahl berechnet 30,8, nach dem Durchschnittsbestande berechnet 48,3. Es starben von 1000 männlichen Gefangenen der Gesamtzahl 97, von 1000 weiblichen 119, von 1000 männlichen Gefangenen des Durchschnittsbestandes 148, von 1000 weiblichen 186. Die wichtigsten Todesursachen sind Tuberkulose (35,2 Prozent aller gestorbenen Männer, 38,1 Prozent aller gestorbenen Weiber) und Infektionskrankheiten (7.9 Prozent aller gestorbenen Männer, 7.1 Prozent aller gestorbenen Weiber).

Es ergiebt sich also, dass die prozentuale Ziffer der Erkrankten für Japan mehr als doppelt so hoch ist, als in Preussen, die Zahl der Todesfälle dagegen weniger, als halb so gross. Die letztere Zahl wird aber zu Gunsten Japans dadurch bedeutend beeinflusst, dass die Statistik alle Gefangenen, auch die bis zu 1 Tage Strafdauer herab, umfasst, während sich die preussischen Zahlen nur auf Gefangene mit einer Mindeststrafe von 1 Jahre Zuchthaus beziehen.

Die Fürsorge für die erkrankten Gefangenen in den japanischen Gefängnissen lässt, vom europäischen Standpunkte aus,

manches zu wünschen übrig. Jedes Gefängnis hat zwar ein oder mehrere Lazarette, und zwar nicht nur getrennte Gebäude für männliche und weibliche Gefangene, sondern überflüssiger Weise auch für Strafgefangene, Untersuchungsgefangene und Zwangszöglinge, sämtliche mit besonderen Häusern für Männer und Weiber; dazu kommt, dass in manchen grösseren Anstalten die Lazarette der Strafabteilung noch in besondere Gebäude für schwere, für leichte und für Infektionskrankheiten getrennt sind. Infolgedessen haben viele grössere Anstalten 6–8 kleine Krankenhäuser, die aber den bescheidensten hygienischen Anforderungen kaum entsprechen, in japanischem Stile aus Holz und Papier mit Schiebetüren gebaut, ohne jegliche Heizvorrichtungen und dabei häufig noch falsch orientiert, das heisst so gebaut sind, dass die Krankenzimmer an der Schattenseite liegen. Infolgedessen schützen sie im Winter nicht genügend gegen Kälte; in dem Gefängnisse zu Kioto fand ich an einem Schneetage des Februar 1900 in dem Hauptlazarett eine Temperatur von 2° Celsius. Auch die ärztliche Behandlung lässt viel zu wünschen übrig; die Gefängnisärzte, deren medizinischen Kenntnisse etwa ihrer Besoldung (durchschnittlich 35 Yen monatlich) entsprechen, sind fast ausschliesslich auf Provinzial-Medizin-Schulen vorgebildet, in die von den Fortschritten der Wissenschaft nur wenig durchgesickert sein dürfte. Das gesamte Gefängnismedizinalwesen ist entschieden der schwächste Punkt der japanischen Gefängnisverwaltung und bedarf dringend der Reform. Als deren Ziele sind zu fordern: 1) Aufgabe des bisherigen Systems der Errichtung mehrerer getrennter Lazarette für die verschiedenen Arten von Gefangenen und Beschränkung auf 2 Gebäude, je 1 für Männer und Weiber, möglichst mit gemeinschaftlichem Mittelbau, der die Laboratorien, Apotheke, Sektionsraum, Verwaltungs- und Arzt-Zimmer enthält; 2) Errichtung der Gebäude in europäischem Stile und mit genügenden Heizvorrichtungen; 3) Verminderung der viel zu grossen Zahl der Aerzte und Verwendung der ersparten Gehaltbeträge zur Gewinnung von 1 oder 2 tüchtigen, an einer der Universitäten ausgebildeten Aerzten für jede Anstalt; 4) Anstellung eines hygienisch (namentlich in der Wohnungs- und Ernährungs- Hygiene) ausgebildeten Arztes in der Zentralverwaltung.

9. *Behandlung der Ausländer.* Die Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit infolge der revidierten Verträge mit den Grossmächten und die Unterstellung sämtlicher Ausländer unter

die japanische Strafgewalt (seit Juli 1899) hat für die japanische Gefängnisverwaltung die Pflicht geschaffen, besondere Vorkehrungen für die Aufnahme der neu zu erwartenden Gäste zu treffen. Allerdings kamen auch vorher vereinzelt ausländische Gefangene in den japanischen Gefängnissen vor, nämlich Asiaten und Angehörige der europäischen Staaten, welche (wie Griechenland, die Türkei, Serbien, Rumänien, Bulgarien) das Recht der Konsulargerichtsbarkeit nicht hatten oder (wie Portugal) es nicht ausübten. Aber die Zahl derartiger Gefangener war so gering, dass für sie besondere Vorkehrungen kaum erforderlich waren. Dagegen war man bei Abschluss der revidierten Verträge darüber einig, dass Japan für eine den europäischen Anschauungen im wesentlichen entsprechende Unterbringung und Behandlung der ausländischen Gefangenen Sorge tragen müsse. Denn die mechanische Gleichstellung dieser Personen mit den Inländern in Bezug auf Unterbringung, Lagerung und Beköstigung würde wegen der abweichenden Lebensgewohnheiten eine ungerechtfertigte Härte enthalten. Die japanische Gefängnisverwaltung hat auch diese ihre Verpflichtung von vorneherein anerkannt und hat sofort die nötigen Schritte gethan, um sie zu erfüllen. Zunächst sind in allen Gefängnissen, in denen ein Zuzug von ausländischen Gefangenen zu erwarten steht, besondere Einzelzellen für Ausländer gebaut, die für Inländer nicht verwendet werden. Solche Zellen sind jetzt im ganzen 314 vorhanden, nämlich 2 in Kajibashi (Tokio), 11 in Kyoto, 42 in Osaka, 13 in Negishi bei Yokohama, 31 in Kobe, 15 in Nagasaki, 15 in Niigata, 2 in Saitama, 4 in Gumma, 3 in Chiba, 6 in Ibaraki, 4 in Tochigi, 6 in Nara, 8 in Miye, 6 in Shizuoka, 4 in Yamanashi, 3 in Shiga, 6 in Gifu, 2 in Sendai, 2 in Akita, 6 in Fukui, 2 in Ishikawa, 5 in Toyama, 6 in Tottori, 12 in Shimane, 16 in Okayama, 4 in Hiroshima, 4 in Yamaguchi, 14 in Wakayama, 5 in Tokushima, 8 in Kagawa, 10 in Fukuoka, 6 in Saga, 5 in Okinawa, 7 in Hakodate, 16 in Miike-Shujikan bei Omuta. Ausserdem werden in Nagoya, Sugamo, Tokio und Sendai-Shujikan alle Einzelzellen zugleich als Zellen für Ausländer benutzt. Sie sind hinreichend gross, ähnlich wie die Zellen der deutschen Gefängnisse eingerichtet, enthalten ein hölzernes Bett, Tisch und Stuhl, ein genügend grosses Fenster. Besonders zweckmässig sind die Zellen in Tsu, wo das Kloset in einem besonderen

kleinen Nebenraume angebracht ist. Heizeinrichtungen enthalten die Zellen allerdings im allgemeinen nicht; bei grosser Kälte bekommen die Gefangenen „yutampo," Gefässe mit heissem Wasser. Die Zellen dienen als Schlaf- und als Arbeitsräume. Die Gefangenen erhalten, wenn sie nicht ihre Kleider behalten, von der Verwaltung europäische Kleidung geliefert. Die Beköstigung ist ebenfalls europäisch, mit Gemüse, Fisch und Fleisch. Täglich ist mindestens 1 Stunde Bewegung im Freien gestattet. Arbeitsfrei sind sowohl die japanischen Festtage wie die kirchlichen Feiertage der Konfession des Gefangenen. Mindestens alle 5 Tage im Sommer und alle 10 Tage im Winter wird ein heisses Einzelbad gewährt. In jedem Gefängnisse sind einer oder mehrere Beamte, die etwas englisch sprechen; an einzelnen Anstalten (z. B. Nagasaki, Negishi, Hiogo-Kobe, Niigata) sind ausserdem besondere Dolmetscher angestellt. Der Zuspruch eines Geistlichen seiner Konfession wird keinem Gefangenen versagt.

Die Gesamtzahl der in die japanischen Gefängnisse aufgenommenen Ausländer betrug 1899: 21 Strafgefangene und 40 Untersuchungsgefangene (meist Chinesen, weibliche Gefangene waren nicht dabei).

Es spricht für die Zweckmässigkeit der getroffenen Einrichtungen, dass gegen die Behandlung der Ausländer in den Gefängnissen Klagen bislang nicht bekannt geworden sind. Die laut gewordenen Beschwerden bezogen sich ausschliesslich auf gewisse Eigenheiten des gerichtlichen Verfahrens und die, vielfach übrigens auf bindenden Vorschriften des Strafgesetzbuches beruhende, Höhe der Strafen. Man kann also sagen, dass, soweit die Gefängnisverwaltung in Betracht kommt, der Uebergang in die neuen Verhältnisse sich glatt und ohne Schwierigkeiten vollzogen hat.

§. 8. Die Fürsorge für entlassene Gefangene.

Der staatliche und private Schutz der wirtschaftlich und moralisch Schwächeren befindet sich in Japan noch im Anfangsstadium. Solange Japan noch ein abgeschlossener Staat mit vorwiegend Landwirtschaft treibender Bevölkerung war, konnte man die Fürsorge für Arme, Kranke, Arbeitsunfähige oder aus anderen Gründen Hülfsbedürftige dem engen Familienverbande

überlassen, den das Sittengesetz und Herkommen zur Beistandleistung in weitestem Umfange verpflichteten. Erst mit der Erschliessung des Landes und dem sich allmählich vollziehenden Uebergange zum Industriestaate ergab sich die Notwendigkeit eines bewussten Eingreifens des Staates und der Gesellschaft. Die ersten Massnahmen zum Schutze entlassener Gefangener datieren aus dem Jahre 1888 und erfolgten unter energischer Beihülfe der Gefängnisverwaltung und ihrer Beamten, die sich auch jetzt noch lebhaft an den Bestrebungen der Vereine beteiligen. Augenblicklich giebt es 381 Schutzfürsorge-Vereine, durch die zahreiche entlassene Gefangene Unterstützung erhalten haben in der Form der Gewährung von Wohnung, Verschaffung von Arbeit, von baaren Unterstützungen. Besonders erwähnenswert ist das unter Leitung seines Gründers, des Herrn Hara stehende Heim für entlassene Strafgefangene in Tokio, das in den Jahren 1897–1900 über 400 Entlassene unterstützt und erfreuliche Erfolge aufzuweisen hat; die Entlassenen verdienen sich zum grössten Teil ihren Unterhalt selbst, sodass die Kosten des Asyls verhältnismässig gering sind.

§. 9. Ergebnisse der Strafvollstreckung in Japan.

Wenn man das Steigen oder Sinken der Kriminalitätsziffer zum Teil auf die Wirkungen der Strafvollstreckung zurückführen will, so muss man sagen, dass die Gefängnisverwaltung in Japan bessere Erfolge aufzuweisen hat, als in den meisten europäischen Ländern. Denn trotz konstanten Anwachsens der Bevölkerung (von 41,386,265 am 31 Dezember 1893 auf 46,008,264 am 1 Januar 1897) ist die absolute Zahl der Verurteilten gesunken, wenn auch nicht sehr erheblich; und diese Abnahme wird dadurch in ein besonders günstiges Licht gerückt, dass der Prozentsatz der Rückfälligen, der in Europa im Zunehmen begriffen ist, in Japan (mit 33,8 %) annähernd stationär geblieben ist während der Anteil der jugendlichen Verurteilten (unter 20 Jahren) absolut und prozentual gesunken ist. Auch die Zahl der durch Strafurteil zur Zwangserziehung untergebrachten Jugendlichen unter 16 Jahren und Taubstummen hat abgenommen. Die Zahlen ergeben sich aus der folgenden Uebersicht:

I. Gesamtzahl der Verurteilten.

Jahr	Erstmalig Bestrafte			Rückfällige			In Prozenten	
	Männer	Weiber	Summe	Männer	Weiber	Summe	Erstmalig Bestrafte	Rückfällige
1894	85669	11133	96802	46618	3088	49706	66.1	33.0
1895	76461	10091	86552	41613	2946	44559	66.0	34.0
1896	79941	9947	89888	40404	2433	42837	67.7	32.0
1897	81234	10539	91773	42640	2517	45157	67.0	33.0
1898	77502	10387	87889	40819	2477	43269	67.0	33.0
1899	85015	13085	98100	47831	5455	53286	64.1	35.3
1900	92043	14143	106185	49166	4884	54050	66.2	33.8

II. Zahl der jugendlichen Verurteilten unter 20 Jahren:

Jahr	Unter 16 Jahren		Von 16-20 Jahren		Summe		Auf 100 erwachsene Verurteilte kommen		Auf 100 überhaupt wegen Verbrechen und Vergehen Verurteilte entfallen	
	Knaben	Mädchen	Knaben	Madchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen
1894	6169	990	15886	1922	22053	2912	21.9	27.6	17.9	21.7
1895	4928	804	14260	1817	19188	2621	20.9	26.8	17.3	21.1
1896	4519	768	14560	1687	19079	2455	20.0	25.9	16.7	20.6
1897	4350	759	14979	1811	19329	2570	19.6	25.2	16.4	20.3
1898	4411	747	14641	1673	19052	2420	20.4	24.2	16.9	19.5
1899	3109	468	10979	1285	14088	1753	19.5	20.1	16.3	20.0
1900	2750	455	10910	1214	13660	1669	18.9	25.1	15.9	20.1

III. Zur Zwangserziehung Verurteilte Minderjährige unter 16 Jahren und Taubstumme.

Jahr	Knaben deren Alter nicht ermittelt werden konnte	Unter 16 Jahren		Von 16-20 Jahren		Ueber 20 Jahre		Gesamtsummen		
		Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Summe
1894	2	927	77	8	2	29	1	966	80	1046
1895	—	668	71	8	—	15	3	691	74	675
1896	1	471	43	15	3	25	1	512	47	559
1897	3	429	65	7	—	27	3	466	68	534
1898	—	510	62	20	—	29	2	559	64	623
1899	—	357	33	13	2	15	—	385	35	420
1900	—	288	29	1	2	18	2	307	33	340

§. 10. Litteratur.

I. Amtliche Veröffentlichungen:

Résumé statistique de l' Empire du Japon. Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amte. 15. Jahrgang, Tokio 1901.

Aperçu général du régime pénal appliqué au Japon in dem Bulletin du V.me Congrès Pénitentiaire International von 1895; Mélun 1895.

Rapport sur le système pénitentiaire du Japon, dem VI. Internationalen Gefängnis-Kongress zu Brüssel 1900 im Auftrage. der Japanischen Regierung überreicht von Ministerialrat Ogawa

Reglement der Gefängnisse des Japanischen Reiches (Gefängnis-Ordnung vom 12 Juli 1887 nebst Ausführungs-Bestimmungen) Deutsche Uebersetzung von Takeda, Blätter für Gefängniskunde, Band 30 S. 46.

II. Sonstige Litteratur:

Krauss: Das Straf- und Gefängniswesen in Japan. Blätter für Gefängniskunde, Band 30 S. 165.

Norman: The real Japan. Kap. 3: Japanese Justice.-3 Aufl. London 1893.

Rathgen: Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt. Leipzig 1891.

Zerstreute Notizen in der in Yokohama erscheinenden Zeitschrift The Japan Weekly Mail; z. B. Jahrgang 1898 S. 199, S. 235 (Japanese Prisons), S. 391, S. 531 (Prison Expenditures), S. 556 (Prisons in Japan), S. 651.

Anhang: Drei Gefängnispläne.

Die drei abgebildeten Pläne der Gefängnisse von Osaka, Negishi bei Yokohama und Sugamo bei Tokio sollen eine Uebersicht über die im gegenwärtigen japanischen Gefängnisbau vertretenen Typen geben.

I. Das Gefängnis zu *Osaka* ist in den Jahren 1875–78 gebaut, zur Aufnahme von Gefangenen aller Kategorieen mit Ausnahme der zu Zwangsarbeit verurteilten Männer bestimmt und mit einer Belegungsfähigkeit von etwa 3500 Köpfen das grösste japanische Gefängnis, wahrscheinlich eines der grössten Gefängnisse der Welt. Es besteht aus einer Kolonie von durchweg einstöckigen Holzbauten und zeigt auch im übrigen die karakteristischen Merkmale des älteren japanischen Gefängnisbaues, insbesondere die unübersichtliche Anordnung. Einzelzellen sind nur für Ausländer, und zwar 21, vorhanden; die Zahl der Beamten beträgt 447.

II. Das Gefängnis zu *Negishi* bei *Yokohama* dient den gleichen Zwecken, wie das zu Osaka, ist aber erst 1897–1898 errichtet und repräsentiert die moderne Bauart der zugleich als Untersuchungs- und Strafgefängnisse für Männer und Weiber sowie als Zwangserziehungsanstalten dienenden japanischen Lokalgefängnisse. Bessere Raumausnutzung, übersichtlichere Anordnung und die Verwendung von Ziegeln zu den durchweg ein-

stöckigen Gebäuden bezeichnen die gegen früher gemachten Fortschritte. Die Belegungsfähigkeit beträgt 1800 Köpfe, die Zahl der Beamten 241; 320 Einzelzellen sind vorhanden.

III. Das Gefängnis zu *Sugamo* bei *Tokio* giebt das Beispiel eines 1895 unter Berücksichtigung deutscher Vorbilder (Berlin-Moabit) erbauten Strafgefängnisses für 1000 männliche Gefangene. Von den neueren preussischen Anstalten unterscheidet es sich durch die Eingeschossigkeit aller Bauten (abgesehen von den, lediglich aus architektonischen Gründen turmartig gebauten Zentralhallen, No 2 des Planes) und durch die innere Ausstattung der Schlafzellen. Es sind 12 Einzelzellen vorhanden; die Zahl der Beamten beträgt 228.

DER TABAK, SEIN BAU UND SEINE WEITERE BEHANDLUNG IN JAPAN.

Von Dr. Max Lehmann.

Um die Zeit, als das Christentum von den Portugiesen in Japan eingeführt wurde, wurde hier auch der Genuss des Tabaks bekannt, und zwar zuerst auf der Insel Kiushiu. Von der Kultivierung der Tabakspflanze findet sich jedoch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, also etwa 50 Jahr später, in der Litteratur keine Erwähnung.

Um das Jahr 1596 wurde zum ersten Mal Tabaksamen importiert und in der Umgegend der Stadt Ibusuki im südlichsten Teil der Provinz Satsuma ausgesät. Diese Gegend ist bis auf den heutigen Tag wegen der Güte ihres Tabaks in ganz Japan berühmt geblieben. Der damalige Gouverneur von Satsuma, ein Fürst Shimatsu, schenkte von diesem Samen dem Hof in Kioto, die Pflanzen wurden auf dem Hanayama, einem Berg in der Provinz Yamashiro, gebaut und empfingen daher den Namen Hanayama-Tabak. Dies war das zweite Centrum, von dem aus sich der Tabakbau über die benachbarten Städte und Provinzen verbreitete.

Dann soll im Jahr 1605 Tabaksamen von einem fremden Schiff nach Japan gebracht und zuerst in Sakura-baba in Nagasaki ausgesät worden sein. Von dort soll ein buddhistischer Priester aus Shinano Samen nach seiner Heimat und der Provinz Kai geschickt haben, worauf die Kultur des Tabaks sich bald über den ganzen östlichen Teil Japans ausdehnte.

Genau wie in den europäischen Ländern, so sind auch in Japan im Anfang alle Mittel des Gesetzes gegen die Verbreitung des Tabaksgenusses in Anwendung gebracht worden, und mit genau demselben Miserfolg wie anderwärts. Im Jahr 1607 wurde zunächst nur der Genuss des Tabaks als gesundheitsschädlich verboten, 1609 auch der Anbau. Als eine Wiederholung dieses

Verbots im Jahr 1611 immer noch keinen Erfolg hatte, ordnete der Shogun von Japan, der Fürst Tokugawa Hidetada, 1612 strengere Massregeln an. Jeder, der Tabak verkaufte, sollte sein ganzes Vermögen an den verlieren, der ihn angab, wer ein mit Tabak beladenes Pferd auf der Strasse anhielte, sollte mit Pferd und Ladung belohnt werden, und Tabak sollte nirgendwo in Japan mehr angebaut werden. Trotzalledem verbreitete sich das Tabakrauchen immer mehr, z. B. rauchten 1615 sogar die Offiziere des Shogun von Yedo, und deshalb wurde ein strenger Befehl herausgegeben, dass ein jeder Offizier, der Tabak genösse, mit Einziehung seines Vermögens bestraft werden sollte. 1616 ging man so weit, auf Bau und Verkauf von Tabak Gefängnisstrafe zu setzen. Ausserdem sollten von jedem Bauern des Ortes, in dem das Vergehen begangen wäre, 1 Sen, vom Ortsvorsteher 50 Sen zur Strafe erhoben werden.

Auf die vielen Gesetze, die später noch in dieser Richtung erlassen wurden, will ich nicht eingehen. So streng sie auch waren, niemand gehorchte ihnen. Schon damals ergab sich fast jeder dem Tabaks genuss, und selbst im Palast des Mikado rauchten viele, wie es durch ein Gedicht des Kaisers jener Zeit bewiesen wird.

Infolgedessen wurden die Gesetze immer milder, und bald war nur noch das Bauen von Tabak auf Reisfeldern und in Gemüsegärten verboten. Nur ab und zu, in langen Zwischenräumen, sind dann noch Gesetze über den Tabak herausgekommen. So wurde 1693 den Bedienten verboten zu rauchen, wenn sie auf ihre einen Besuch machende Herrschaft warteten. 1695 wurde angeordnet, die Polizei sollte die Strafsen bei Tag und Nacht absuchen und jeden, der dort rauchte, festnehmen. Später wurden die Verordnungen noch kleinlicher, wie jene vom Jahr 1789, die Tabakspfeifen mit Gold, Silber oder Messing zu verzieren verbot, bis sie schliesslich ganz verschwanden. Erst ganz neuerdings ist wieder ein solches Gesetz gegeben worden, das vom Jahr 1900, das sich gegen den Tabaksgenuss der Jugend richtet. So löblich dieses Gesetz ist, scheint es leider auch so ziemlich das Schicksal seiner Vorgänger zu teilen.

Obgleich der Tabak eine Tropenpflanze ist, besitzt er doch ein grosses Akklimatisationsvermögen und kann deshalb noch in ziemlich nördlich gelegenen Ländern, so z. B. in Schweden, gebaut werden. Der grösste Teil Japans bietet daher dem Tabak die geeigneten klimatischen Bedingungen. Allerdings ist es nötig,

eine Art Kunstgriff anzuwenden, um den Tabak in den gemässigten Zonen zur Reife zu bringen. Man muss, wie man es auch z. B. mit dem Reis macht, den Tabak bis zu einem gewissen Punkt der Entwicklung im Saatbeet ziehen und dann erst auf den offenen Acker umpflanzen. Dies ist nötig, weil der Tabak zu seiner vollen Entwicklung bis zur Reife 5–6 Monate gebraucht und während dieser Zeit vor nichts mehr, als vor Frost bewahrt werden muss. Daher wird auch für die Saatbeete eine womöglich etwas nach Süden geneigte und vor Winden recht geschützte Lage ausgewählt. Lässt man die Pflänzchen nun 1 ½–2 Monate, unter Umständen auch noch länger, in diesen Saatbeeten, in denen man sie auch noch durch zweckmässige Bedeckung leicht vor Frost schützen kann, so genügt auch eine frostfreie Zeit von 4 Monaten. Im Allgemeinen steht der Tabak in Japan etwa 100 Tage auf dem Felde.

Dem Saatbeet wird grosse Fürsorge gewidmet. An einer Stelle mit den eben erwähnten Eigenschaften, also nach Süden geneigt und vor Winden recht geschützt, wird der Boden 7–8″ tief sorgfältig umgegraben. Häufig hebt man den Boden etwa 10″ tief vollständig heraus, kleidet die so entstandene Grube mit Stroh- oder Schilfmatten aus und füllt den Boden, nachdem man ihn mit Dünger gemischt hat, wieder hinein. Diese Auskleidung mit Matten bezweckt wohl zweierlei. Erstens mag sich das Saatbeet dadurch etwas wärmer halten und zweitens werden tierische Schädlinge, die von unten eindringen könnten, abgehalten. Das Saatbeet wird in einer Breite von 3–5′ und einer Länge von 30–180′ hergestellt. Zur Düngung wendet man an: gut zersetzten Stalldünger, Fäkalien, Holzasche, zuweilen auch Rapskuchen, diesen aber nur mit grosser Vorsicht, weil er bei seiner Zersetzung leicht schädigend auf die jungen Pflänzchen einwirken könnte. Der Dünger wird mit Erde vermischt, auf das Saatbeet gestreut und flach untergebracht. Die Düngermengen sind in verschiedenen Gegenden sehr verschieden. In Gegenden, die durch ihren Tabak berühmt geworden sind, giebt man pro Tsubo (3 ⅓ qm) etwa:

24 kg Stalldünger,
36 kg Oelkuchen,
1.4 kg Strohasche,
16.5 kg Fäkalien.

An manchen Orten wird nicht die ganze Menge des Düngers gleich vor der Aussaat gegeben, sondern es wird auch eine

Kopfdüngung angewandt. In dem durch seinen Tabak weitberühmten Kokubu (Prov. Satsuma) z. B. ist sogar eine zweimalige Kopfdüngung gebräuchlich. Hier wendet man auch die in Amerika sehr beliebte Methode an, das Saatbeet vor dem Umgraben abzubrennen, d. h. Holz, Gras u. dergl. darauf aufzuhäufen und dann anzuzünden. Dadurch werden natürlich alle Schädlinge, die sich nicht zu tief im Boden befinden, vernichtet.

Die Aussaat nimmt man je nach der geographischen und der Höhenlage zu verschiedenen Zeiten vor, im Süden im Oktober oder November, weiter nördlich im Februar, in der Breite von Tokio im März oder Anfang April und in nördlicheren oder besonders kalt gelegenen Gegenden sogar erst Anfang Mai. Der Grund dieser so verschiedenen Aussaatszeit ist hauptsächlich die grosse Empfindlichkeit des Tabaks gegen Frost. In den Gegenden, in denen den Winter über nur 20–30 mal ein leichter Nachtfrost eintritt, lässt sich das Saatbeet natürlich leicht schützen. Anderwärts muss man die Hauptfrostzeit vorübergehen lassen, ehe man aussät.

Das Saatquantum beträgt etwa 1g pro 1qm, der Samen wird breitwürfig ausgesät und, damit man sehen kann, ob man ihn auch gleichmässig über das Saatbeet verteilt, vorher mit Asche oder Shirasu (Seesand) gemischt. Stehen die Pflanzen später auf dem Beet zu dicht, so werden, wenn sie 2–3″ lang sind, so viel herausgezogen, dass die übrigen in Zwischenräumen von etwa 1″ stehen. Natürlich wählt man zum Herausziehen die schwächsten Pflanzen. Mancherorts entfernt man auch diejenigen Pflanzen, die zuerst keimen. Die Insekten werden stets sorgfältig abgelesen, vom Unkraut hält man die Beete frei und sucht sie auch vor Maulwürfen möglichst zu bewahren. Auf 1ha Tabaksacker rechnet man 70–130 qm Saatbeet.

Die Zeit des Verpflanzens auf den Acker richtet sich ebenso nach dem Klima, wie die Zeit der Aussaat. Während man in warmen Gegenden das Verpflanzen schon im April vornimmt, muss man in kälteren damit bis Anfang Juni oder sogar Anfang Juli warten. Gewöhnlich verpflanzt man nicht vor dem letzten bisher in der betreffenden Gegend beobachteten Frosttermin. In der Provinz Kagoshima z. B. ist dieser Termin der 29. März; dort wird Anfang April mit dem Verpflanzen begonnen. Um diese Zeit haben die Pflänzchen 5–6 Blätter, von denen die grössten 3–4″ lang sind.

Der Tabak wird in Japan meistens im Wechsel mit Weizen

oder Gerste, zuweilen, und zwar in den nördlichen Gegenden, auch mit Raps oder Soyabohnen angebaut. In dem berühmten Tabaksort Kokubu ist die Fruchtfolge:

1. Jahr: Awa, Soyabohne, Gerste;
2. Jahr: Tabak.

In Izumi, gleichfalls in der Provinz Satsuma gelegen, baut man:

1. Jahr: Tabak, Awa, Gerste;
2. Jahr: Awa oder süsse Kartoffel, Gerste, Tabak; oder
1. Jahr: Tabak, Roggen,
2. Jahr: Soyabohne, Gerste,
3. Jahr: Awa, Gerste, Tabak.

Früher hat man dort die Fruchtfolge noch mehr variiert, verschiedene Pflanzen wie Rettig, Eierpflanze u. s. w. dürfen aber seit einiger Zeit auf Befehl der Regierung nicht mehr im Wechsel mit Tabak gebaut werden, weil sie für einige Tabakskrankheiten empfindlich sind und dadurch eine dauernde Infektion des Bodens verursachen. In die Liste dieser verbotenen Pflanzen soll jetzt auch noch die süsse Kartoffel aufgenommen werden. In der Provinz Satsuma hat man bisher Tabak zuweilen auch auf Reisfeldern gebaut, doch auch das soll von jetzt an verboten werden, weil dieser Tabak sehr schnell an Güte verliert.

Man pflanzt den Tabak entweder noch, bevor das Getreide geerntet ist, zwischen die Reihen desselben, oder auch erst nach der Ernte des Getreides. Im letzteren Falle ackert man das Feld sofort nach der Ernte des Getreides um und zieht etwa 3′ breite Dämme, auf die der Tabak gepflanztwird. Im Allgemeinen pflanzt man hier ziemlich dicht, die Reihen liegen im Durchschnitt nicht ganz 1 m auseinander, der Abstand der Pflanzen von einander in den Reihen beträgt durchschnittlich 40 cm. Das macht pro Tan ($^1/_{10}$ ha) über 3000 Pflanzen. Ist der Boden lehmig, so wird die Entfernung der Reihen von einander verringert, ist er sandig, so wird sie vergrössert. In manchen Gegenden stehen 4, 6, 10000, ja sogar bis zu 12000 Pflanzen auf einem Tan. Zum Vergleich will ich anführen, dass man in der Pfalz 3–4000, in Ungarn nur 1500 Pflanzen auf 1 Tan bringt. Die Reihen werden, wenn es möglich ist, in der Richtung von Norden nach Süden angelegt.

Als Düngemittel für Tabak werden in Japan verwendet: Fäkalien, Stalldünger, Rapskuchen, Reiskleie, Soyabohnenkuchen, Fischguano, Holzasche, Strohasche, Knochenmehl u. dergl. und

Gründünger in Gestalt von Gräsern oder Blättern. Obgleich man mit dem Fischguano und der Reiskleie keine guten Erfahrungen gemacht hat, da der erstere stark beeinträchtigend auf die Qualität des Tabaks wirkt, die letztere leicht die Pflanzen schädigt, hat man die Anwendung dieser beiden Düngemittel immer noch nicht ganz aufgegeben. Ganz besonders hoch ist in Japan der Rapskuchen als Düngemittel für Tabak geschätzt; nur steht der allgemeinen Anwendung desselben seine Kostspieligkeit im Wege. Man ist daher seit einiger Zeit mit Versuchen darüber beschäftigt, ob nicht der Soyabohnenkuchen, der ausserordentlich billig ist, bei geeigneter Behandlung den Rapskuchen ersetzen kann.

Die Fäkalien werden in verhältnismässig grossen Mengen angewendet, merkwürdigerweise ohne üble Einwirkung auf den Tabak. In Deutschland hat man nämlich im Lauf der Zeit erkannt, dass die Anwendung von Fäkalien als Dünger die Glimmfähigkeit des Tabaks stark herabsetzt, wie man glaubt, infolge des hohen Gehalts der Fäkalien an Kochsalz. Obgleich nun die Fäkalien der Japaner nach den Analysen von Kellner noch mehr Kochsalz enthalten, als die der Europäer, hat doch der japanische Tabak, trotzdem er stark mit Fäkalien gedüngt wird, im Allgemeinen eine recht gute Glimmfähigkeit, wahrscheinlich wegen der ausserordentlichen Dünne der Blätter.

Wenn man auch nicht mit genauen Zahlen angeben kann, wieviel von den drei Hauptnährstoffen Stickstoff, Phosphorsäure und Kali der japanische Landwirt seinem Acker für eine Bestellung mit Tabak zuführt, weil er bis jetzt seine Düngemittel noch nicht hat chemisch untersuchen lassen, so kann man doch mit gutem Gewissen sagen, dass weitaus die meisten Landwirte in Japan viel zu schwach düngen.

Die Normaldüngung nach dem Urteil der japanischen Sachverständigen ist pro Tan ($^1/_{10}$ ha):

15 kg Stickstoff, 7.5 kg Phosphorsäure, 15 kg Kali. Nun giebt es allerdings Ortschaften, die diese Düngermenge anwenden, oder sogar noch weit überschreiten, z. B.:

Kawaimura, Nomigori, Provinz Kaga: 32 kg Stickstoff, 29 kg Phosphorsäure, 54 kg Kali,

Kokubu, Provinz Satsuma: 25 kg Stickstoff, 11 kg Phosphorsäure, 14 kg Kali.

Das sind aber Ausnahmen. Die meisten Bauern sparen am Dünger, und ein Beispiel für besonders schwache Düngung ist:

Yamashirodani, Provinz Awa, Shikoku. } 5.7 kg Stickstoff, 1.5 kg Phosphorsäure, 3 kg Kali,

Die Zahlen, die ich soeben angeführt habe, sind nur schätzungsweise gewonnene Werte, und wenn sie auch der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen werden, so sind sie doch nicht ganz genau. Deshalb will ich jetzt noch an einigen Orten gebräuchliche Düngemethoden nach der Menge der dort gegebenen Düngemittel anführen.

1. Gegenden mit schlechtem Tabak wie Miharu. Okayama u. s. w.
   26 Ctr. Kompost oder Stalldünger, 7 Ctr. Fäkalien.
   In diesen Gegenden lässt gewöhnlich auch die Behandlung des Komposts und des Stalldüngers zu wünschen übrig.
2. Gegenden mit besserem Tabak, wie Hadano, Ota u. s. w.
   15 Ctr. Kompost oder Stalldünger, 2.5-6 Ctr. Rapskuchen.
   Ein Teil des Rapskuchens wird als Kopfdüngung gegeben.
3. Gegenden mit dem besten Tabak, das ist hauptsächlich die Provinz Satsuma. Hier führe ich die an den drei Haupttabaksorten der Provinz üblichen Düngungsarten an:

Ibusuki. 5.5 Ctr Rapskuchen, 6 Ctr Stalldünger, etwas Shochukuchen und Fäkalien.

Shochukuchen sind die Pressrückstände, die bei der Spiritusbrennerei der süssen Kartoffel gewonnen werden. Der dabei erhaltene Alkohol, Shochu genannt, ist ein in Satsuma sehr beliebtes Getränk, das stark nach Fuselöl (Amylalkohol) schmeckt.

Izumi. Vor dem Verpflanzen wird gegeben:
20 Ctr. Stalldünger, 1.3 Ctr Rapskuchen.
2–3 Wochen nach dem Verpflanzen:
10 Ctr Stalldünger, 1 Ctr Rapskuchen.
Wenn die Pflanzen etwa 20 cm hoch sind:
3 Ctr Rapskuchen
Dazu kommt noch etwas Shochukuchen und Fäkalien.

Kokubu. 5–7 Ctr Rapskuchen, 11–12 Ctr Stalldünger, etwas Shochukuchen und Fäkalien. Diese gesamte Menge wird in vier Abschnitten gegeben, und zwar:

1. Düngung (Shikingoye)–Rapskuchen und Stalldünger,
2. „ (Kakengoye)–verdünute Fäkalien,
3. „ (Hongoye)–Rapskuchen,
4. „ (Oingoye)–Rapskuchen und Stalldünger,

Alle angeführten Zahlen beziehen sich auf 1 Tan ($^1/_{10}$ ha).

Während der Entwicklung des Tabaks auf dem Felde wird der Acker zwei-oder dreimal gehackt und gejätet, was gewöhnlich mit einer schwachen Kopfdüngung verbunden wird. Der Vernichtung der tierischen und pflanzlichen Schädlinge des Tabaks müssen sich die Landwirte in Japan besonders eifrig befleissigen, weil einerseits Japan an derartigen Feinden der Pflanzenkultur sehr reich ist, andrerseits diese Schädlinge günstige Fortpflanzungsbedingungen finden, wenn Jahr für Jahr auf demselben Felde dieselben ihnen zusagenden Pflanzen gezogen werden, wie es im grössten Teil Japans geschieht.

Wenn die Pflanzen anfangen zu blühen, werden sie geköpft, d. h. die Spitze der Pflanze, ihr Blütenstand, wird abgeschnitten. Dies geschieht, um alle Kräfte und Säfte der Pflanze, die sonst für die Ausbildung der Samen beansprucht werden würden, ausschliesslich den Blättern zugute kommen zu lassen. Die Pflanzen natürlich, die für die Samengewinnung bestimmt sind, und dazu werden die hervorragendsten Exemplare ausgesucht, werden nicht geköpft. In den einzelnen Ortschaften gelten verschiedene Regeln über die rechte Zeit zum Köpfen. In Ibusuki z. B. köpft man, sobald die Knospe anfängt sich zu öffnen, das ist etwa 2 ½ Monat nach dem Verpflanzen; in Izumi, wenn drei Knospen blühen; in Kokubu 60–70 Tage nach dem Verpflanzen; der Tabak ist dann 6′ hoch und hat 20–25 Blätter. Zuweilen stülpt man nach dem Köpfen eine Blüte über die Schnittfläche des Stengels, um sie vor Regen und dem dadurch eventuell verursachten Anfaulen zu schützen.

Kurze Zeit nach dem Köpfen beginnen sich an den Pflanzen Seitensprossen zu bilden. Auch diese werden entfernt, damit die Säfte der Pflanze auf die wenigen Blätter, vielleicht 14, 16–20 konzentriert werden; diese Massregel nennt man in Deutschland das Geizen des Tabaks, die Seitensprossen heissen Geizen. In manchen Ländern gewinnt man noch eine Geizenernte, indem man nach der Haupternte einen Seitenspross sich weiter entwickeln lässt. Wenn der so gewonnene Tabak auch nicht die Qualität der Haupternte erreicht, so erhöht sich doch der Ertrag des Ackers bei Anwendung dieser Methode beträchtlich. Allerdings wird sich nicht jedes Klima und jeder Boden dafür eignen, auch muss besonders stark gedüngt werden. In Japan hat man meines Wissens bis jetzt noch keine Versuche darüber angestellt.

Die Ernte des Tabaks findet, wie ich schon erwähnte,

meistens etwa 100 Tage nach dem Verpflanzen statt, d. h. die Haupternte, die Ernte der mittleren Blätter, die in Japan Nakaha oder Hompa genannt werden. Die unteren, in Deutschland Sandblätter, hier Doha genannten Blätter, ungefähr vier an der Zahl, werden etwas früher, sobald die Pflanzen ausgewachsen und diese Blätter gelb oder braun geworden sind, die oberen Blätter, „Tempa", etwas später geerntet. Natürlich erntet man aber die oberen Blätter gleichzeitig mit den mittleren, wenn man die Blätter noch am Pflanzenstock hängend trocknen will. Etwa 15% des japanischen Tabaks wird auf diese letztere Weise behandelt. Dass die Blätter reif sind, erkennt man daran, dass sie eine etwas hellere Farbe bekommen haben und halbdurchsichtig geworden sind. Uebrigens gehört viel Erfahrung dazu, den Reifezustand des Tabaks richtig beurteilen zu können. In Nordamerika heisst es, wenn ein Landwirt sich sagt: „So, jetzt ist der Tabak reif, und du kannst ernten", dann hätte er schon 8–14 Tage vorher mit der Ernte beginnen müssen. Die beste Qualität haben die mittleren Blätter, Nakaha oder Hompa, dann folgen die unteren, Doha, und am schlechtesten sind die oberen, Tempa, weil sie nicht ganz ausreifen. Die 16–18 Blätter der ganzen Pflanze verteilen sich auf die einzelnen Blattsorten etwa folgendermassen:

Doha – 3–4 Blätter,
Hompa – 9–10 „ ,
Tempa – 3–4 „ .

In Kokubu, wo man beim Köpfen bis zu 23 Blätter an der Pflanze stehen lässt, unterscheidet man noch eine vierte Blattsorte, Chuha genannt, und das sind die zwischen Doha und Hompa an der Pflanze stehenden Blätter. Hier erntet man:

Doha – 3–4 Blätter,
Chuha – 9–10 „ ,
Hompa – 3–4 „ ,
Tempa – 3–4 „ .

Dazu kommen noch die Seridashi, das sind Blätter, die zuerst als Chuha einsortiert, später aber nach dem Trocknen beim Glätten wieder ausgemustert worden sind. Die Tabaksernte beläuft sich in Kokubu pro Tan ($^1/_{10}$ ha) durchschnittlich auf:

Doha — 18 kg,
Chuha — 60 kg,

Hompa — 17 kg,
Tempa — 10 kg,
Seridashi und schlechte Blätter—15 kg.
zusammen also auf 120 kg trockne Blätter.

In Ibusuki erntet man im Durchschnitt etwas mehr, nämlich:

Doha	—	15 kg,
Chuha	—	71 kg,
Hompa	—	19 kg,
Tempa	—	23 kg,
schlechte Blätter	—	22 kg,
insgesamt		150 kg.

Die Durchschnittsernte von ganz Japan beläuft sich auf 90–120 kg pro Tan.

Die Behandlung des Tabaks nach der Ernte ist im weitaus grössten Teile Japans bis jetzt noch sehr einfach. Gewöhnlich verfährt man so, dass man die einzelnen Blätter mit den Stielen an Strohseilen befestigt und diese Seile in einem Schuppen, häufig im oberen Teile des Wohnhauses, aufspannt. Sehr oft trocknet man die auf Seile aufgezogenen Blätter auch an von der Sonne beschienenen Mauern oder Zäunen. Zeigen die Blätter nach dem Trocknen noch grüne Stellen, so breitet man sie im Freien auf dem Boden aus und lässt sie 2–3 Tage dort liegen, wobei sie infolge der Durchfeuchtung mit dem Tau die gewünschte Farbe annehmen. In einzelnen Teilen Japans, namentlich im Westen, in der Provinz Okayama, ist die Witterung in den auf die Ernte folgenden Wochen sehr feucht, so dass es sehr schwierig wäre, den Tabak auf die eben beschriebene Weise schnell genug zu trocknen. Man ist daher dort gezwungen, die Blätter unter Anwendung von künstlicher Wärme zu trocknen, und thut dies in kleinen Schuppen von etwa 10–12m Breite, 5–6m Tiefe und 5–6m Höhe, die immer von mehreren Bauern gemeinschaftlich benutzt werden. Da die Holzkohle ein zu teures Feuerungsmaterial wäre, so benutzt man Holz zum Heizen, am liebsten Eichenholz, das in einer in der Mitte des Schuppens befindlichen offenen Grube verbrannt wird. Obgleich man, um eine zu starke Rauchentwicklung zu vermeiden, nur ganz trocknes Holz verwendet, so nimmt doch der so getrocknete Tabak einen eigentümlichen, kreosotartigen Geruch und Geschmack an, der aber in jener Gegend sehr geschätzt wird. Die Schuppen werden zwar etwas feuersicher gebaut und während des Trock-

nungsprozesses sehr sorgfältig überwacht, trotzdem aber kann man es nicht verhindern, dass sie ziemlich häufig in Flammen aufgehen, zum grossen Schaden ihrer armen Besitzer.

Ebenso wie schon auf dem Acker, so behandelt man den Tabak auch beim Trocknen in der Provinz Satsuma am allersorgfältigsten. Dort kommt sogar eine Art Fermentation in Anwendung. In Kokubu z. B. verfährt man folgendermassen: Die untersten 4 Blätter werden 20–30 Tage nach dem Köpfen abgebrochen und an Schnüren getrocknet. Etwa 10 Tage später werden die ganzen Pflanzen abgeschnitten, mit Matten bedeckt und nach dem Schuppen gebracht, wo sie mit den Spitzen nach unten so aufgehängt werden, dass zwischen den einzelnen Pflanzen ein Abstand von 6–9 cm verbleibt. Ist das Wetter feucht, so wird ein schwaches Feuer von Eichenholz unterhalten, und die Läden werden geschlossen, bei trocknem Wetter wird das Feuer ausgelöscht, und die Läden werden geöffnet. Die Ernte von einem Tan wird in zwei Partien getrocknet. Die Trockenschuppen gehören gewöhnlich Handwerkern oder Bauern, die keinen Tabak bauen, und werden von ihnen an die Tabakpflanzer vermietet. Nach ungefähr drei Wochen ist der Tabak trocken, die Blätter werden vom Stamm abgebrochen, indem man am unteren Ende anfängt, sofort nach den vier Klassen Doha, Chuha, Hompa, Tempa sortiert und in Bündel von je ca. 100 Blättern gepackt. Diese Bündel werden mit den Stielen nach oben in flache Körbe, Bara genannt, gelegt und so der Sonne ausgesetzt. Nach einem Tag werden die Bündel umgepackt und noch einen Tag mit den Blätterspitzen nach oben gesonnt. Nun sind die Blätter so weit, dass sie aufgespeichert werden können, bis Zeit vorhanden ist sie zu glätten. Sie werden zu je 20 Bündeln in Säcke gesteckt und auf einem Gestell unter dem Dach des Hauses gelagert. Vor dem Glätten werden dann die Säcke zunächst mit den Blattstielen nach unten auf den Erdboden gelegt, damit die Blätter soviel Feuchtigkeit aufsaugen, dass sie ohne Beschädigung aus den Säcken herausgenommen werden können. Nun werden die Blätter im Hof ausgebreitet und, wenn sie vom Nachttau völlig durchfeuchtet worden sind, mit Matten bedeckt. Darauf können sie geglättet werden. Hat der Arbeiter 600–700 Blätter glatt gestrichen und über einander gelegt, so setzt er sich darauf, um das Packet etwas zusammenzupressen. Ist dies geschehen, so wird der Tabak in Säcken zu Haufen von 75–95 cm Höhe aufgeschichtet und der Gährung

überlassen, während der er zwei- bis dreimal umgepackt wird. Wenn die Temperatur des Tabaks konstant bleibt, ist er verkaufsfertig.

In Izumi ist das Verfahren ähnlich. Die Pflanzen werden mittelst eines Holzpflockes, der in das untere Ende des Stammes getrieben wird, an Latten oder Seilen im Trockenschuppen aufgehängt und vier bis fünf Tage der Abwelkung überlassen. Ist nach Ablauf dieser Zeit das Wetter feucht, so werden die Läden geschlossen und dann Feuer von Eichenholz unterhalten. Die Schuppen sind 5.6m breit und 4.5m tief und enthalten je drei Feuerstellen in Gestalt von quadratischen flachen Gruben von 91cm Seitenlänge. Während des Trocknens, das drei bis vier Wochen in Anspruch nimmt, werden die Pflanzen zwei bis dreimal umgehängt und täglich öfter durchgemustert, wobei etwa vorgefundene faule Blätter entfernt werden. Wenn dann die Blätter vollständig trocken sind, werden sie vom Stamm abgebrochen, durch Nachttau etwas angefeuchtet und geglättet. 25 Blätter kommen in ein Bündel, 12 Bündel bilden ein Packet (shitoshiri) und 60 kg solcher Packete werden zu einem Haufen von 45–52 cm Länge und Breite und 55–60cm Höhe aufgebaut und mit einer Decke bedeckt. Ist die Temperatur des Haufens infolge der nun einsetzenden Fermentation nach vier bis sieben Tagen auf ungefähr 40° C. gestiegen, so wird der Haufen umgebaut, und dies geschieht zwei bis drei mal, bis die Temperatur nicht mehr zunimmt. Bevor das Tabakmonopol von der Regierung eingeführt worden war, unterwarf man in manchen Gegenden Japans den Tabak noch einer Art Nachfermentation im Sommer nach der Ernte. Man sonnte ihn im Mai oder Juni eine kurze Zeit lang (drei bis vier Stunden), verpackte ihn dann wieder wie vorher und liess ihn noch zwei Monat lagern. Jetzt hat man diese Behandlungsweise aber wohl aufgegeben, weil die Regierung nur in Ausnahmefällen gestattet, dass ein Pflanzer seinen Tabak bis in den Sommer des auf die Ernte folgenden Jahres hinein behält.

Im Allgemeinen passen sich die japanischen Tabakpflanzer, so weit es angeht, den in ihrer Gegend herrschenden Witterungsverhältnissen an, natürlich aber müssen sie sich hauptsächlich darnach richten, welche Geldmittel ihnen zur Verfügung stehen, und diese sind ja gewöhnlich leider recht knapp.

Durch den Trocknungsprozess verliert der Tabak durchschnittlich 20–30% seines Gewichts im frischen Zustand.

Fast der ganze in Japan produzierte Tabak wird fein geschnitten und aus der Pfeife geraucht, oder zu Cigaretten verarbeitet. Cigarren werden nicht fabriziert, bis auf einige wenige in Satsuma wohl mehr als Kuriosität hergestellte. Exportiert ist bis jetzt nur wenig worden, hauptsächlich nach England. Es wurde Tabak ausgeführt im Wert von:

81068	Yen	im	Jahr	1888,
189150	„	„	„	1889,
120169	„	„	„	1890,
351741	„	„	„	1897,
187725	„	„	„	1898,
343357	„	„	„	1899.

Wie ich gehört habe, hat man japanischen Tabak in England bis vor einiger Zeit vielfach als Deckblatt verwendet, doch soll man neuerdings wieder davon zurückgekommen sein, weil der Tabak auf der weiten Reise öfter zu starke Schädigungen davontrug. In Deutschland kennt man den japanischen Tabak fast gar nicht. Ich erinnere mich, dass ich im Jahr 1899 in einem grossen Tabakhaus in Bremen einen kleinen Posten davon gesehen habe, doch wurde mir dieser Tabak gewissermassen nur als Rarität gezeigt.

Bevor der Tabak von meistens durch Wasserkraft betriebenen Maschinen geschnitten wird, werden die Mittelrippen entfernt und dann die Blätterhälften verschiedener Tabaksorten in bestimmter Reihenfolge übereinandergeschichtet. Jeder einzelne Fabrikant hat dabei seine besondere Zusammenstellung, wie in Amerika jeder Fabrikant sein eigenes, sorgfältig geheim gehaltenes Saucierungsrezept besitzt. Eine grosse Fabrik in Mito z. B., die ich im Dezember 1899 besuchte, macht es folgendermassen: Die Blätter werden in sechs verschiedenen Schichten übereinandergelegt und dann gefaltet. Lage 1 ist Deckblatt, der dazu verwendete Tabak muss sich also besonders durch eine schöne Farbe auszeichnen, d. h. er muss recht gleichmässig hellgelb sein. Lage 2 und 3 geben den Geschmack, Lage 4 und 5 dienen, wie man mir sagte, dazu, das Volumen zu vergrössern, haben also wohl nur den Zweck, die ganze Mischung billiger zu machen; die Blätter dieser Lagen müssen ganz indifferent in Geschmack und Aroma sein und brauchen auch keine gute Farbe zu haben. Lage 5 ist etwas besser, als Lage 4. Lage 6 endlich hat dieselben Eigenschaften wie Lage 1, sie dient auch als Deckblatt. 14 derartige Schichtungen bilden ein Packet, und 2 Packete werden

über einander in die Presse gelegt und geschnitten. Das Entrippen und Packen der Blätter wird von Mädchen besorgt, die Maschinen werden von Männern bedient.

In den Fabriken, die ich besucht habe, wurden nur aus Holz gebaute Schneidemaschinen, wie sie schon seit alten Zeiten in Japan hergestellt werden, verwendet. Der Tabak, der aus der kleinen japanischen Pfeife geraucht wird, wird haarfein geschnitten; den zur Cigarettenfabrikation bestimmten Tabak aber schneidet man gröber, damit die Cigaretten nicht zu schnell abbrennen. Maschinen zur Cigarettenfabrikation werden bis jetzt in Japan noch wenig verwendet, und nur ganz grosse Fabriken, wie z. B. diejenige von Gebr. Murai, sind damit ausgerüstet. In den kleineren Fabriken werden die Cigaretten mit Hülfe von kleinen Stopfapparaten mit der Hand hergestellt. Trotzdem kommen sie zu erstaunlich billigem Preise zum Verkauf; eine Cigarette, von der 50 Stück 7 Sen kosten, wird sehr viel geraucht. Daraus kann man sich ungefähr ein Bild machen, wie wenig sich vielfach der Tabaksbau für den japanischen Landwirt rentieren muss.

Wie sich aus meinen bisherigen Ausführungen ersehen lässt, harrt noch vielerlei auf dem Gebiete der Tabakskultur und -bearbeitung in Japan der Verbesserung. Natürlich wissen das die Japaner selbst ganz genau, und sie haben, besonders seitdem das Tabaksmonopol eingeführt worden ist, eine ganze Reihe von Massregeln zur Verbesserung ihres Tabaks ergriffen. Zunächst werden jedes Jahr in der landwirtschaftlichen Centralversuchsstation Japans in Nishigahara Vegetationsversuche über das Düngebedürfnis des Tabaks, die Einwirkung verschiedener Düngemittel auf ihn, die beste Zeit der Aussaat und der Verpflanzung, die beste Zeit zum Köpfen und zum Geizen, ferner darüber, ob höheres oder niedrigeres Köpfen empfehlenswerter ist, über die Vorteile und Nachteile verschiedener Erntemethoden u. s. w. ausgeführt. Versuche in derselben Richtung, nur in etwas grösserem Massstabe, werden auf den Feldern der Centralversuchsstation in Hadano bei Hiratsuka, in der Nähe des Fuji-Yama gelegen, und in Ota, nicht weit von Mito, angestellt. Die Versuche werden in Nishigahara sowohl in Vegetationstöpfen, wie sie Prof. Wagner in Darmstadt konstruiert hat, als auch auf freiem Felde, in Hadano und Ota nur in letzterer Form ausgeführt. Diese beiden Arten der Vegetationsexperimente zu kombinieren ist deshalb ratsam, weil man es einerseits bei den

Topfversuchen mehr in der Gewalt hat, die Pflanzen genau unter den beabsichtigten Bedingungen, ohne Einwirkung irgend welcher das Resultat verdunkelnden oder gar fälschenden Faktoren (Krankheiten ausgenommen) sich entwickeln zu lassen, andrerseits aber bei den Feldversuchen die Pflanzen ganz in den natürlichen Verhältnissen, ohne jede Künstelei wachsen. Sache des Experimentators ist es dann, die Resultate beider Versuchsarten in Einklang zu bringen und die richtigen Schlüsse daraus zu ziehen. Die Versuchsfelder in Nishigahara haben einen Umfang von 3 Tan, also $^{3}/_{10}$ ha oder 1 $^{1}/_{5}$ preussische Morgen, diejenigen in Hadano und Ota von je 40 Tan, also 4 ha oder 16 Morgen. Der praktische Wert der in Nishigahara ausgeführten Vegetationsversuche wird leider dadurch beeinträchtigt, dass der Boden dort für den Tabakbau nicht recht geeignet ist. Sämtlicher Tabak, der 1900 dort geerntet wurde, war schlecht, besonders in Bezug auf seine Glimmfähigkeit, während sich sonst der japanische Tabak gerade in dieser Beziehung auszuzeichnen pflegt. Besser steht es mit Hadano und Ota, die beide einen für japanische Verhältnisse sehr guten Tabak produzieren.

In Nishigahara sowohl, als auch in Hadano und Ota sind heizbare Holzschuppen erbaut worden, in denen Experimente über das Trocknen des Tabaks ausgeführt werden. Es wird dabei versucht, die amerikanische Methode, die z. B. in Virginia üblich ist, für japanische Verhältnisse zu modifizieren. Ein Versuch, der Anfang September 1901 in Ota ausgeführt wurde, verlief ungefähr folgendermassen:

Nachdem in dem Schuppen von 7m Breite, 6 m Tiefe und 7m Höhe 686 kg Tabak an 247 Seilen, von denen jedes durchschnittlich 44 Blätter trug, aufgehängt worden war, wurde der Schuppen vollständig geschlossen und mit der Heizung begonnen. Zunächst wurde nur mässig geheizt, so dass, ausgehend von einer Anfangstemperatur von 25° C., in 4 Stunden 28,5° erreicht wurden. Nun wurde die Temperatur schnell gesteigert, bis sie nach weiteren $2^{1}/_{2}$ Stunden 48° betrug, worauf die Feuer gelöscht wurden. Diese schnelle Steigerung sollte bezwecken, den Tabak recht bald abwelken zu lassen. Der Schuppen wurde jetzt der langsamen Abkühlung überlassen und dann 17 Stunden lang ziemlich konstant auf 31–32° gehalten. Darauf wurde die Temperatur in 14 Stunden ganz allmählich bis auf 39° und in ferneren 7 Stunden auf 61° gesteigert. Nachdem dieser Hitzegrad

noch 11 Stunden lang einigermassen gleichmässig erhalten worden war, wurde die Temperatur in den letzten 10 Stunden schliesslich bis auf 72° gehoben, um die Mittelrippen noch vollständig auszutrocknen. Der ganze Prozess nahm ungefähr 70 Stunden in Auspruch. Die gewünschte Farbe hatte der Tabak nach ca. 40 Stunden bekommen, worauf dadurch, dass die Temperatur schneller gesteigert und die Ventilatoren geöffnet wurden, mit der eigentlichen Trocknung begonnen werden konnte. Für die Feuerung wurde 939 kg Holz zum Preis von ca 10 Yen verbraucht. 4 Männer und 9 Weiber waren je 7 Stunden lang damit beschäftigt, die Blätter auf die Seile zu ziehen. Das Aufhängen des Tabaks im Schuppen erforderte eine vierstündige Arbeit von 2–3 Männern und 2–3 Weibern. Der Lohn für diese Arbeiter betrug im Ganzen 3.20 Yen. Dazu kommt noch der Lohn der Leute, die zur Unterhaltung des Feuers und zur Bewachung der ganzen Arbeit benötigt waren, mit etwa 10 Yen, und 6 Yen für Verzinsung und Amortisation des Kapitals, so dass sich die Gesamtunkosten auf 29.20 Yen beliefen, d. h. auf 4.25 Sen pro 1 kg frischen, oder auf 25 Sen pro 1 kg trocknen Tabak, wenn wir annehmen, dass der Wasserverlust beim Trocknen sich auf etwa 84% des frischen Tabaks belief. Der Erfolg des Versuchs, was Verbesserung des Tabaks in Farbe, Geschmack und Aroma betrifft, war sehr befriedigend. Ob aber die Anwendung dieser Methode für den japanischen Tabak im Allgemeinen lohnend sein wird, ist noch nicht mit Bestimmtheit zu sagen, weil die Unkosten doch recht beträchtlich sind. Kann der japanische Tabak dadurch exportfähig gemacht werden und infolgedessen zu bedeutend höheren Preisen verkauft werden, als bis jetzt im Inland, so steht natürlich der allgemeinen Anwendung dieser Methode nichts im Wege. Der so erstaunlich niedrige Preis des Tabaks in Japan stellt überhaupt allen Verbesserungsversuchen grosse Schwierigkeiten entgegen; der Japaner will sich selbstverständlich sein Rauchen nicht verteuern lassen; auch würde ihm vielleicht ein den Europäern mundgerecht gemachter Tabak gar nicht schmecken.

Ausser den Vegetations- und Trocknungsversuchen soll jetzt auch mit Fermentationsversuchen angefangen werden, um ein für die Cigarrenfabrikation taugliches Blatt zu bekommen. Allerdings sind die Tabakblätter, wie man sie jetzt in Japan erzeugt, für diesen Zweck wohl zu dünn; man wird die Pflanzen daher

schon von vornherein auf dem Felde so behandeln müssen, dass die Bildung etwas dickerer Blätter begünstigt wird. Auch beabsichtigt man, schon in nächster Zeit eine Mustercigarrenfabrik in kleinem Massstabe einzurichten.

Die mit Tabak bebaute Fläche ist früher in Japan etwa eben so gross gewesen, wie in Deutschland, sie hat sich aber in den letzten Jahren hier stark vergrössert, dort etwas verringert und betrug:

	In Japan.*	In Deutschland.
1887	21710 ha	21466 ha
1888		18032 ha
1889		17400 ha
1890		20195 ha
1897	26466 ha	
1898	26277 ha	17652 ha
1899	42143 ha	14618 ha
1900	37434 ha	14781 ha

Die Anzahl der einzelnen Tabakpflanzer betrug:

	In Japan.	In Deutschland.
1898	347254	139171
1899	575485	116318
1900	420793	114716

Die durchschnittlich von einem Pflanzer mit Tabak bestellte Fläche war daher.

	In Japan.	In Deutschland.
1898	7.5a	12.7a
1899	7.3a	12.5a
1900	8.8a	12.9a

Die Erntemenge betrug:

	In Japan.	In Deutschland.
1887	22 756582 kg	
1897	36 112072 kg	
1898	31 464585 kg	32 559000 kg
1899	52 603301 kg	30 075000 kg
1900	48 384003 kg	

d. h. von je einem Pflanzer wurde geerntet im Ganzen:

	In Japan.	In Deutschland.
1898	90.6 kg	233.9 kg

* Die hier angeführten Zahlen über ältere Jahre sind dem Werke M. Fescas „Beiträge zur Kenntnis der japanischen Landwirtschaft" entnommen.

1899	91.4 kg	258.6 kg
1900	115.0 kg	
oder pro a:		
1898	12.1 kg	18.4 kg
1899	12.5 kg	20.7 kg
1900	13.1 kg	
im Durchschnitt:	12.6 kg	19.6 kg.

Der deutsche Landwirt bebaut also nicht nur um die Hälfte mehr Land mit Tabak, sondern gewinnt auch seinem Acker einen um die Hälfte grösseren Ertrag ab, als sein japanischer Berufsgenosse. Allerdings darf hier nicht vergessen werden, dass man in Japan jährlich eine Ernte mehr erzielt, als in Deutschland.

Der höchste Preis, der 1900 von der japanischen Regierung für 1 Kwamme (3.75 kg) Tabak an die Landwirte bezahlt wurde, war ca. 3 Yen. Unberücksichtigt lasse ich hier den Ort Tarumizu in der Provinz Satsuma, der für eine kleine Menge Tabak den hohen Preis von 8 Yen erzielte. Der niedrigste Preis war 17 Sen. Wie hoch der Durchschnittspreis war, habe ich nicht erfahren können, doch wird er seit 12–15 Jahren, zu welcher Zeit er sich nach Fescas Annahme auf 40 Sen belief, nicht sehr gestiegen sein. In Deutschland erzielten die Landwirte im Jahr 1899 für 3.75 kg durchschnittlich 2.80 M, also mehr als das Dreifache von dem, was der japanische Pflanzer bezahlt bekommt.

Wie sich der Tabaksbau jetzt für den japanischen Landwirt im Durchschnitt rentiert, kann ich leider nicht zahlenmässig angeben. In der Provinz Satsuma, also derjenigen, die den besten und teuersten Tabak Japans produziert, rechnet man pro ha auf einen Verdienst von 100–150 Yen. Die amtliche Statistik stellt folgende Reinertragsberechnung für die ganze Tabaksernte des Jahres 1884 auf:

Productionskosten pro Tan ($^1/_{10}$ ha).

Saatgut		0.610 Yen
Düngung		2.888 „
Arbeits lohn:	19 Männer, je 14.59 Sen-	2.772 „
	17 Weiber, je 9.59 „	1.630 „
Besondere Ausgaben		0.858 „
	Summa	8.758 „

Ertrag pro Tan.

25.385 Kwamme zu je 37.4 Sen - 9.494 Yen,
also Reinertrag. 0.736 Yen.

Das kann wohl kaum als befriedigend bezeichnet werden.

Die Provinzen, in denen hauptsächlich Tabak gebaut wird, sind: Ibaraki, Tochigi, Fukushima, Kanagawa, Okayama, Tokushima, Kagoshima. Der beste Tabak kommt aus Kokubu und Izumi in Kagoshima, aus Ota in Ibaraki und aus Hadano in Kanagawa.

Auf dem Tabak lag früher in Japan hauptsächlich eine Fabrikatsteuer neben einer Gewerbesteuer von 10 Yen für Gross- und 5 Yen für Kleinhändler; sie betrug bis 1883 2–6% vom Preise des Fabrikats. In diesem Jahre wurde die Gewerbesteuer für Kleinhändler zwar auf 5 Yen belassen, für Fabrikanten und Zwischenhändler aber auf 15 Yen erhöht, es trat die Bestimmung dazu, dass für Ein- und Verkauf von Tabak ausserdem Gewerbescheine für eine Gebühr von 10–20 Sen zu lösen wären, und die Höhe der Fabrikatsteuer wurde folgendermassen festgesetzt: Für je 375g war zu zahlen.

4 Sen bei einem Verkaufspreis von 25 Sen,
6 „ „ „ „ „ 25–50 „ ,
8 „ „ „ „ „ 50 Sen und darüber.

1888 wurde die Fabrikatsteuer auf $^2/_{10}$ und 1893 auf $^3/_{10}$ des Verkaufspreises erhöht, 1898 endlich trat das Tabaksmonopol in Kraft. Die Hauptbestimmungen dieses Gesetzes will ich kurz anführen.

1. Die Regierung hat das Monopol auf Blättertabak.

2. Der Blättertabak wird von der Regierung gesammelt, importiert und verkauft.

3. Tabakpflanzer sind verpflichtet, der Regierung ihren ganzen Tabak nach dem Trocknen abzuliefern. Der Tabak darf nicht verbraucht oder anderen übertragen werden.

4. Nach der Ablieferung des Tabaks bezahlt die Regierung ihn nach Tarifen, die vorher von ihr festgesetzt werden. Die Eigenschaften und Klassen des Tabaks werden von Sachverständigen bestimmt. Sind Einwände gegen eine derartige Abschätzung zu erheben, so kann eine nochmalige Beurteilung verlangt werden.

5. Die Regierung hat das Recht zu bestimmen, eine wie grosse Ackerfläche mit Tabak bestellt werden darf. Dies bezieht sich jedoch nicht auf Felder, die für staatliche Versuche dienen.

6. Jeder, der Tabak zu bauen wünscht, hat der Regierung über die Art des Tabaks und die Grösse des damit zu bestellenden Feldes Mitteilung zu machen. Diese Mitteilung ist bei jedem

Wechsel irgendwelcher Einzelheiten zu erneuern. Die Regierung hat das Recht, je nach Vorrat und Nachfrage den Anbau einzelner Tabaksorten und den Umfang der mit Tabak zu bebauenden Ackerflächen einzuschränken.

8. Weder Tabakfabrikanten noch Händler dürfen Tabak bauen.

10. Die Pflanzer haben ihren Tabak spätestens bis zum 31. März des auf die Beendigung des Trocknungsprozesses folgenden Jahres an den ihnen von der Regierung bekannt gegebenen Stellen abzuliefern. Will jemand seinen Tabak über diesen Zeitpunkt hinaus behalten, so hat er die besondere Genehmigung dazu von der Regierung einzuholen.

18. Die Regierung hat das Recht, Tabakfelder und -lagerplätze zu inspizieren. Zu diesem Zweck dürfen die bevollmächtigten Beamten dort eintreten, wo sich Tabak befindet oder wo er vermutet wird, und die zur Ueberwachung erforderlichen Massregeln treffen.

19. Die Regierung wird an geeigneten Plätzen Geschäftsstellen für die Sammlung und den Verkauf des Tabaks errichten. Tabak darf nur von der Regierung importiert werden. Wer Tabak fabrizieren oder handeln will, hat sich jährlich von der Regierung die Erlaubnis dazu einzuholen und eine Gebühr von 50 Yen dafür zu bezahlen. Niemand darf zur Tabakfabrikation etwas anderes als Blättertabak benutzen. Tabakfabrikanten und Händler haben Bücher zu führen, in die den mit der Aufsicht betrauten Beamten einzublicken erlaubt ist.

Besondere Bestimmungen für die Ausführung des Gesetzes.

1. Die Plätze für die Saatbeete und deren Grösse, die Aecker, auf denen Tabak gebaut werden soll, und ihre Grösse, die voraussichtliche Anzahl der Pflanzen, die Arten des zu bauenden Tabaks und die Plätze für Trocknung und Lagerung sind der Regierung anzuzeigen.

2. Die welken, beschädigten und unreifen Blätter und diejenigen, die der Regierung nicht abgeliefert werden können, sind zu vernichten, nachdem die bevollmächtigten Beamten ihre Einwilligung dazu gegeben haben.

3. Sofort, nachdem die Ernte der Blätter beendigt ist, sind die Pflanzenstöcke herauszureissen.

4. All und jeder Blättertabak ist folgendermassen zu klassifizieren:

A. Grundblätter — 3–4 Blätter am Boden.
B. Mittelblätter — Blätter zwischen Grund- und Hauptblättern.
C. Hauptblätter — Blätter zwischen Mittel- und Gipfelblättern.
D. Gipfelblätter — 3–4 Blätter an der Spitze.

Je nach den lokalen Bedingungen kann die Anzahl der Klassen vermehrt werden, wenn die Beamten damit einverstanden sind. *

5. Die Schnüre, an denen die Blätter getrocknet werden, müssen von bestimmter Länge sein. Blätter, die am Stamm getrocknet worden sind, müssen je nach ihrer Art in Bündel von bestimmter Grösse gepackt werden.

Artikel 6 handelt von der Sortierung der Blätter, von der Verpackung, dem Gewicht der einzelnen Packe, der Etikettierung u. s. w.

7. Die Abnahme von Blättern folgender Art ist zu verweigern:
I. Blätter, die zu feucht sind.
II. Blätter, an denen noch Teile des Stammes hängen.
III. Blätter, die nicht sortiert sind.

17. Tabakbündel dürfen beim Verkauf nicht geteilt werden, ausgenommen, wenn es sich um Proben handelt.

Die Artikel von geringerer Wichtigkeit und die Strafbestimmungen habe ich ausgelassen. Es ist ersichtlich, dass die Landwirte, die Tabakfabrikanten und -händler durch dieses Gesetz, das ihnen alles bis auf die kleinste Einzelheit vorschreibt, ausserordentlich behindert werden müssen. Daher ist es auch kein Wunder, dass jedes Jahr viele Tausende von Vergehen gegen dasselbe zur Bestrafung kommen. Jedoch lässt sich ein derartiges Monopol wohl kaum konsequent durchführen, ohne dass die Regierung sich möglichst freie Hand hält. Jedenfalls sind die Einkünfte der Regierung infolge der Einführung des Monopols bedeutend gestiegen. Sie betrugen:

1888 — 1907342 Yen	1898 — 5.145999 Yen
1889 — 1492806 „	1899 — 7.559534 „
1890 — 1825183 „	

Zum Vergleich führe ich zwei allerdings schon ziemlich alte Zahlen über in Deutschland eingegangene Tabaksteuer an:

1880 — 7.000000 M.

* In Izumi z. B. unterscheidet man 6–7 Klassen.

1881 — 11.500000 M.

Zum Schluss seien noch einige Daten über den Import von Tabak gegeben. Es wurde importiert (Wert in Yen):

	1897	1898	1899
Cigarren	151221	198574	146733
Geschnittener Tabak	104244	172797	20701
Cigaretten	997237	1720827	760594
Anderer Tabak	327079	4536013	5088004
	1579781	6628211	6016032

Ins Gewicht fallen nur die dritte und vierte Reihe, die dritte wegen des starken Imports billiger amerikanischer Cigaretten, wie z. B. Pin Head, und die vierte wegen der in den letzten Jahren kolossal gestiegenen Einfuhr billigen amerikanischen Blättertabaks, den Gebrüder Murai und andere grosse Firmen zur Herstellung ihrer Cigaretten benutzen. Wahrscheinlich wird aber die Einfuhr dieser Tabaksorten durch die am 1. Oktober 1901 vorgenommene Erhöhung des Zolls von 100% auf 150% des Wertes den Todesstoss erhalten haben.

In den vorstehenden Zeilen habe ich die Art und Weise, wie man beim Bau und der weiteren Behandlung des Tabaks in der Provinz Satsuma verfährt, besonders berücksichtigt, weil sich dort die Methoden im Lauf der Zeit am besten ausgebildet haben, und infolgedessen dort auch das wertvollste Produkt erzielt wird.

UEBER DEN RIESEN-SALAMANDER JAPAN'S.

VON

Prof. Dr. C. Ishikawa.

(Vortrag gehalten am 28. Nov. 1900.)

Etwa vor zweihundert Jahren, wurde in einem kleinen Dorf unweit von dem schönen Bodensee, ein sehr interessanter Knochenrest aus einer jungen Tertiär-Ablagerung gefunden. Ein damaliger sehr gelehrter Arzt, Dr. *Johann Jakob Scheuchzer*, hielt ihn für einen von der Sündfluth abgeworfenen Menschenknochen, und gab ihm den berühmten Namen " Homo tristis deluvii testis." Ein Wachsmodell dieses Knochenrestes, dessen Original jetzt im britischen Museum aufbewahrt ist, sehen Sie hier. Es ist sehr zu verwundern wie ein Arzt, der gewiss Menschenknochen gesehen hat, sich mit diesem Knochenrest so getäuscht hat, dass er in diesem Object nicht nur die harten Knochenstücke, sondern auch die weicheren Theile unterscheiden wollte. Vergleicht man diese Knochen mit denen des Menschen, so muss sofort klar werden, dass eine grosse Verschiedenheit zwischen den beiden besteht. Sonderbar ist es aber, dass man in jener Zeit das nicht gethan hat, und alle Naturforscher damals mit *Scheuchzer* übereinstimmten, bis *Johann Gesner* zum ersten Male Zweifel äusserte. Aber auch er hat keine weiteren vergleichenden Studien angestellt und glaubte den Knochenrest eines riesigen Fisches—Silurus glandis—vor sich zu haben. Dieser neue Irrthum wurde wieder von den damaligen Naturforschern begrüsst und angenommen. Im Jahre 1811 hatte *Cuvier* Gelegenheit diesen Knochen zu untersuchen, und dann erst wurde er als Knochenrest eines riesigen Salamanders, der längst ausgestorben ist, erkannt. Nachher aber glückte es *von Siebold** einen gigantischen Salamander in Japan zu finden, der eben so gross ist, wie derjenige

---

* Von Siebold. Fauna Japonica, 1833.

von Oeningen war, und interessanterweise sind die Knochengerüste beider einander sehr ähnlich.

Und so komme ich zu unserem Riesen-Salamander! Er ist in Japan unter verschiedenen Namen in verschiedenen Provinzen bekannt. Der Name Sanshouwo, unter dem dieses Thier gewöhnlich bekannt ist, kommt von Sansho, Xanthoxylon piperitum, eine dornige Pflanze, deren Blätter von aetherischem Oel stark riechen, und von uwo, der Fisch. Weshalb die Leute aber diesen Salamander Sanshouwo nennen ist mir nicht bekannt. Einige behaupten, und auch in Büchern steht es geschrieben, dass das Thier sehr gern die obige Pflanze frässe.* Sie behaupten sogar, dass es zuweilen auf die Sansho-Bäume klettere, um die Blätter zu fressen. In der chinesischen Literatur finden wir einen Charakter bestehend aus den zwei Zeichen von „Fisch" und von „Kind," es bedeutet deshalb „Kindfisch." Und in einem chinesischen Wörterbuch† heisst es, dass „es einen Fisch giebt, welcher mit vier Füssen versehen ist. Die Vorder-Füsse gleichen denen des Affen und die hinteren denen des Hundes. Er giebt einen Laut, der dem Kindergeschrei ähnelt, und deswegen heisst er Kindfisch. Grössere Exemplare sind 8–9 Fuss lang." Dass das Thier einen kuriosen Ton von sich giebt, ist wahr, aber er ist sehr verschieden vom Kindergeschrei, mit dem er kaum zu verwechseln ist.

Was die Bezeichnung Sanshouwo betrifft, so ist es sicher, dass sie für diese Thiere im Allgemeinen und nicht besonders für den grossen Salamander gilt. Sie bedeutet also grade so viel wie Salamander oder Molch. So nennt man in Hakone „Sanshouwo" jene kleine Onychodactylus-Art, deren Fingerspitzen mit Klauen versehen sind, und auch in Yumoto (Nikko) wo dieser kleine Salamander vorkommt, versteht man unter Sanshouwo diese kleinen Geschöpfe. In den Bezirken, wo die grossen Salamander vorkommen, sind sie unter verschiedenen Namen bekannt. In Iga und Ise unter dem Namen „Hazekoi" od. „Hazekui"; in Tamba und Tango sind sie bekannt unter dem Namen „Hadakasu" od. „Anko," und in Mimasaku, Bitchu, Hoki, Idzumo und Bingo nennt man sie „Hanzaki," „Hanzake" und nur selten „Anko." Was diese verschiedenen Namen bedeuten, ist mir nicht bekannt. Es ist aber zu vermuthen, dass Hazekoi einen Gobiusfresser

---

* Tokushin Kaibara, Yamato-Honzo Bd. 13.

† 康熙字典.

bedeutet, weil „Haze" ein Gobius oder Meergrundel und „Kui" fressen ist. „Anko" kommt gewiss vom Fisch „Anko" od. Lophius, der unserem Salamander insofern ähnlich ist, als beide hässliche Thiere mit grossen Mund sind. Bei dem letzten hier erwähnten Namen „Hanzaki" denkt man an „Han" Halb und „Saki" oder „Saku" zerreiszen, d. h. der Name ist aus zwei Wörtern „Halb" und „zerreiszen" zusammengesetzt, und bedeutet, wie auch einige unserer Bücher behaupten, dass das Thier in zwei Hälften zerrissen werden kann und dennoch ganz munter weiter lebt.* Dieser Name deutet also die ungemeine Regenerationsfähigkeit dieses Thieres an, wie sie schon beim Salamander bekannt ist.

Wissenschaftlich ist das Thier gegenwärtig unter dem Namen Megalobatrachus maximus bekannt. Doch hatte es früher noch verschiedene andere Namen. So nannte es *Schlegel* Salamandra maxima. Seitdem aber erhielt es die Namen Sieboldiana maxima, Sieboldiana davidiana, Tritomegus Sieboldii, Cryptobranchus japonicus und Megalobatrachus Sieboldii, bis endlich der obige Name angenommen worden ist. Das glückliche oder unglückliche Thier hat also, seitdem es von *Siebold* in die Wissenschaft eingeführt worden ist, siebenmale seinen Namen verändern müssen! Es zeigt dieses aber grade, dass es von vielen Forschern, besonders in Deutschland, beachtet worden ist.

Was nun seine Verbreitungsgebiete betrifft, so finden wir ihn in Bergflüssen in der unteren Hälfte von Hondo, d. h. von Mino bis nach Iwami, Nagato und Suwo. Er ist also in der Gebirgskette südwestlich von Mino bis Suwo und Nagato, und auch im Gebirge von Iga und Ise, einem Ausläufer der Hauptgebirgskette zu finden. Was die Provinzen betrifft, in denen er vorkommt, so sind Mino, Omi, Iga, Ise, Tamba, Tango, Tajima, Inaba, Mimasaku, Harima, Hoki, Bizen, Bitchu, Bingo, Idzumo, Iwami, Aki, Suwo und Nagato zu erwähnen. Er ist bis jetzt noch nicht in Kii gefunden, und auch nicht in Shikoku und Kyushu. Am häufigsten kommen sie, wie mir bis heute bekannt ist, in Gebirgsflüssen vor, die von dem berühmten Vulcan Daisen kommen, und ausserdem in Bächen auf der südlichen Seite der Hiruzenberge und deren Nachbarschaft, besonders in den hier befindlichen Quellen des reizenden Asahigawa oder des Sonnenaufgangsflusses.

---

* So berichtet Eikei Watanabe.

In der Mitte dieser schönen Gebirgsregion, in dem ganz kleinen, aber sehr hübsch gelegenen Dorf Kogawa oder Kleinfluss verbrachte ich einen Frühlingsmonat und zwei Sommer, um auf den Hanzaki, sowie seine Eier und Embryonen Jagd zu machen. Zuerst war es meine Absicht, die ganze Naturgeschichte des Hanzaki zu untersuchen, seine Anatomie, Physiologie, Lebensgeschichte u. s. w; wie ich aber mit meiner Arbeit angefangen hatte, hat mein verehrter College und Landsmann Herr Dr. *Osawa*, mir angeboten den anatomischen Theil meiner Arbeit zu übernehmen, was ich mit Freuden acceptierte, indem ich überzeugt war, dass dieser Theil der Arbeit viel besser in den Händen von *Osawa* liege als in den meinen; ausserdem hätte das alles mir zu viel Zeit genommen; und so habe ich mich entschlossen mich nur mit der entwicklungsgeschichtlichen Arbeit zu beschäftigen.

Da aber meine diesbezügliche Arbeit noch nicht abgeschlossen ist, so erlaube ich mir Ihnen heute Abend nur über die allgemeine Lebensweise des Thieres, sowie über meine Jagdgeschichte vorzutragen.

Was die Arbeiten meiner Vorgänger betrifft, so haben *Rein* und *Roretz*† den Riesen-Salamander in seinem natürlichen Wohnort besucht und zum ersten Male eine genaue Mittheilung über die Lebensweise des Thieres gegeben, welche in Siebold's Berichten fehlt oder unrichtig angegeben ist. Im Jahre 1880 und 1881 hat mein Freund Prof. *C. Sasaki** in den Provinzen Iga und Ise Salamander-Eier gesammelt, und hat dabei viele interessante Beobachtungen gemacht. Eine kurze Notiz hierüber erschien im I. Bd. des Journal of the Science College.

Der Hanzaki lebt, wie diese Autoren erwähnen, in Gebirgsbächen, wo das Wasser nur einige Zolle tief ist. Hier findet man ihn oft versteckt unter Steinen und Steinblöcken, zuweilen in der Mitte des Stromes, meistens aber an den Seiten. Er lebt gewöhnlich einzeln, zuweilen begegnet man aber zwei oder drei Thieren beisammen. Der Eingang des Hanzakiloches zeichnet sich gewöhnlich dadurch aus, dass der Boden von dem Thier ganz rein gehalten ist. Besonders in trockner Zeit, wenn es

† Rein, J. J. und A. von Roretz, Beitrag zur Kenntniss des Riesensalamanders. Zool. Garten, 1876.

* Sasaki, C, Some Notes on the Giant Salamander of Japan. Journ. Coll. Sci. vol. I.

wenig Wasser giebt, kann ein geübter Fischer gleich sagen, ob ein Thier in einem Loch zu finden ist oder nicht. Aber da ein Aal gerade so eine Pforte wie der Hanzaki macht, kann man sich täuschen. So hat in einem Fall ein Fischer, der mir mit aller Gewissheit die Anwesenheit eines Hanzaki versprach, einen grossen Aal aus dem Loch gefischt. Ein Hanzakiloch ist entweder am Ende geschlossen oder bleibt offen, und das Wasser kann in letzterem Falle durchströmen. In welcher Lage sich sein Körper in dem Loch befindet, ist mir nicht bekannt. Es ist aber anzunehmen, dass er seinen Kopf nach dem Eingang hält, da er in solcher Weise seine Nahrung besser fangen kann. In einem von Wasser durchströmten Loch hält er, wie es mir schien, seinen Kopf gegen den Strom gerichtet.

Seine Wohnung ist aber nicht fortdauernd an demselben Platz, besonders in tiefem Wasser, wo er immer gezwungen ist bis zur Oberfläche des Wassers zu steigen, um Luft zu schöpfen. Ob er, um Futter zu suchen, seine Wohnung verlässt, ist nicht sicher. Es scheint aber, dass eine stark riechende Speise ihn aus seinem Verstecke heraus bringt. Sicher ist es jedoch, dass er bei Tage sehr selten aus dem Loch kriecht, und nur in der Zeit der Ueberschwemmung seiner Wohnung ist er gezwungen aus seinem Loch herauszukriechen. Nach starkem Regen finden wir ihn zuweilen am Ufer des Stroms kriechen. Auch trägt ihn eine Ueberschwemmung oft sehr weit von seiner Wohnung fort, so dass er weit unten im Fluss zu finden ist, so z. B. in Kanagawa und auch in der Nähe von Okayama wurde er, 16 oder 20 Ri von Kogawa, gefunden; oder in der Gegend von Gifu, in Mino, 8 Ri stromabwärts von seinem Wohngebiet. Es scheint aber ganz sicher, dass er während der Nachtzeit aus seinem Verstecke wandert, da es nicht ungewöhnlich ist, dass er Nachts in einem Wurfnetz gefangen wurde, was niemals am Tage geschieht; früh Morgens begegnen wir ihm sehr oft kriechend im Strombett.

Das natürliche Wohngebiet des Hanzaki sind also, wie gesagt, kleine Gebirgsbäche. Wenn er grösser wird, so wandert er stromabwärts zu grösseren Flüssen. Mein Fischer *Ito* versicherte mir, dass Hanzaki von mehr als 3 Fuss Länge nicht mehr kleine Bäche bewohnen, wo das Wasser nur einige Zolle tief ist, und das scheint auch die Ansicht aller Fischer zu sein, mit denen ich darüber gesprochen habe.

In Bächen wo Hanzaki vorkommen, findet man viele andere Thiere die ihm gewöhnlich als Nahrung dienen. Vor Allem kommt die interessante Fischart vor, welche *Günther* als neu erklärte und Salmo macrostoma nannte, welche *Hilgendorf* * aber nur als ein junges Exemplar von Masu, Onchorhynchus Perryi,† erkannte was ich selber nach der Zahl der Darmfortsätze u. s. w. als richtig erweisen konnte. Diese Fischart heisst in Japan Yamame, und ist ein „ landlocked Salmon," wie die Amerikaner es nennen. Sie kommen, wie bekannt, nur in Gebirgsbächen vor, und wandern nicht nach dem Meere, wie andere lachsartige Fische. In der Nähe vom Daisengebirge, in Hoki, giebt es noch eine andere Forellenart, die die dortigen Leute als Omo bezeichnen, und diese kommt, wie ich erfuhr, nur in den obersten Flussläufen vor. Ein Dutzend dieser interessanten Fische habe ich Anfang October in dem kleinen Dorf Sagarikaya gefangen. Es sind sehr feine Fische mit Querflecken wie Yamame und mit milchweissen vorderen Rändern der Flossen, aber ohne die kleinen Punkte. Sie werden, wie die Leute mir erzählten, bis zu 1 $^1/_2$ Fuss lang und legen im November Eier. Diese beiden Fischarten bewegen sich wie alle anderen lachsartigen Fische pfeilschnell im Wasser, doch finden wir sie sehr oft im Magen des Hanzaki. Es ist ganz unglaublich, wie der träge Hanzaki diese Fische fangen kann; beobachtet man aber das Thier in der Zeit wo irgendwie ein anderes Thier in seine Nähe kommt, dann wird man gleich begreifen wie er einen solchen Fisch fangen kann. Er sitzt wie bekannt ganz ruhig, sogar wie ein Steinblock stundenlang, wenn aber ein Fisch, ein Wurm oder irgendwie anderes Thier in seine Nähe kommt, dann öffnet sich sein grosser Mund blitzschnell und mit einer starken seitlichen Bewegung des Kopfes geht die Beute in seinen Rachen hinein. Eine andere Fischart, die von Mimasakuleuten als Miyamadorobaë bezeichnet wird und die ich als eine neue Art von Leuciscus annehme, kommt gewöhnlich in Gesellschaft mit Hanzaki vor. Dies sind kleine Fische von etwa 100 mm. Länge mit so undeutlichen Schuppen, dass man glaubt sie seien schuppenlos. Diese kommen meistens in kleinen Bächen vor, und oft in Löchern mit Hanzaki zusammen. Aus-

* Hilgendorf: Japanische lachsartige Fische: Mittheilungen d. deutsch. Gesellsch. f. Natur und Völkerkunde Ostasiens, 11 Heft 1876.

† D. S. Jordan nennt es neuerdings Oncorhynchus macrostomus Günther in seinem neuen List of the Fishes of Japan. Annot. Zool. Japon. Vol. III.

ser dem Aal, welchen wir auch überall finden, kommen in der Hanzakigegend in Mimasaku noch vier andere Fischarten vor. Dies sind Arten einer in China neuerdings von *Günther* * beschriebenen Fischgattung Leucogobio, und eine Art von der auch nur in Japan u. in Nord-China gefundenen Gattung Pseudogobio. Alle diese kommen aber nicht in kleinen Bächen, sondern in etwas grösseren Flüssen vor, wo auch viele andere Fische zu finden sind. Ich erwähne dieses, da sehr nahe verwandte Fischarten von Leucogobio, wie wir sie hier bei uns haben, auch in Nordchina vorkommen, wo auch Megalobatrachus maximus von einem russischen Reisenden Abbé *David* gefunden wurde. Diese Fischarten heissen Okawadorobaë, Kindorobaë und Yanagibaë, welche ich L. güntheri, jordani und hilgendorfi nenne. † Allerdings kommen diese Arten auch in anderen Gewässern vor, so L. güntheri und jordani im Biwasee, in Centraljapan. Von wirbellosen Thieren, die auch sehr häufig in Hanzakibächen vorkommen und die als sehr beliebte Nahrung verzehrt werden, ist eine Art von Gebirgskrabbe zu erwähnen, Sawagani genannt, welche wissenschaftlich als Grapsus pusillus Fabr. bezeichnet ist. Auch diese Krabben kommen in anderen Gebirgsthälern vor, so in Hakone, Nikko u. s. w. Zu erwähnen ist aber, dass sie von Hanzaki sehr gern gefressen werden, da in fast jedem Thier, das ich in Mimasaku geöffnet habe, auch diese Krabbenschale im Magen gefunden wurde. Auch fast alle gefangenen Thiere speihen die leeren Schalen aus.

Von Amphibien finden wir in Mimasaku u. a. Hanzakigegenden, die gewöhnliche Kröte, Bufo, die beiden Froscharten, Rana esculenta und japonica, Hyla, Rachophorus, und zwei Salamander, Onychodactylus und Hynobius. Alle diese Thiere werden von Hanzaki als Nahrung verzehrt, wenn sie bis zur Eintrittstelle des Loches kommen. Besonders interessant sind aber Onychodactylus und Hynobius, welche auch in anderen Gegenden wie Hakone, Nikko und in anderen Gebirgsgewässern vorkommen, und als Gegenmittel gegen verschiedene Krankheiten vielfach benutzt werden. Das Interessanteste bei diesem

---

* Günther: Report on the collections of Reptiles, Batrachians and Fishes made by Messrs. Potanin and Berezowski in the Chinese Provinces Kansu and Szechuen 1896.

† Ishikawa: Notes on Two New Species of Fishes from the Lake Biwa. Annot. Zool. Japon. Vol. III. Pars IV. 1901.

Thiere ist der Umstand, dass seine Jungen sehr oft mit denjenigen des Hanzaki's verwechselt worden sind. So finden wir die jungen Onychodactylus od. Hynobius neben einem erwachsenen Hanzaki in einem unserer alten Bilderbücher, genannt „Senchuzufu" od. Bilderbuch der Tausend Insekten. Aus diesem haben die Vettern *Sarasin** in ihren werthvollen Mittheilungen über ceylonisches Epicrium die genannten Abbildungen entnommen. Auch haben viele Leute mir die Onychodactylus- oder Hynobius-Jungen zugeschickt, als ich die Jungen des Hanzaki haben wollte. Ein Schulmeister in Tottori hat sogar im Zool. Magazine eine kleine Notiz über die jungen Hanzaki geschrieben, die nachher sich als Onychodactylus-Junge erwiesen. Dies ist aber nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, dass die jungen Hanzaki sich sehr schwer fangen lassen, und dass die Onychodactylus und Hynobiuslarven, ungleich ihren Eltern, einen ganz platten Körper haben, wie die alten Hanzaki. Im Gegentheil zu diesen haben die jungen Hanzaki einen von beiden Seiten abgeflachten Körper mit ziemlich grossen Augen wodurch sie ein ganz anderes Aussehen gewinnen, als ihre Alten.

Das erwachsene Thier gilt für ein sehr hässliches Geschöpf, mit seinem plattgedrückten Kopf, winzig kleinen Augen u. mit einem grossen Mund, dessen rothe Fleischfarbe sehr stark von dem Dunkelbraun des Körpers absticht. Diess giebt ihm ein abstossendes, abscheuliches Aussehen. Und zu dieser Hässlichkeit kommt noch ein niedriger, dumpfer Laut, den das Thier von sich giebt, und die kinderähnlichen kurzen Füsse. Alles dies hat in alten Zeiten manche abenteuerliche Erzählung verursacht, welche teilweise bis heute unter den Bauern geglaubt wird. Eine solche ist die Legende von *Mii Hikoshiro*,† welcher mit einem riesigen Hanzaki in dem oberen Strom Asahigawa unweit vom Yubara-Dorf gekämpft haben soll; der Platz am Ufer ist heute noch als Hanzakibuchi unter den Leuten bekannt.

Im ersten Jahre Bunroku, Ende 1500, hatten sich viele Arbeiter am Ufer des Asahigawa in Mukoyubara mit einem Hausbau beschäftigt. Da erschien ein Pilger am andern Ufer,

---

* Sarasin, P. u. F.: Zur Entwicklungsgeschichte und Anatomie der ceylonesichen Blindwühle Ichthyophis Glutinosus.

† Die Legende ist in einem japanischen Buch 作陽誌 (Geschichte von Süd-Sakushu) berichtet und wird auch in etwas veränderter Form von den Bauern heute noch erzählt.

welcher ungewöhnliche Lichtstrahlen aus dem Wasser kommen sah; gleich darauf bemerkte er ein riesiges Ungethüm. Ganz erstaunt rief er „Ein Ungeheuer! Wagt niemand hier mit demselben zu kämpfen?" Die Arbeiter kamen alle zum Ufer, und sahen ein kolossales Thier tief im Wasser. Aber das Geschöpf war so gross, dass erst niemand es wagte sich mit ihm einzulassen. Unter den Arbeitern war ein Jüngling Namens *Mii-Hikoshiro*, in dessen Adern Samuraiblut floss, der mit einem kurzen Dolch in der rechten Hand sich ins Wasser hinunter stürzte. Da öffnete das Riesenthier seinen Mund weit, sah den Jüngling mit seinen kleinen, aber feurigen Augen an, und mit einem Schluck verschwand der Aermste tief in des Ungeheuers Bauche. Schauer ergriff die anderen Arbeiter und den Pilger. Sie wussten nichts zu thun. Aber sieh! der brave *Hikoshiro* öffnete mit seinem Dolch den Bauch des Ungeheuers von innen her und schwimmend kehrte er zum Ufer zurück. Das krystallklare Wasser des Stromes wurde von des Ungethier's Blut ganz roth, und der riesige Leichnam lag tief auf dem Grunde. *Hikoshiro* brachte nun eine starke Schnur und tauchte zum zweiten Male ins Wasser, und mit Hilfe der anderen Leute brachte er das Ungethier ans Ufer. Die Körperlänge desselben mass 35 Fuss, sein grösster Umfang war 13 Fuss. — — Der Mond schaute fahl aus dämmeriger Wolkenhöhe, Todtenstille herrschte im ganzen Dorf. Da klopfte in tiefer Nacht ein schönes Frauenbild * an des Jünglings Thor und weinte gar bitterlich! Ein seltsamer Schauer ergriff ihn und streckte ihn todt nieder, und eben so starb plötzlich seine ganze Familie. Das brachte das ganze Dorf in Bewegung. Die Leute begruben den Riesenleichnam auf dem Grunde des Dorfgottes und sprachen ein Gebet für das Seelenheil des Salamanders. Einige Steine und ein kleiner Tempel wurden darauf errichtet, und der neue Gott wurde als Hanzakidaimyōjin oder der Grosse Gott Hanzaki geehrt. Zum grossen Glück für die Naturwissenschaft haben die dortigen Leute auch dem Gott versprochen, dass sie niemals einen Salamander tödten und essen wollen, was sie auch redlich halten.

Die Photographie, die ich Ihnen hier vorlege, ist aus dieser Gegend. An der rechten Seite des Bildes sieht man eine kleine dichte Baumgruppe, wie sie gewöhnlich in unseren Tempelgründen

* In dem Buch Sakuyoshi heisst es nur „jemand."

zu sehen sind. Das ist der Tempelgrund des Mukoyubaradorfes, und darin liegt der berühmte Hanzakidaimyōjintempel, ein ganz kleines hölzernes Häuschen von ungefähr 2–3 Fuss Höhe und 1 oder 1½ Fuss Breite. Heute ist der Tempel etwas verfallen, und in dem Tempel liegt ein kleiner dreieckiger Stein, welcher die heiligen Seelen repräsentieren soll.

Solche und ähnliche märchenhafte Erzählungen hört man aber sehr viel hier in dieser Gegend und vielleicht auch in anderen Hanzakigegenden. Sogar heutigen Tages glauben viele Leute an die Anwesenheit kolossaler Salamander und an durch dieselben veranlasste Unglücksfälle. So ist mir einmal erzählt worden, dass an einer tiefen Stelle ungefähr zwei Ri am Yubara stromaufwärts ein riesiges Thier lebte, das einmal eine Frau mit ihrem Kind auf dem Rücken verschluckt habe. Der Dorfquacksalber, der mir diese abenteuerliche Geschichte erzählte, sagte mir zugleich: „Diese Geschichte hörte ich, als ich noch ein junger Knabe war, und jetzt noch wage ich nicht allein an diese Stelle zu gehen!“

Obgleich aber das Thier hässlich und abscheulich aussieht, so übt es doch ein gewissen Reiz auf den gastronomischen Geschmack der Leute. Die Hanzaki werden nämlich in grosser Zahl in diesen Gegenden gefangen und als Leckerbissen verzehrt. Bei passender Zubereitung gibt er eine schmackhafte Speise. Mir wurde auch einigemale das Fleisch angeboten; einmal in Miso– (Bohnen.) suppe gekocht, ein andermal in Shoyu und Zucker gesotten und dann wieder in Fett gebraten. Alle diese Zubereitungen fand ich nicht schmackhaft. Das Fleisch errinnerte mich zwar an das von Lippenschildkröten, Trionyx, aber der Gedanke an den fossilen Riesensalamander nahm mir allen meinen Appetit weg, wenn es auch noch so gut gekocht war. Aber die Leute essen ihn ohne alles Bedenken und zwar essen sie ihn nicht nur als gewöhnliche Speise oder als Delicatesse, sondern sie verzehren ihn auch als Arzneimittel. Es wird im allgemeinen von den Leuten geglaubt, dass eine Hanzakisuppe mit Miso ein treffliches Gegenmittel gegen Dysenterie sei, und unglücklicherweise herrscht diese Krankheit fast in jedem Jahre in Mimasaku, Hoki und Idzumo, und grade in der Zeit, wo die Thiere ihre Eier legen, d. h. Ende August und September! So werden die schwangeren weiblichen Thiere jährlich in grosser Zahl gefangen und zu hohen Preisen verkauft. Die Leute kochen die

Thiere gewöhnlich nach Entfernung der Haut und zerschneiden sie in kleine Stücke.

Was nun den Hanzakifang betrifft, so fischt man ihn gewöhnlich wie einen Aal, nämlich mit einem Fischhaken, an dem man ein grösseres Exemplar eines Regenwurms befestigt. Die Spitze desselben wird auf das Ende einer Bambusstange gesteckt, und so bringt man den Wurm in das Loch, worin man einen Hanzaki vermuthet. Ein geübter Fischer kann sehr leicht einen Aal von einem Hanzaki beim Anbeissen unterscheiden, da ein Hanzaki die Lockspeise sammt Bambusspitze abbeisst, während ein Aal nur den Wurm verschluckt. Da aber ein Regenwurm leicht zu zerreissen ist, so benutzt man für den Hanzakifang einen Frosch, und zwar am häufigsten den gewöhnlichen Wasserfrosch, R. esculenta, als Lockspeise. Ein Frosch wird mit einem starken Haken an seiner Afteröffnung durchstochen in der Weise, dass die Spitze des Hakens an einer Seite des Kopfes hinausragt. Diese Hakenspitze wird auf eine lange Bambusstange gesteckt, und die Hinter-Beine des Frosches werden mit einer Schnur ganz fest an der grossen Schnur am unteren Ende des Hakens befestigt, und das alles wird nun mit Hilfe der Stange in das Loch hineingebracht. Es ist ziemlich sicher, wenn ein Hanzaki im Loch ist, dass er gleich zubeisst. Manchmal aber, wenn das Loch sehr tief ist, muss man lange warten bis er kommt. So bringt man gewöhnlich drei oder vier solche Lockspeisen in verschiedene Löcher und wartet bis einer beisst. Dann nimmt man den Bambus weg und zieht ganz leise an der Schnur, und wenn man findet, dass die Lockspeise schon im Munde des Thieres ist, dann zieht man die Schnur mit der linken Hand an, und gleichzeitig steckt man seine rechte Hand ins Loch hinein, in der Weise dass man mit derselben das Thier unten am Hals greift, und bringt es so heraus. Dieses Verfahren passt aber nur für mittelgrosse Thiere. Thiere von über 3 Fuss Länge könnte man in dieser Weise nicht fangen, da sie zu stark sind, und sie fassen auch nicht die Lockspeise so leicht wie die kleineren. Will man ein grosses Thier fangen, so muss man längere Zeit warten bis es anbeisst. Und sehr oft muss man viele Frösche vor dem Eingang des Loches befestigen, um den Bewohner herauszulocken. Auch kleinere Thiere von unter 1 Fuss Länge beissen gewöhnlich nicht auf den Frosch, aber sie kommen zuweilen aus dem Loch, falls man einen Frosch vor den Eingang setzt.

Die Salamander kriechen aus den Löchern „dem Wohlgeruch des Frosches folgend", so sagte mein Hanzakifischer *Ito*, und versicherte mir, dass die Thiere nicht sehen, sondern nur riechen. Von den kleinen Augen kann man das erwarten, und man fängt die Thiere, besonders im Frühjahr, wenn wenig Wasser vorhanden ist, in der Weise, dass man eine stark riechende Speise in den Strom legt. Zu diesem Zweck mischt man gewöhnlich gebackene Nuka, Frösche, Fische u. a. zu Ballen und legt diese in den oberen Theil des Baches, dann kommen die Salamander alle aus den Löchern, klein und gross. Für den Fang ist das zwar eine sehr kluge Methode, aber für die Hanzaki sehr bedenklich, da in dieser Weise fast alle Thiere gefangen werden können, die in einem Bache zu finden sind.

Wie gesagt, werden die Riesen-Salamander von Jahr zu Jahr weniger. Bis vor 30 oder 40 Jahren sollen sie sehr häufig auch in der Gegend von Tsuyama gewesen sein, wo heute fast keine zu finden sind. So erzählte man zuerst, als ich vor 5 Jahren nach dem Hanzaki fragte, dass sie in Tsuyama leicht zu finden seien, und dass man ihre Eier leicht bekommen könne. Wie ich aber hinging, um ernsthaft zu jagen, wunderte man sich sehr, dass sie nicht zu finden waren. Im Maniwagori, Mimasaku, wohin ich seit 4 Jahren ging, wurden die Hanzaki jedes Jahr geringer an Zahl. Im Onaru-Thal z. B., wo ich im Jahre 1897 noch viele Salamander gefangen habe, und im letzten Jahr an einem Tage 3 Exemplare bekam, konnte ich dieses Jahr nur einen finden. Ito erzählte mir, dass er vor 6 Jahren, als er zuerst nach Onaru kam, in einem Tage nicht weniger als 20 Exemplare gefangen habe, und ein Mann, der in Onaru wohnt, sagte mir, dass vor 10 Jahren die Thiere so häufig waren wie Frösche heutzutage. Auch im Kuginuki-Thal, wo ich vor 3 Jahren 3 oder 4 Exemplare an 3 aufeinander folgenden Tagen fand, konnte ich dieses Jahr nicht ein einziges Thier finden. Das beweisst natürlich nicht, dass die Thiere in diesen Thälern heutzutage nicht mehr vorkommen, aber es zeigt gewiss, dass die Thiere seltener geworden sind. Dieselbe Geschichte erzählte mir auch ein Bauermädchen, das ich zufällig auf einem Spaziergang nach Mikamo traf. Auf meine Frage nach dem Hanzaki entgegnete mir das Mädchen, dass, als es noch klein war, Hanzaki sehr häufig waren, aber jetzt lassen sie sich nicht mehr in dieser Gegend sehen.

Die rapide Abnahme von Hanzaki ist nicht allein auf seine medicinische Verwendung zurückzuführen; es kommt auch dazu,

dass in der Zeit, wo die Hanzaki ihre Eier legen, d. h. im August und September, die Länder von starken Regenschauern heimgesucht werden, und die Ueberschwemmung, die sehr oft nach einem solchen folgt, die Thiere zwingt aus ihren Löchern auszuwandern; dabei werden sie sehr häufig durch Gesteine u. s. w. verletzt, besonders die jungen Thiere, welche gewiss bei solchen Ueberschwemmungen sehr viel zu leiden haben.

Wie gesagt, jagte ich in Mimasaku auf die Riesensalamander und ihre Eier. Aber letztere zu finden war sehr schwierig. Anfangs wussten wir nicht ganz genau, wo und wann das Thier seine Eier legt. Nach zwei Sommern eifrigen Suchens im Iga- und Isegebirge hat Herr Prof. *Sasaki* ein einziges Mal im August einen Haufen Eier gefunden, die schnurartig verbunden waren.

Ich habe auch sehr lange vergeblich nach den Eiern gesucht. Erst nachdem ich mit Hilfe eines Dorfschulzen in Kogawa, Herrn *Teshima*, die Untersuchungen der Ovarialeier von jedesmal frisch gefangenen Thieren vom Frühjahr bis zur Mitte September unternahm, konnte ich die Zeit der Eiablage feststellen. Dieselbe fällt hauptsächlich in die letzte Hälfte des Monats August.

Die ersten Eihaufen, die mir zu Gesicht gekommen sind, waren diejenigen, welche in einem Dorf 3 Ri von Kogawa abgelegt waren. Es war ein Bauernhaus, an dessen Hinterseite sich eine kleine Wasserpfütze befand, worin zwei Thiere seit einiger Zeit eingeschlossen waren; eines von diesen hatte die Eier abgelegt. Dieselben waren aber bereits ganz zerstreut und verdorben, und waren in diesem Zustande zu weiteren Untersuchungen nicht mehr zu gebrauchen. Da errinnerte ich mich, dass *Ito* vor ein paar Tagen im Onaruthal einen Hanzaki gefischt hatte, und am nächsten Tage, den 2 ten September ging ich mit *Ito* nach dem Thal. Der Weg wer sehr schlecht. Ein enges Thal, ohne Weg! Wir gingen in Bächen, deren Grund ganz schlüpfrig, und an beiden Seiten so dicht mit Gräsern und kleinen Gewächsen überwachsen war, dass man an manchen Stellen kriechen musste. Endlich kamen wir an einen kleinen Wasserfall, wo *Ito* das Thier gefangen hatte. Wir suchten überall, aber fanden kein einziges Loch, worin ein Hanzaki leben konnte. Endlich fand ich aber ein ganz kleines Loch am Fuss eines sehr grossen wandähnlichen Felsens, welches *Ito* untersuchte. Er legte seine Hand hinein und sagte zuerst, dass das Loch nicht tief sei, dann aber schob er eine Stange hinein, und fand das Loch sehr tief, und wie er mit der Spitze der Stange

den Grund aufgerührt hatte, floss kaltes, klares Wasser heraus. Zu meinem grossen Erstaunen brachte er bald mit den an einer langen Stange befestigten Haken 5–6 sehr schöne Eier am Haken hängend heraus. Schöne glashelle Eischalen, worin fast weisse Dotterkugeln schwammen! Was für eine Freude ich damals hatte, das weiss niemand zu würdigen! Auch *Ito* war ganz ausser sich, und beim nächsten Ziehen des Hakens kamen 60–70 Eier aus dem Loch heraus. Dieses waren die ersten lebendigen Eier, die ich selber gesehen habe, und die ersten Eier, die überhaupt einigermassen wissenschaftlich behandelt werden konnten. Mit dieser Beute eilte ich überglücklich nach Kogawa zurück.

Die abgelegten Eier sind, wie zuerst von *Sasaki* berichtet wurde, durch Schnüre verbunden, die aber nicht glatt und gleichdick wie diejenigen der Kröte sind, sondern die Zwischenstücke je zweier Eier sind dünner, und das Ganze macht den Eindruck eines Rosenkranzes. *Sasaki** sagte darüber: „Each egg floats in a clear fluid inclosed in a beadshaped gelatinous envelope (1.62–1.35 cm.); and this envelope is connected with the next by means of a comparatively small string which is about equal in length to the longer axis of the envelope. The egg has an oblate spheroidal form, measuring about 6 mm. by 4 mm., and is yellow everywhere except at the upper pole, where it is whitish.“

Genauer beobachtet besteht die Eikapsel aus verschiedenen Theilen. Zuinnerst kommt eine ziemlich feste Membran, dann kommt eine sehr fein geschichtete und etwas dickere Membran. Ueber dieser liegt eine dritte, die ebenso dick ist wie die zweite. An beiden Polen der Kapsel zieht sich diese dritte Membran aus und bildet die innerste Achse der Schnur. Dann kommt eine Anzahl von Membranen, die sich auch in der Eischnur fortsetzen. Die Zahl dieser Membranen ist verschieden, doch in manchen Kapseln zählte ich deren 12 bis 15. Alle diese Membranen und auch die Achsialtheile der Schnur sind leicht dehnbar. Ueber diese folgt dann eine ziemlich dicke Gallerthülle, die an beiden Polen auf die Entfernung von ca. 1 cm eine spiralartige Drehung zeigt, so wie es bei Hagelschnur od. Chalazen der Fall ist. Bekanntlich ist diese Chalazenbildung bei Eiern von Amphibien erst von den Vettern *Sarasin* bei Ichthyophis beobachtet

* Sasaki, C.,

und beschrieben worden. Während aber diese Hagelschnüre bei Ichthyophis gerade so sind, wie bei Vogeleiern, sind sie hier bei Hanzaki von denjenigen bei Vögeln insofern verschieden, als hier die äussere Gallerthülle gedreht ist. Die Grösse der einzelnen Kapseln sowie die Zahl der Eier in einem Wurf sind je nach der Grösse des Thieres verschieden, d. h. ein grosses Thier legt mehr Eier als ein kleines, und die Eikapseln sind auch grösser. So fand ich die Eikapseln bei einem Thier von ungefähr 270 mm Länge viel kleiner als diejenigen von einem anderen Thier, welches mehr als 1000 mm mass. Die Durchmesser der Eikapseln bei dem ersteren Thier fand ich durchschnittlich ca. 20 mm, bei dem letzteren über 25 mm. Auch beobachtete ich, dass kurz vor der Ausschlüpfung der Embryos die Eikapsel bedeutend an Grösse zunimmt. Die Form der Eikapsel ist ganz rund oder etwas oval. Der Durchmesser ist an den Befestigungsstellen vielleicht ein wenig länger als an den anderen. Die Schnur zwischen je zwei Eiern ist gewöhnlich etwas kürzer als der Durchmesser der Eikapsel, sie kann aber doppelt so lang oder auch sehr kurz sein. Die Dicke der Schnur beträgt etwa 4 mm, der Achsialtheil davon 2 mm.

Das eigentliche Ei liegt am Grunde der Eikapsel, und ist von einer sehr zarten Dotterhaut umgeben. Es hat ungefähr 7 mm Durchmesser und ist an der unteren Seite ein wenig abgeflacht. Seine Farbe ist im jungen Blastoderm-Stadium hellgelb.

Das Thier legt seine Eier in tiefe horizontal verlaufende Löcher, in denen das Wasser sehr ruhig ist. Manchmal ist solch ein Loch 10 oder mehr Fuss tief und kaum für das Licht zugänglich. Die Brutstellen für die Eier sind aber nicht immer so tief. Oft fand ich Eier in einem Loch nicht tiefer als 3 oder 4 Fuss. Oeffnet man ein solches Loch, so findet man eine abgerundete Stelle, deren Boden ganz rein gehalten ist. Niemals habe ich die Eihaufen in ihrer natürlichen Lage im Loch gefunden, man kann aber aus einem ausgebrachten Eihaufen schliessen, dass die Eier nicht unregelmässig wie diejenigen der Kröte liegen, sondern mehr oder weniger regelmässig zusammengebunden. Namentlich sind die Eischnüre an 3 Stellen ganz fest knäuelartig verbunden. An solchen Verbindungsstellen findet man viele leere Kapseln, welche zuweilen so gross sind wie die vollen; meistens sind sie aber viel kleiner. Diese leeren Kapseln sind genau so gebaut wie die vollen, nur dass sie der Eier entbehren.

Was die Begattung der Thiere betrifft, so habe ich bis jetzt nichts darüber beobachtet. Einige Leute erklärten mir, dass bei einer Begattung zwei Thiere mit einander ganz fest zusammenkommen und mit ihren Kloakenöffnungen verbunden sind. Ohne weiteres kann man natürlich das nicht glauben. Fast sicher aber kann man behaupten, dass die Befruchtung im Innern des Thieres stattfindet, im Gegensatz zu Fischen und Fröschen, da die Samenzellen im Innern der Eikapseln zu finden sind, und diese Kapseln schon im Oviductus gebildet sind. Interessanterweise findet man die Samenhaufen auch in leeren Kapseln.

Fast in jedem Loch, wo man von Ende August bis zu Anfang October ein weibliches Thier gefunden hat, findet man einen Eiklumpen. Dieser Umstand lässt schon vermuthen, dass das Thier eine Brutpflege hat wie Ichthyophis oder wie so viele andere Amphibien.* Das Weibchen aber hält nicht wie Ichthyophis die Eiklumpen innig umschlungen, sondern es scheint die Eier manchmal zu verlassen, um Nahrung aufzunehmen. Diese Thatsache habe ich nicht direct beobachtet; sondern dies schliesse ich aus andern Thatsachen, die ich beobachtet habe. Am 14 September vorigen Jahres traf *Ito* ganz am Eingang eines Loches, ein Weibchen welches er aber nicht fing. Am nächsten Tage ging ich zusammen mit ihm nach der Stelle und versuchte das Thier zu fischen. Wir fanden, dass das Loch sehr tief war und das Thier ganz im Grunde desselben lag. Nach einer halben Stunde biss es aber auf den Froschköder und *Ito* zog es heraus. Das war ein ganz kleines Weibchen, und als wir fanden, dass es keine Eier mehr im Körper hatte, suchte ich nach den Eiern in dem Loch, und fand ca. 80 Stück sehr schöne Eikapseln mit weit fortgeschrittenen Embryonen. Ein anderesmal fand *Ito* in einer Abendstunde ein mittelgrosses Weibchen neben einem Loch. Am nächsten Tage ging ich mit ihm an diese Stelle und fand einen Eiklumpen.

Mittheilungen über die Entwicklung der Embryonen, sowie über die Ei- und Samenbildung behalte ich mir für eine spätere Zeit vor.

---

* R. Wiedersheim: Brutpflege bei niederen Wirbelthieren. Biolog. Centralblatt. Bd. XX. 1900.

BÜCHERBESPRECHUNGEN.

VON

Prof. Dr. Karl Florenz.

[GRAMMATIK DER JAPANISCHEN UMGANGSSPRACHE MIT UEBUNGSSTÜCKEN UND WÖRTERVERZEICHNISSEN, VON A. SEIDEL. ZWEITE AUFLAGE. 176 SEITEN. (DIE KUNST DER POLYGLOTTE, TEIL 22. A. HARTLEBEN'S VERLAG. PREIS GEB. 2. M)].

Die vorliegende ZWEITE Auflage dieses Buches ist von der ersten so vollständig verschieden, dass sie in der That den Anspruch, ein ganz neues Buch zu sein, erheben kann. Die erste Auflage war eine entschieden verfehlte Arbeit, die seiner Zeit mit Recht von Herrn Dr. H. Weipert in dieser Zeitschrift (Band V, Seite 279) höchst ungünstig beurteilt wurde. Um so mehr freut es mich, über die neue zweite Auflage — mit gewissen Einschränkungen — Günstigeres sagen zu können.

Das Buch zerfällt in drei Teile: 1) eine Lautlehre und Wortbildungslehre, S. 1–15; 2) eine systematische Grammatik, S. 16–113; und 3) eine praktische Einführung in die Elemente der Sprache, S. 114–176, bestehend aus kurzgefassten grammatischen Bemerkungen, Vokabular und Uebungsstücken, für den ersten Anfänger berechnet. Der Verfasser verspricht uns als besondere Bändchen demnächst auch ein „systematisches Wörterbuch" und eine „Grammatik der japanischen Schriftsprache."

Die Struktur der japanischen Sprache ist im ganzen klar und geschickt dargelegt; man merkt, dass der Verfasser sprachwissenschaftliches Verständnis besitzt. Das aufgeführte sprachliche Material ist augenscheinlich mit Fleiss und Sorgfalt gesammelt, erreicht aber leider bei weitem noch nicht den Grad von Korrektheit, den wir in Chamberlain's Colloquial Handbook oder Lange's Lehrbuch der Japanischen Umgangssprache bemerken,

und den wir auch von diesem Lehrbuch um so mehr zu erwarten berechtigt sind, als dem Verfasser so vorzügliche Hülfsmittel vorgelegen haben. Ueber Anlage und Methode des Buches vermag ich mich nur sehr anerkennend auszusprechen; es kommt gerade den Bedürfnissen derjenigen, welche sich ohne grossen Aufwand von Zeit und Mühe eine elementare Kenntnis der Sprache aneignen wollen, entgegen. Nach einer gründlichen Ausmerzung der zahlreichen Fehler und Umarbeitung einer Menge deutsch-japanischer Ausdrücke in wirklich idiomatisches Japanisch — ABER AUCH NUR NACH SOLCHER KORREKTUR! — würde das Seidel'sche Buch in der That, namentlich für Reisende und Residenten in Japan, eine gute Einführung in die japanische Sprache bilden. Für die zahlreichen Leser dieser Zeitschrift werde ich mir erlauben, im folgenden eine Reihe von Bemerkungen zu machen, die mir beim Durchlesen aufgestossen sind, und die der Herr Verfasser bei einer neuen Auflage zu berücksichtigen Gelegenheit haben dürfte. Ich möchte dem Verfasser übrigens dringend raten, auf jegliche Selbstbildung japanischer Sätze auf deutscher Grundlage in Zukunft ganz zu verzichten; es kommen dabei meist nur unjapanische Wendungen heraus. Seit dem letzten Jahrzehnt ist von Japanern selbst so sehr viel in gesprochener Sprache veröffentlicht worden, dass man bei einiger Kenntnis der Litteratur den nötigen Beispielstoff fast durchweg aus Originalwerken ausziehen kann.

S. 1. § 2. — *ts* gehört als konsonantischer Diphthong unter die Zahnlaute, zu denen seine Komponenten *t* und *s* gehören. *w* ist nicht Zitterlaut, sondern bilabialer tönender Reibelaut. Auch ist es wesentlich verschieden vom englischen *w* (§ 11).

S. 2. — *n* am Ende der Wörter sowie vor *k* und *g* lautet leicht *guttural* (nicht *nasal*, wie § 10 gesagt wird; *n* ist doch auf alle Fälle *nasal*, ob es nun guttural, palatal oder dental gesprochen werde).

§ 13. — Die Gruppen *hy*, *ky* etc. sind nicht durch Ausfall von *i* bzw. *u* vor folgendem *y*, bzw. *w* entstanden. Die Kanaschreibungen *kiya* statt *kya*, *kuwa* statt *kwa* etc. waren nur GRAPHISCHE NOTBEHELFE! Ebensowenig ist *sh* aus *sy* entstanden, wie die Fussnote angiebt.

S. 3. § 15. — Die langen Vokale tragen nicht immer den Ton. Es sei hier bemerkt, dass die Akzentbezeichnungen überhaupt

eine der schwächsten Seiten dieses Werkes darstellen: sie sind zum grossen Teil ganz falsch. Hin und wieder scheint sich der Verfasser durch die vielfach seltsamen Akzentuierungen in Yamada Bimyōsai's Nihon Daijisho haben irreführen zu lassen. Bei der grossen Anzahl von Ausstellungen, die ich hier überall zu machen hätte, ist es unmöglich auf Einzelheiten einzugehen.

S. 4. § 22. — ist schief und unwissenschaftlich ausgedrückt.

S. 5. § 24. — *na* sind nicht Nomina schlechthin, denn diese Wortklasse schliesst auch die Pronomina, Zahlwörter, Konjunktionen und Interjektionen ein. *kotoba* sind flektierende Wörter, und umfassen VERBA UND ADJECTIVA!

§ 25. — Diese Einteilung giebt keine gute japanische Grammatik. Es fehlen übrigens die *jodōshi* „Hülfszeitwörter"; und die *teniowa* im allgemeinen, wofür *zenshi* (Präpositionen?!) zu streichen ist. Zahlwort heisst *sūshi*. Der beste moderne Grammatiker, *Ōtsuki*, unterscheidet acht Wortklassen: *meishi* 名詞, *dōshi* 動詞, *keiyōshi* 形容詞, *jodōshi* 助動詞, *fukushi* 副詞, *setsuzokushi* 接續詞, *teniowa* 弖爾乎波, und *kandōshi* 感動詞. Die *daimeishi* und *sūshi* sind Unterabteilungen der *meishi*.

S. 7. § 29. — *hitoya* bed. „Gefängnis." Lies *kamisori* (st. *kamizori*), *kōrisuberi* (st. *kōrizuberi*).
Zu Fussnote 3. Lange hat aber recht, denn *udo* ist eine aus *hito* entstandene Form: *hito, uto, udo.* Zur Veränderung des *hi* in *u* vgl.

omohite	(思)	und	*omoute.*
ihite		„	*iute.*
kahite	(買)	„	*kaute.*
mahito	(眞人)	„	*mauto.*

S. 9. — *sū* (st. *su*) „Anzahl," aber *ninzu.*
Da Verfasser *kwats'* etc. schreibt, muss er auch *gwai* „Aeussere," und *gwaikoku* schreiben. *fūsen* (nicht *fuzen*) „Luftballon."
mugi in *mu-gi* „Gerste und Weizen" zu zerlegen, ist seltsam. Auch Yamada's Erklärung von *mugi* als Kontraktion aus *mure nogi* ist lächerlich.

S. 10. § 30. — *kaisuiyokuba* ist nicht aus nur chinesischen Wörtern zusammengesetzt. *ba* „Ort" ist rein japanisch, wird aber

auch mit chines. Wörtern komponiert. Man spricht übrigens 浴場 besser *yokujō.*

S. 11. § 32 — *hayauma* bedeutet aber „Eilbote."
ji „Weg" ist japanisch, nicht chinesisch (*michi* wahrscheinlich ein Kompositum aus *mi* und *chi* = *ji*).
atsusō na (st. *no*) *hi.*

S. 12. — Fussnote 1. Es ist sprachgeschichtlich nicht richtig zu sagen, dass die Endung *ts'* (von *hitots'*) in Zusammensetzungen abfalle; die Zusammensetzung ist vielmehr direkt mit der Stammform des Zahlworts (*hito*) gemacht, und die Endung nicht abgefallen, weil sie nie da war und nur in gewissen Fällen an den Stamm angefügt wird.

S. 13. § 40. — Anm. 1 ist sprachgeschichtlich nicht korrekt ausgedrückt. *t*, *s* sind die primären Laute, *ch*, *sh* sekundär. Lies *arai* (st. *arahi*).

S. 16. § 45. — Mit *mes'-os'* bezeichnet man das NATÜRLICHE, nicht das GRAMMATISCHE Geschlecht! Ebenso mit *shiyū* = Männchen und Weibchen (eigentlich von Vögeln). „GRAMMATISCHES Geschlecht" heisst *sei* 性, daher *dansei*, *josei*, *chūsei* = masc., fem., neutr.

S. 17. § 48. — Fussnote 1. In der guten Sprache wird dies *shu* nur ausnahmsweise wie *shi* gesprochen, z. B. in *wakaishi.*

S. 18. Z. 6. — *bambuts'*, nicht *bammots'*. 物 wird *mots'* nur in *shokumots'* (was auch immer seltener gebraucht wird), *hōmots'* (寶物), *kumots'* (供物) gesprochen; sonst wird es als vulgär betrachtet.

§ 51. — Alle Formen auf *ni* als DATIV zu bezeichnen, geht doch nicht an!! *ni* ist vor allem auch Lokativpartikel. Und der „Adverbialkasus" erscheint bald mit, bald ohne *ni.* Man hat kein Recht, den Begriff „Adverbialkasus" so willkürlich zu beschränken.

S. 19. — *ame ga sh'ta* heisst nicht „Unterseite des Himmels," sondern „das unter dem Himmel Befindliche," daher die Welt, das Reich, Japan.
kawa ga kuroi Schwärze des Felles (st. Himmels).

S. 20. § 56. — Der Satz unter c) hat keine Berechtigung in diesem Buche.

§ 57. — Falsche Regel, s. oben. Der Adverbialkasus kann auch lauten *natsu ni*. Der Adverbialkasus ohne Postposition könnte sogar als gekürzte Redeweise bezeichnet werden.

S. 21. § 63. — Fr. Müller irrt sich, wenn er so weit geht zu behaupten: „Unangenehm berührt der gänzliche Mangel eines Pronomens.“ Die alten Formen *wa* (wovon *watakushi* abgeleitet ist) „ich“ und *na* „du“ sind so gut echte Pronominalstämme wie irgend welche Pronomina irgend einer Sprache. Der Abschnitt über das Japanische in dem Werke des ausgezeichneten Sprachforschers steht überhaupt nicht auf der wissenschaftlichen Höhe der übrigen Teile.

S. 22. — Fussnote 4. Der Diener sagt zur Herrin *ok'sama; oku* gebraucht der Mann, wenn er von seiner Frau zum Diener spricht; *oku* ist deshalb nicht 2., sondern 3. Person.
Anm. 5. *omaesan* wird vorzugsweise Niederern gegenüber gebraucht; selten von der Frau dem Manne, nie von den Kindern dem Vater gegenüber.

S. 23. § 66. — Fussnote 1. *wachiki* wird besonders von Geisha, Jōrō u. s. w. gebraucht.

S. 24. § 68. — eher: *jū nen han*; ohne *to*. Aber der Gebrauch von *han* in solcher Altersangabe ist ganz unjapanisch. Der Japaner würde *jū ichi nen* angeben, wenn aber die Hälfte durchaus ausgedrückt werden soll, würde er *jū nen rokkagets'* sagen.

§ 70. — Anm. 2. In *kore* (*sore*) *dake* und *kore* (*sore*) *hodo* sind *kore* und *sore* keineswegs *adjektivisch* gebraucht, sondern selbstverständlich substantivisch, und *hodo* resp. *dake* ist das bestimmende, nicht das bestimmte Element, obgleich postponiert. Etwa „soviel wie dieses.“ Dasselbe gilt von *dore*, S. 27, § 75.

S. 27. § 76. — b) *dare de mo, dare mo* wer auch immer.
dore de mo, dore mo was auch immer.

c) *dono ... mo*, etc.

S. 28. § 77. — Anm. 2. „wie“ vor *onaji* wird durch *to* ausgedrückt.

§ 79. — Anm. Von *tōi* wird *tō* und *tōku* gebildet: *tō gozaimas'*, *tōku de gozaimas'*, *tōku de arimas'*.

S. 29. § 80. — Man sagt: *kono kuma wa wakai des'* (nicht *da !*). Wenn das Prädikat ein Adjektiv ist, sagt man nie *da*; also
kono yubiwa wa kin des', oder weniger gut
„ „ „ „ *da*,
aber immer nur „ „ „ *uts'kushii des'*.

S. 32. § 86. — Für „Universität" wird jetzt gewöhnlich *daigaku* gebraucht, z. B. *Teikoku Daigaku* „Kaiserl. U.", nie *Teikoku Daigakkō*. *Daigakkō* ist „Akademie," z. B. Rikugun-daigakkō „Militär-Akademie," *Kaigun-daigakkō*.

S. 36. § 96. — Das Präsens zu *suberi* ist ganz regelmässig *suberu !* Eine Form *suberiru* giebt's nicht.

S. 38. § 99. — Anm. *yonda arō* wird in *yondarō* kontrahiert.

S. 39. § 102. — b) Man sagt nur *o kakiyo*, nicht *kakiyo*. *o kaki* oder *o kaki na* sagt z. B. die Frau zu ihren Kindern. *yo* wird an die eigentliche Befehlsform angehängt: *kake yo*. *o kaki-denaiyo* wird nur von den Frauen gebraucht.

S. 41. § 105. — Das Verbum *konomi* bedeutet in der Umgangssprache nicht einfach „lieben," sondern „haben mögen, Vorliebe haben für, bestellen," z. B. *o konomi ni ōjite koshiraemasu*. Die Bedeutung „lieben" hat es nur in der Schriftsprache, z. B. *ware wa kare wo konomazu* „ich liebe ihn nicht, mag ihn nicht leiden."

Die Formen auf *-zu ni sh'te* (*konomazu ni sh'te*) werden in der Umgangssprache nie gebraucht.

Anm. Die in Klammer stehende Bem. (in Tokyo auch zu *nakutcha*) ist zu streichen.

S. 42. Z. 4. — *gozaimas'* immer mit *i !* *goza(i)mas'* wohl Druckfehler für *goza(r)imas'*.

S. 43. § 112. — Es fehlt das Beispiel für den Gebrauch von *no* (*n'*). Z. B. *wakaru n' deshō* „er wird wohl verstehen." Man darf aber keineswegs ohne weiteres *no* für *mono* oder *koto* gebrauchen, wie die Regel fälschlich suggeriert.
Fussnote 2. Man sagt *tabete mo*, nicht *taberu to mo*.

S. 44. § 115. — *tabe des'* und *tabe de wa nai* (ohne Präfix *o-*) ist ungebräuchlich; man muss *o tabe des'* und *o tabe de wa nai* sagen, was übrigens auch keine guten Ausdrücke sind. *o tabe da wa nai* wird nur von Frauen, besonders Frauen der niederen Klassen, gesagt.

tabe ist übrigens ein niedriges Wort und deshalb in höflicher Sprache anstössig; man sagt besser *o agari nasai* statt *o tabe nasai*.

S. 45. — Conditional. *tabereba* (st. *tabeba*)

3. *o tabe ni nareba, o tabe ni naraneba* (mit *o-!*)
5. Streiche die Form mit *iba*.

Subordinationsform. Streiche *tabezu ni sh'te* (nicht Umgangssprache!).

S. 46. — Indicativ. 1. lies *o tabe desh'ta, o tabe de wa arimasen desh'ta.*

2. lies *taberu no* (*n'*) *desh'ta.*
3. lies *o tabe ni natta.*

Concessiv. *tabetatte mo* oder *tabeta tote mo* (st. *tabeta to mo*). Negativ ergänze *tabenakute mo*.

S. 47. — Verbalsubstantiv. Streiche 2. *tabeyō koto.*

S. 50. — Indicativ, umschreibende Formen. Man sagt nie *aru da* (so meines Wissens nur im Chiba Dialekt), sondern nur *aru*, oder *da*, oder *aru no da*, *aru n'da*.

S. 51. — Subordinationsform, negativ: man sagt *arimasen de*, *arimasezu* (ohne *ni sh'te*) oder einfach *nak'te*, nicht *arimasenak'te* (dies letztere in Kyūshū-Dialekten).

Imperativ. Gute Kenner der Sprache versichern mich, dass sie Imperativformen von *ari* in der Umgangssprache noch nie gehört haben. Man braucht dafür die Formen von *ori* etc. *ore*; *oide*, *oidenasai*. Auch *oke* als Hülfswort, z. B. *yonde oke*.

S. 52. — Indicativ, umschr. Formen: 3. *gozarimash'ta des'* ist eine selten gehörte, überaus nachlässige Form.

S. 53. — Concessiv 2 *arimash'te mo* (st. *arimash'ta to mo*).

S. 54. — Indicativ, umschr. Die Hinzufügung von *des'* in *gozarimash'tarō des'* u. s. w. ist auffallend.

§ 123. — lies *anata wa daitan de nakereba, ikemasen'*.

S. 55. § 125. — Imp. entweder *oide* oder *irasshai*, nie beide zusammen!

§ 126. — Präsens, Imp. *o shidenaiyo* wird nur von Frauen

gebraucht. Nicht *shiyo*, sondern *o shiyo* (ist aber Frauenspr.). *seyo* ist höchst selten.

S. 56. — Futurum I. Immer *shiyō*, nicht *shō!*

S. 57. — d) Conc. *nomimash'te mo* (st. *nomimas' to mo*).

f) Imp. *mashi* als Imperativ-Endung wird immer mit *o … nasai* verbunden, also *o nomi nasaimashi, o agari-nasaimashi*. Formen wie *nomimashi*, (*tabemashi*) sind direkt falsch.

Man sagt nie *nomimasuruna.*

S. 59. § 133. — *niji* zwei Uhr, *nijikan* zwei Stunden.

S. 60. § 134. — Der Yen steht schon seit Jahren auf etwa 2,10 M.

§ 135. — *hats'ka* heisst „20 Tage“ oder „der 20ste Tag,“ *misoka* aber nur „der letzte Tag eines Monats“ (ausser beim Februar).
Auch *yonjū* 40 und *nanajū* 70 sind sehr gebräuchlich.

S. 61. — Streiche Fussnote 2. Man sagt *hito-tokoro, mi-tokoro* etc.

S. 62. § 137. — *sangats' no nijū ni nichi* (gesprochen *nijūnin'chi*).

§ 138. — Man sagt *bu* in: *nibu* $\frac{1}{5}$, *gobu* $\frac{5}{10}$ etc.; aber *bun* in *gobun no ichi* $\frac{1}{5}$, *gobun no san* $\frac{3}{5}$.
Fussnote 2. *hiki* „Genosse,“ nicht „Füsse.“ Verfasser verwechselt wohl 疋 und 足.

S. 63. § 140. — *fuku* 3. für Kakemono (nicht „Gemälde“ im allgemeinen).

hiki 1 (für Rinder etc.) und 2 (Seide etc.) sind verschiedene Wörter: 1 匹, 2 疋. Ebenso sind S. 64 *son* 1 und *son* 2 verschieden: 1 樽, 2 村.

S. 65. Z. 4. — Gerade das Beispiel *dai-jū-no nichi* wird nie gebraucht! „Der zehnte Tag“ heisst immer *tōka*. Bemerke, dass „der letzte“ beim Datum nicht (*o*) *shimai no* heisst, sondern *misoka*.

§ 142. — der 14. März = *sangats' no jū yokka.*

§ 143. — Bei der Bahn ist jetzt *jōtō, chūtō, katō* abgeschafft und *ittō, nitō, santō* stattdessen eingeführt.

S. 67. — d) Streiche *ujonjo. ujauja* (sic!) heisst „wimmelnd.“

S. 68. § 152 — b) Streiche das substantivische *ryō to mo*, und füge adjektivisch *ryō......tomo* hinzu (z. B. *ryōnin tomo*).

S. 69. — b) *ryōashi*; *ryōhō*.

moroashi ist nur Schriftsprache, nie kolloquial.

e) Die Form *mattai* kommt nicht vor (wohl aber die Adverbialform *mattaku*, vgl. § 159).

§ 153. — *dore* nur von Sachen! (Lange's *dore* „welcher," Lehrbuch p. 39, ist unrichtig) „Niemand" heisst:

dare mo, dare de mo
donata mo, donata de mo } mit Negation.

S. 70. § 154. — Besser *katahō* — *katahō*. *katappo* ist etwas vulgär.

§ 156. — *hei, hai* kann als Antwort auf einen Befehl allein stehen.

S. 71. — unter *mata*: Streiche den ganz unjapanischen Satz *mata o me ni kakarimas' made* „bis auf Wiedersehen!" Solch einen Abschiedsgruss giebt's nicht. Doch kann man sagen: *mata o me ni kakarimas'* (oder *kakarimashō*).

S. 72. — *shibashi no hodo ni* nur Schriftsprache.

S. 73. — *tada* b) umsonst (im Sinn von gratis).

yappari ist familiär.

§ 158. — b) Dieser Adverbialkasus auf *ni* ist doch kein Dativ, sondern ein Lokativ! Dasselbe gilt von S. 74 b)

S. 76. — *gasagasa* = „viel Geräusch machend," nicht „hastig" oder „ruhelos." *gongon* (st. *gougou*). *hatsuhats' ni mieru* (*miyuru* ist Schriftsprache). *honobono* (st. *honohono*). Fussnote 1. Hepburn's Angabe ist die richtige.

S. 77. — *pichápichá* klatschend (von Hieben). *nageru* (st. *naguru*). *sassa to* (st. *sasa*).

Die Liste der Onomatopoetica ist für das kleine Buch viel zu umfangreich (S. 74-77); die Uebersetzungen dazu sind oft ungenügend und schief; manche Ausdrücke gehören nur der klassischen Sprache an.

S. 78. — a) Jahr: streiche *kyokyonen*; lies *ototoshi*.

c) Tag: ergänze *asatte* „übermorgen," *shiasatte* „über-

übermorgen," *yanoasatte* „überüberübermorgen," *ototoi* „vorgestern," *saki-ototoi* „vorvorgestern."

f) Abend: *bangata* (st. *bankata*), *yūbe* (st. *yōbe*), *asu* (st. *asa*) *no ban;* streiche *chōbo.*

g) Nacht: *yahan* nur Schriftsprache.

S. 79. Z. 8. — *nóchihodo* ist die gebräuchliche Redeweise, nicht die angebliche Kontraktion *nochōdo*, die gar nicht existiert.
Z. 11. *shijū* (st. *shijū*).

§ 163. — „Ueberall" in positiven Sätzen heisst *doko de mo; doko ni mo* findet sich NUR IN VERBINDUNG MIT NEGATION = „nirgends."
soko de hat auch oft die Bedeutung „darauf, dann."
Fussnote 2. Auch Hepburns Angabe ist richtig.
Lies *kinrai* (st. *kinrai*).

S. 80. Z. 4. — *asuko* (st. *asuka*).

(*mae* und *temae* sind zwar die sprachlich richtigen Formen, doch herrscht in der heutigen Umgangssprache die Aussprache *mai* und *temai* vor).

S. 81. § 164. — streiche *dono dake* und *dono hodo.* Nur *dono kurai* ist gebräuchlich.

§ 165. — streiche *fufummyō ni* „unklar," was nur Schriftsprache ist und übrigens *fubummyō* heissen muss. Das Adverb „undeutlich" ist in der Umgangssprache meist mit *bonyari to* wiederzugeben, z. B. *bonyari to mieru* „unklar sichtbar sein."

S. 83. — Unter *dashi* l. *furi-dashi* (st. *huri-dashi*).
Unter *age* l. *fuki-age* (st. *huki-age*).

S. 90. § 204. — a) Die Bedeutung des Wortes *mochi* ist keineswegs, wie Verf. sagt, auf „in der Hand haben" beschränkt. Man sagt auch ganz korrekt z. B. *ano hito wa ie wo tak'san motte iru* „er hat viele Häuser," *ushi wa tsuno wo motte iru* „das Rind hat Hörner" etc; dagegen ist zu bemerken, dass als Subjekt zu *mochi* ein lebloser Gegenstand nicht fungieren kann. Man kann also nicht etwa sagen: *ie ga yane wo motte iru* „das Haus hat ein Dach," sondern muss sagen *ie ni wa yane ga aru.*

S. 91. § 210. — Alle vier Wörter *sore, sono, are* und *ano* beziehen sich auf die *dritte* Person.

S. 92. § 211. — c) *anata ni nite iru hito* (nicht *anata no niru hito*).

§ 214. — Der Satz *sono yama yori ano yama ga mo takai* ist falsch. Es muss heissen: *kono yama yori ano yama ga* (*nao*) *takai*, oder *kono yama yori mo ano yama ga takai.*

S. 96. § 222. — i) Die Anmerkung ist unverständlich.

§ 225. — Man sagt *motte mairu ga ii* (*yoi*), oder *motte mairu no ga ii*, oder *motte mairu hō ga ii*, aber NIEMALS *motte mairu mono ga ii* oder *motte mairu koto ga ii!*

S. 97. § 228. — Falsches Beispiel. Vgl. die vorhergehende Bemerkung.

§ 230. — *Ano hito wa budōshu wo nomu* bedeutet in der Umgangssprache entweder „er kann Wein trinken" oder „er pflegt Wein zu trinken," aber nicht „er trinkt jetzt (in der Gegenwart) Wein." Letzteres heisst *ano hito wa budōshu wo nonde iru!*

S. 98. § 232. — (*taberu to mo*): *to mo* nur in der Schriftsprache.

S. 99. § 239. — Streiche *yomiyo* und *yomero*. Man kann nicht von jedem Verbum eine Befehlsform auf *ro* bilden. Man bildet z. B. *shiro*, *kurero* und einige andere. Schon *tabero* ist nicht empfehlenswert, *yomero* aber entschieden falsch.

S. 100. § 239. — c) *o yomiyo* und *o yomina* sind Formen der Frauensprache.

d) *yomi-mase* nur Schriftsprache; streiche die Form auf *-mashi*. Die Formen unter e, h, i, l sind falsch und ungebräuchlich.

Unter m) und n) kann man auch *kudasaimashi* neben *kudasaimase* sagen. *yonde o kudasaimase* ist ungebräuchlich.

g) auch *nasaimashi* neben *nasaimase*.

§ 242. — streiche *taberu to mo;* lies *tabenak'te mo* (*tabenaide mo*).

S. 101. § 244. — *aru* in diesem Falle wird immer mit den Subordinationsformen der Transitiva verbunden, *iru* entweder mit denen der Transitiva oder mit denen der Intransitiva.

S. 102. § 248. — b) *tabereba* (st. *tabeba*).

S. 104. § 257. — Anm. 2. Auch das regelmässige Passivum *oshierareru* kommt neuerdings in Gebrauch.

S. 105. § 264. — Unrichtige Regel. Denn vgl. folgende korrekte Ausdrucksweisen, wo die Potentialform transitiv ist und ein Objekt hat:

anata wa e ga kakemasu ka „können Sie malen?"
oder „ „ „ wo „ „
anata wa ano hito ga miemas' ka „können Sie ihn sehen?" oder
„ „ „ „ *wo* „ „ „kommt er hierher?"

S. 113. § 296 — streiche das falsche *tabeta to mo; taberu to mo* geht gleichfalls nicht an, denn *to mo* ist Schriftsprache.

PRAKTISCHE EINFÜHRUNG.

S. 114. § 303. — lies *hayai uma* (st. *nagai uma*). Ebenso S. 118 § 313.

§ 304. — Wörter: *katana* Schwert (st. Messer).

S. 115. — Uebung: *chichi ga yoi* heisst gewöhnlich „die Milch ist gut"; „der Vater ist gut" muss durch ein Idiom wie *ii (yoi) otottsan des', otottsan ga ii* wiedergegeben werden.

§ 305. — *ke* sind einfach „Haare." „Mähne" heisst *tategami.*

S. 117. — Wörter: *makitabako* ist sowohl „Cigarre" als „Cigarette." „Cigarre" speziell heist *hamaki.* Auch *kyaku-ma* neben *kyaku no ma.*
Uebung, Z. 2 v. u. — *Itami wa doko de gozaimas' ka* (nicht *doko ni*).

S. 119. — Uebung. In der Umgangssprache braucht man nicht *hanahada.* „Sehr" ist *makoto ni, taisō, taihen. yorokobashii* für „erfreut sein" ist falsch; man sagt *yorokonde oru.*
Z. 5. *Ano hitotachi wa doko ni arimas' ka* ist falsch; man sage *doko des' ka,* oder *doki ni orimas' ka* oder *doko ni orareru ka.*
§ 315 — lies *uu* (st. *u*) in *ū* zusammengezogen.

S. 120. — Wörter: „Kaffee" heisst *kōhi* (aus dem Englischen) oder *kahe* (aus dem Französischen), nicht *kahii. z'bon* st. *zūbon* „Hose."
Uebung: Statt *sore wa sōrashū gozaimas'* wäre besser *tabun sō deshō* „das ist wahrscheinlich."

kahii wa (und *kono cha wa*) *tsuyō gozaimas'* ist falsch. Von Tabak und Wein sagt man *tsuyoi* = „stark", von Thee und Kaffee aber *koi*.

Man sagt *kyō wa yoi tenki de gozaimas'*, aber nicht *kyō* (oder *konchō*) *wa uts'kushū gozaimas'*. Dies ist Deutsch-Japanisch.

Ginkōshihei wa tadaima hanahada takō gozaimas' sagt und versteht kein Japaner.

Man sage: *kono kutsu wa amari nagai* oder *nagō gozaimas'*, nicht *nagaku arimas'*; und *sore wa zuibun takai* oder *takō gozaimas'* (st. *takaku aru*). *zuibun* ist übrigens mehr unser „gehörig, in ziemlich hohem Grade." Das gewöhnliche Wort für „ziemlich" ist *kanari*.

S. 122. § 319. — (mit Rücksicht auf § 316). Die wirklich gebräuchlichen und korrekten Ausdrucksweisen sind:

a) wenn das Prädikat ein Adjektiv ist:

ki ga takai		Neg.	*ki ga takaku nai*
„ „	*takai des'*	„ „ „	*takaku (wa) nai des'*
„ „	*takō goza(r)imas'*	„ „ „	*takō (wa) goza(r)imasen*

b) wenn das Prädikat ein Substantiv ist:

kore wa ki de aru	Neg.	*ki de wa nai*
„ „ *ki da*	„	*ki de nai*
„ „ *ki de arimas'*	„	*ki de (wa) arimasen*
„ „ *ki des'*	„	*ki de (wa) nai des'*
„ „ *ki de goza(r)imas'*	„	*ki de (wa) goza(r)imasen*

go-kanai bed. in der Umgangsspr. gewöhnlich „Ihre Frau Gemahlin." *omoi mo yaranai* „unerwartet, unerhofft."

S. 123. — Uebung, Z. 2. *nare* „Gewohnheit" kommt nur in gewissen Redensarten vor, wie *narau yori nare* (Variante des Sprichworts *narau yori nareru*) „Erfahrung geht über Studieren," sonst braucht man *shūkan* oder *kuse*. Man sage etwa: *Sore wa makoto ni yoi okime de gozaimas'*.

kyō kirei na hi de wa gozaimasen ist unjapanisch. Man sagt *kyō wa yoi tenki de gozaimas'*, oder
„ „ „ *hi* „ „ .

S. 125. — Uebung, Z. 3: *doko* de *gozaimas'*.

Z. 4: *Anata no* O-TOTTSAN WA *koko* DE *gozaimasen ka*, oder besser *kochira ni orimasen ka*.

Z. 8. *Ko-ushi no atama to momo no niku ga arimas'* ist ganz unjapanisch. Ebensowenig sagt man (Z. 12) *akigi no zubon wa ichimai iriyō da*. *Fuyu-zubon ga hitots' iriyō des'* wäre richtig.

Z. 9. *shirushi* (st. *sirushi*).

S. 127. § 328, — Z. 5 v. u. Dieses substantivierende *no* darf man nicht als GENITIVPARTIKEL bezeichnen. Die sonstige Genitivfunktion der Partikel kommt hier nicht in Betracht.

S. 128. — Z. 16 lies *dekinai* (st. *dekiru*) „kann nicht."
Wörter: Streiche *uchi ni*. „Nach Hause" heisst nur *uchi ye*. *to mōshi* „sagen" (nicht „sagen zu").

S. 129. — Uebung, Z. 3. *uchi ye* (st. *uchi ni*).

Z. 5. *konna sets' wo tonaeru hito*, oder
„ „ „ *iu* „ ,
aber nicht „ „ „ *hanasu* „ ,
letzte Z. *Sugu* statt *tadachi ni*.

S. 131. — Uebung, Z. 5. *Anata wa watak'shi wo odorokasemas'* „Sie setzen mich in Erstaunen" ist eine zu wörtliche Uebersetzung aus dem Deutschen. Ein Japaner sagt einfach: *Odorokimash'ta*.

Z. 12. *sanji wo ... kikimas' ka* ist hart; besser: *sanji no uts' no ga kikoemas' ka*.

Z. 13. u. 17. cha MATAWA *kahii* und *budōshu* ARUIWA *sake* geht nicht. Man sagt in solchem Zusammenhange: (*anata wa*) *budōshu wo agarimas' ka sake wo agarimas' ka; anata wa budōshu wo* (oder *ga*) *o suki des' ka sake wo* (oder *ga*) *o suki des' ka*.

Z. 19. statt *Anata wa kaki wo konomimas' ka* (*konomu ka*) „lieben Sie Austern?" muss es heissen: *anata wa kaki wo* O SUKI DES' *ka*.

Z. 21. *Mō jiki kaeru* (*kaemas'*) *to omoimas'* (*omou*) „ich glaube, dass er sogleich zurückkommt." Die höfliche Form von *kaeru* „zurückkommen" ist *kaerimasu!* Hier darf aber blos das einfache *kaeru* stehen, oder

noch besser *kaeru d'arō to zonjimas'*. Merke dagegen: *mō jiki kaerō to omoimas'* = „ICH denke sogleich zurückzukehren."

Man sage *gozen* oder *gohan* statt *meshi*.
Fussnote. 3 verweist unrichtig.

S. 134. — Uebung Z. 3. Nicht *anata wa tadaima bakari okimas' no des' ka*, sondern:
anata wa tadaima o oki nasatta no des' ka
„ „ „ „ „ „ *bakari des' ka*
„stehen Sie jetzt erst auf?"

Z. 7. *Anata* WA *kaki wo....*
Z. 10. Streiche den Satz *Anata wa cha matawa kahii...*

S. 136. — Wörter: *yare* (st. *yareyo*).
Uebung: Z. 1 „ „ „
Z. 5 besser *Anata no go kyōdai*...Dies heisst aber „Ihre Brüder." In der Einzahl sagt man *o anisan* resp. *o tōtosan*.

Z. 8 *Watak'shi no omoimas' ni wa yoroshū gozaimas'* „nach meiner Meinung ist es gut" ist unjapanisch. Man sage: *watak'shi wa yoroshii to omoimas'*.

S. 137. § 345. — Zur allgemeinen Bezeichnung des Ortes auf die Frage „wohin?" steht immer *ye*, niemals *ni*. Verfasser hat sich überhaupt, wie schon oben berührt wurde, von der Partikel *ni* eine grundfalsche Anschauung gebildet.

S. 138. — Z. 4. *katana* „Schwert." „Messer" (Taschenmesser) heisst *kogatana*.

Uebung, Z. 3. *s'mai kara* ist nicht gut. „Ihr Haus" heisst *o sumai*. Für „Haus" in „mein Haus" sagt man jedoch gewöhnlich nicht *sumai*, sondern (*watak'shi no*) *uchi* oder *ie*.

Z. 5. Nicht *ano hito wa anata to hanashitai des'* „er möchte mit Ihnen sprechen," sondern
ano hito wa anata to hanashi wo shitai no des', oder
„ „ „ „ „ „ „ *shitagatte orimas'*.

S. 140. § 349. — *kuraku* (st. *kuroku*) *narimas'* „es wird dunkel."

Man gebraucht aber auch die kontrahierte Adverbialform, z. B. *kurō narimas'*, *shirō narimas'*.

Uebung, Z. 1. *Sakuban wa dō yasunda ka* heisst „Wie (d. h. in welcher Lage, auf dem Rücken oder der Seite) haben Sie die letzte Nacht geschlafen?" Dagegen „wie hast du die letzte Nacht geruht?" muss heissen: *sakuban wa yoku o yasumi nasaimash'ta ka.*

Z. 8. *watak'shi* WA *nanimo mōsanakatta* (aber besser wäre entweder *iwanakatta* oder *mōshimasen desh'ta*).

S. 141. — Uebung. Z. 6. *hanahada* „sehr" wird meist nur in der Schriftsprache gebraucht. In der gesprochenen Sprache klingt es pedantisch und wird besser vermieden.

Fussnote 1. Die Aussprache *dek'ta* statt *dekita* ist ganz verwerflich (*dek'ta* ist Kyūshū-Dialekt).

S. 143. § 353. — letzte Zeile ... tritt GEWOEHNLICH (st. auch) *o* zur Stammform. Der Satz *wakari ni narimash'ta* wird nie in der ersten Person gebraucht!

§ 354. — Wörter: *yōjin* (*wo*) *itasu* nur gebraucht, wenn man von seiner eigenen Person spricht; sonst *yōjin* (*wo*) *suru*. *kariire* „Ernte" (st. *karikomi*).

S. 144. — Uebung, vorletzte Zeile: *kōrisuberi wo nasatta* KOTO GA *gozaimas' ka* (st. *mono de*).

S. 145. — Uebung, vorletzte Zeile: *omoshirō gozaimas'* (st. *omoshiroi de* ...).

„In (d. i. nach) einer Stunde" heisst *ichi jikan no nochi ni.*

S. 147. — Wörter: *ikari* „zornig werden" nur in der Schriftsprache. Umgangsspr. *okoru.* Man sage deshalb (Uebung, Z. 8.) *Ano hito wa taisō okoru de gozaimashō.*

chikajika ni bedeutet „in wenigen Tagen;" in dem ersten Uebungssatz „Es wird bald Zeit sein, zu Bett zu gehen" muss deshalb *sugu ni* oder *ma mo naku* statt *chikajika ni* stehen.

Lies *komban* (st. *konban*).

Uebung, vorletzte Zeile: *urō ka* URUMAI *ka.*

Z. 11. *nats'* (st. *nat'*). Besser: *Watak'shi wa Nihon de kono nats' wo okurō to omoimas'* „ich werde diesen Sommer in Japan verleben," oder *kono nats' wa Nihon ni taizai shiyō to omoimas'*, oder *Nihon e itte orimashō to omoimas'.*

S. 148. — Wörter: Die sinico-jap. Neubildung *gyūraku* „Butter“ versteht fast kein Mensch. Man sagt immer *bata*. (Ebenso *chīs'* „Käse,“ nicht *kanraku*).

„Wein“ ist *budōshu*, also *akabudōshu*, *shirobudōshu*. Aber für „Rotwein“ sagt man einfach nur *budōshu*. *budō* heisst nur „Traube.“

S. 149. — *shiobuta* ist überhaupt „gesalzenes Schweinefleisch.“ Man sagt *ham* oder *rakan* (weniger gebräuchlich) für „Schinken.“

„anbieten, vorlegen“ ist nur *age* (ohne *saki ni!*)

Uebung, Z. 1. *Chotto* statt *s'koshi*.

Z. 10. *sonna koto ga* ARIMASHŌ ka. Man sagt *yomaremashō ka*, aber nicht *araremashō ka*; *dekimashō ka*, nicht *dekaremashō ka*, u. s. w.

S. 151. — Uebung, Z. 4. „Wollen Sie nicht bleiben und ...“ heisst nicht *o todomatte ...*, sondern *oide ni natte ...*

Z. 13. *yorokonde* O-KOTAE SHIMASHŌ (nicht *o-kotaemashō*).

S. 153. — Uebung, Z. 7. *hijō ni isogash'ku* in diesem Satz klingt sehr hart. Man sollte sagen: *hijō ni isogashii no wo*, oder *hijō ni isogashik'te*.

Z. 9. *Mata sugu ni kakari-nasaritō gozaimas'* „ich möchte Sie bald wiedersehen“ ist seltsames Japanisch. Man sagt: *Mata sugu* (oder *chīkai uchi ni*) *o me ni kakaritō gozaimas'*.

Der Satz *O yorokobi-mōshimas'* (Z. 16) fehlt in der Uebersetzung.

S. 155. — Wörter. Allenfalls *kuchi* (st. *sh'ta*) *wo tojiru*; aber „schweig!“ heisst *damare*, oder höflich *o shizuka ni!*

„Uhr aufziehen“ besser *tokei wo maku*. *kakeru* wird meist vom Aufziehen einer Wanduhr gebraucht.

Uebung, Z. 4. v. u. Streiche *sh'ta wo tojiro*.

Z. 3. v. u. besser *kudasai* (st. *kudasare*).

S. 156. — Z. 2. *Anata no o tokei wo o maki nasai.*

S. 157. — Uebung, Z. 5. besser *shitte orimas'* (st. *shirimash'te orimas'*).

Z. 8. Sage: *Kono yamai no tame (ni) karada ga taihen ni yowarimash'ta keredomo ...*

Z. 10. *Tōkyō ni orimashō* oder *tōryū shimashō* (nicht *todomarimashō*).

S. 159. — Uebung, Z. 2. Zu *nare* vgl. oben Bem. zu S. 123.

Z. 8. *hidari no te* GA *itaku ...*

Z. 14. „Noch nicht" ist *mada de gozaimas' ga* (nicht *gozaimasen.* Das jap. Idiom hat hier im Gegensatz zum Deutschen die positive Form des Verbums!) Weiter sollte es heissen: ... *kaeru jibun ni wa kittō kūf'ku ni naru deshō.*

S. 160. — Uebung, Z. 1. *Ichiba ni ittara* oder *iku nara*, nicht *iku toki ni.*

S. 162. — Uebung. Z. 1. Streiche *Anata wa*, setze *nara* statt *naraba.*

Z. 2. *Gyūraku wa...* konfuse Zusammenstellung. Man sagt: (*Moshi*) *bata ga yasukattara, sangin katte oide.*
„ „ „ *yasū gozaimas' nara, sangin katte kite kudasai.*
„ „ „ *yasū gozaimasureba, sangin katte kite kudasai.*

Aber niemals ...*yasuk'te wa ... katte koi.* — *te wa* gebraucht man, wenn der Hauptsatz negativ ist oder irgend ein unangenehmes Gefühl, Schmerz etc. zum Ausdruck bringt, z. B. *sonna ni yasuku utte wa son ga yuku* „wenn du so billig verkaufst, hast du ja Verlust."

Z. 8. *Satō ga tarinai nara ...*

Z. 9. TSUYO-SUGIREBA (nicht *tsuyosugiba*). Aber es muss heissen *O cha ga kokereba* oder *ko-sugimas' naraba, mizu wo o sashi nasai. tsumetai* ist überflüssig.

Z. 10. *gyūniku* GA (st. *wa*).

Z. 15. Besser *meshiagari-nasaru* KOTO *ga...*

S. 163. § 383. und 384. — Die gebräuchlichen Konzessivformen bei Verben auf *-e* und *-i* sind

PRAESENS.

Pos.	*tabe — mas' keredo*	*nomi — mas' keredo*
	„ *mash'te mo*	„ *mash'te mo*
	„ *ru keredo*	*nomu — keredo*
	„ *te mo*	*nonde mo*
Neg.	*tabe — naikeredo*	*noma — naikeredo*
	„ *n(u)keredo*	„ *n(u)keredo*

PRAETERITUM.

Pos.	*tabe — ta keredo*	*nonda keredo*
Neg.	„ *nanda keredo*	*nomananda keredo.*
	„ *nakatta* „	*nomanakatta* „

Vgl. ferner Chamberlain, Colloquial Handbook, § 288 f.

Uebung, Z. 1. Allenfalls *Kusuri wo yama hodo* (st. *yamadake no kusuri wo*). Der Vergleich mit einem Berge wird aber nur von Geld (*kane, zeni, sats'*) etc. gebraucht, nicht von Medizin.

Z. 2. *Ame ga furu ka* FURANU *ka* SHIRANAI KEREDO(MO)

Z. 3. *Minai furi wo sh'te mo* (oder *suru keredo, shimas' keredo, shimash'te mo*), *nan de mo mite imas'*.

Z. 6. *osō* (st. *omō*).

Z. 7. *Konna ni hisashiku Nihon* NI (*wa*) *orimas' keredo,...*

S. 164. — Wörter. *sh'taku suru* (st. *nasaru*).

Man sagt *zemmai* für „Uhrfeder."

S. 165. — Uebung, Z. 2 *sh'taku wo shimasen desh'tarō* oder *shinakattarō.*

Z. 9 einfach *todomaru koto* (st. *o-todomarinasaru koto*).

§ 390. — Wörter. *mebatakihodo* „ein Augenblick" ist ungebräuchlich. „Keinen Augenblick" in Uebung, Z. 10. heisst *chotto mo* mit Negation.

S. 166. — *jōbu* „stark" (st. *yōbu*). Gewöhnlich *toriko ni suru* „gefangen nehmen." *dekita* (nicht *dek'ta !*).
Uebung, Satz 1 muss heissen

Nagaguts' ga nai ka mo shiremasen, oder
„ „ *aru ka nai ka shirimasen.*

Z. 6 *arimashō* (st. *arare-mashō*). Idiomatischer wäre: *sonna koto ga aru ka shira.*

Z. 8/9 *todomararemasenanda* oder *todomararemasen des'*, aber idiomatisch *ikenakereba narimasen* („ich muss gehen" statt „ich kann nicht bleiben").

S. 167. Wörter: *hakubuts'kan* (st. *kakubuts'kan*).

S. 168. — „bestellen" ist *atsuraeru* (nicht *atsurae suru*). Uebung, Z. 4 *totte o-ideyo* ist Frauensprache. Sage: (*Moshi*) *ii tamago ga attara rokujū totte oide.*

Z. 10 lies kontrahiert *sanjissai* „30 Jahre" st. (*san jū sai*).

S. 169. — Z. 3. *Shats' wo f'tats'* KAI NI *o-ide-nasaimash'ta. Kau ni* ist falsch.

S. 170. — Wörter: *futokoro* „Tasche" ist mindestens ungenau. *futokoro* ist der Busen eines jap. Kleides, daher die Brusttasche; die jap. Aermeltasche heisst *tamoto*, die europ. Tasche *kak'shi.*

„Sporen" heissen *hakusha.*

„Stiefelknecht" heisst *kutsunuki. kutsunugi* ist der Platz im Eingangsflur eines Hauses, wo man die Strassen-Fussbekleidung vor dem Betreten des Hauses ablegt, die Schuhgarderobe.

S. 171. — Uebung, Z. 13 *zuibun* (st. *zuiban*). Ebenso S. 176, Z. 12.

S. 172. § 393. — *wasurubeki* (nicht *wasurebeki*) und *wasurubekarazu!* Genaueres siehe bei Chamberlain, a. a. O. § 192. Ebenso *osorubeki* etc, aber *tabe-beki, deki-beki* etc.

S. 174. — Mitte, im Satz *tsugi no* ... ergänze *tayori ga* ARU *hazu des'.*

Ausser den besprochenen Stellen wäre in den Uebungsstücken noch auf mancherlei hinzuweisen, was zwar theoretisch hingehen mag, aber doch strenggenommen nicht idiomatisches Japanisch ist, und mancherlei Unrichtiges wird mir auch entgangen sein. Trotz all der Ausstellungen aber, die ich im Interesse des Lernenden zu machen verpflichtet war, möchte ich noch einmal zum Ausdruck bringen, dass das Seidel'sche Buch ein sehr praktisches ist, und dass es deshalb wünschenswert wäre, die vorliegende zweite Auflage möglichst bald durch eine sorgfältig korrigierte dritte zu ersetzen. Ich möchte dann auch empfehlen,

die Verba nicht mehr in der sog. Stammform (*konomi*, *machi*, *ii*, *tabe*, *mi* etc.), sondern in der Praesensform (*konomu*, *matsu*, *iu*, *taberu*, *miru* etc.) aufzuführen, wie dies von allen modernen japanischen Grammatikern und Lexikographen, von Chamberlain, Lange u. s. w. geschieht.

Meinem Kollegen Herrn Dr. M. Uyeda, Professor der japanischen Philologie, bin ich für freundliche Lesung einer Korrektur dieser Bemerkungen zu Dank verbunden.

[EINE KLEINE HUETTE. LEBENSANSCHAUUNG VON KAMO NO CHŌMEI. UEBERSETZT VON DR. DAIJI ITCHIKAWA. BERLIN, C. A. SCHWETSCHKE UND SOHN. 1902].

Dies kleine Büchelchen von nur 42 Seiten ist die Uebersetzung eines der bekanntesten und berühmtesten Prosawerke der mittelalterlichen japanischen Litteratur, verfasst im Jahre 1212 von einem in den Künsten und Wissenschaften seiner Zeit wohlbewanderten Manne, der sich im Verdruss über fehlgeschlagene Lebenshoffnungen ins Einsiedlerleben zurückzog und im 58. Lebensjahre über eine Reihe von unglücklichen Ereignissen, die er persönlich beobachtet hatte, skizzenhafte Berichte niederschrieb. Buddhistischer Pessimismus beherrscht das Ganze. An originellen Ideen, die nur dem Verfasser eigentümlich wären, ist wenig vorhanden; der Hauptreiz des Werkes liegt in der einfachen, mustergültigen sprachlichen Darstellung und kommt natürlich nur im japanischen Original selbst zur Geltung.

Wir müssen Herrn Dr. ITCHIKAWA für die Verdeutschung des Werkchens aufrichtig dankbar sein. Bisher haben sich leider nur gar zu wenig Japaner die Mühe genommen, uns die Schätze ihrer Nationallitteratur aufzuschliessen. Bei der ausserordentlichen Schwierigkeit, welche die meisten japanischen Litteraturwerke der Interpretation durch Europäer entgegensetzen, ist gerade eine rege Beteiligung litterarisch gut geschulter Japaner an dem internationalen Vermittelungswerk zu wünschen.

Das *Hōjō-ki* ist einer der leichtesten Texte der älteren Zeit, und die Uebersetzung darf im allgemeinen als befriedigend bezeichnet werden. Hin und wieder hätte ich mehr Treue gewünscht. So heissen die beiden letzten Sätze von Kap. 2 bei Itchikawa (Seite 12):

„Sechzehn der grossartigsten Bauten wurden zerstört und unzählige einfache Wohnhäuser, tausende von Menschen fanden dabei ihren Tod. Bei solchem Unglück erkennt man, wie thöricht der Mensch ist, wenn er mit Mühe und vielen Kosten prachtvolle Gebäude baut.“ Das Original hat wörtlich: »Sechzehn Häuser von hohen Adligen brannten nieder, und wie viele ausserdem noch, ist unbekannt. Ein Drittel der ganzen Hauptstadt ging zu Grunde. Mehrere Tausende von Männern und Frauen fanden dabei ihren Tod, sowie eine unzählige Menge von Pferden, Rindern und dergleichen. Alles Thun des Menschen ist eitel, aber man mag es wohl für ganz besonders thöricht halten, dass er an einem so gefährlichen Orte wie der Hauptstadt Häuser baut und so seine Schätze vergeudet und sein Herz mit unruhiger Besorgnis quält.« Der Wortlaut des Originals ist so leicht wiederzugeben, dass ich nicht begreife, warum ihm der Uebersetzer aus dem Wege gegangen ist.

Da die Daten des Originals nach dem alten Mondkalender gegeben sind, muss man entweder die Originalausdrücke wie 28. Tag des 4. Monats im 3. Jahre Angen (Anfang Kap. 2, S. 11), 29. Tag des 4. Monats im 4. Jahre Jishō (Anfang Kap. 3, S. 12) u. s. w. beibehalten, oder bei Anwendung unserer Nomenklatur in das richtige Datum umrechnen. Dann sind nicht der 28. April 1177 resp. der 29. April 1180, sondern der 27. Mai 1177, resp. der 24. Mai 1180 als Daten der grossen Feuersbrunst und des Orkans anzugeben.

Das „Einfahren der Ernte“ (S. 17, Z. 3 v. u.) ist doch etwas zu europäisiert, der ganze Satz überhaupt ungenau. Es sollte heissen: Vergeblich war die Arbeit des Pflügens im Frühling, des [Reis-] Pflanzens im Sommer; nichts war da vom Getummel des Mähens im Herbst und des Einsammelns im Winter.

S. 20. — richtiger: Jedem Leichnam wurde das chinesische Zeichen A [des Wortes Amida] auf die Stirne geschrieben...

S. 28. — Z. 3. lies: es ist nur *zehn Fuss im Quadrat und sieben Fuss hoch* (nicht: drei Meter breit und zwei Meter hoch). So ist auch in der Vorrede *hōjō* im Titel falsch als „drei Quadratmeter“ interpretiert. *hōjō* heisst „ein Jō (d. i. 10 Fuss) im Quadrat,“ also 100 □ Fuss.

S. 31. — Z. 5 ff. Erstaunlich wegen ihrer Durcheinanderwürfelung chinesischer und japanischer Anspielungen, die einem

Japaner nicht passieren sollte, ist die Uebersetzung von もし桂の風葉をならすゆふべには潯陽の江をおもひやりて源都督のながれをならふ durch: „Auch abends erweckt die Natur künstlerische Stimmungen; fegt der Wind durch die Katsurablätter, so mache ich dem Styl des berühmten Musikers Gentōtoku am Flusse Jinyō no kō nach.“ — Die erste Anspielung ist chinesisch und nimmt Bezug auf eine Stelle in dem berühmten Gedichte 琵琶引 *P'i-p'a yin* des Dichters *Po Chü-i* (772-846), welche lautet: 潯陽江頭夜送客. 楓葉荻花秋瑟々: „Am Ufer des Flusses Hsün-yang, in der Nacht, wurde Abschied vom Gast (d. i. vom Dichter) genommen. In den Blättern des Ahorns und den Blumen des Rieds rauschet und brauset der Herbst.“ (Vgl. auch die Uebertragung dieses Gedichts bei Giles, History of Chinese Literature, p. 165 ff). Die zweite Anspielung ist japanisch. Mit *Gen Totoku* „Generalgouverneur Gen (= Minamoto)“ ist *Katsura Dainagon Tsunenobu Kyō* gemeint, der als Dichter chinesischer und japanischer Gedichte und als Musiker, besonders als ausgezeichneter Biwa-Spieler, berühmt war. Seine „Weise“ im Biwaspiel hiess *Katsura-ryū*. Er starb 1097 als Vice-Gouverneur des Dazai. Die Uebersetzung muss deshalb lauten: „An einem Abend, wo der durch die Katsura-Bäume streichende Wind die Blätter säuseln macht, denke ich an [die von Po Chü-i beschriebene Situation am] Flusse Hsün-yang chiang, und ahme [auf der Biwa] die von Gen Totoku herrührende Weise nach.“

S. 33. — Für die kritische Anmerkung „Aermel, sehr lang, spielen die Hauptrolle in der jap. Poesie“ werden dem Uebersetzer seine Landsleute wenig dankbar sein, und mit Recht.

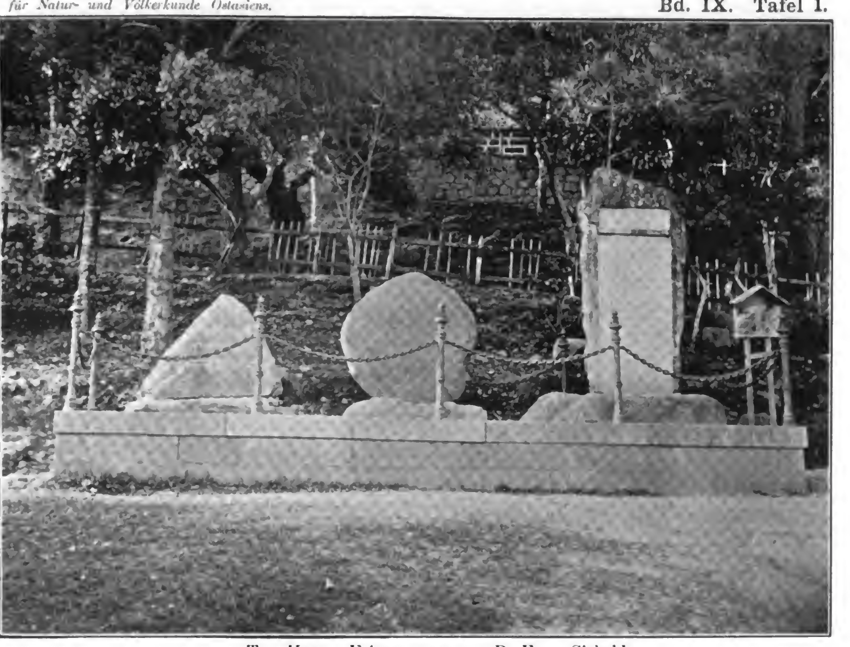
S. 41. — Die Jahresperiode, in welcher das Werk verfasst wurde, heisst *Kenreki* (建暦), nicht *Genriki*, und das Datum, der letzte Tag des 3. Monats des 2. Jahres, war der 2. Mai 1212. Es wäre wohl empfehlenswert, den Priesternamen des Verfassers *Ren-in* statt einfach *Renin* zu schreiben, um die richtige Aussprache (ren-in) und Etymologie (Lotus, Same) anzudeuten.

Der mit „Japanisches Alphabet“ überschriebene Anhang

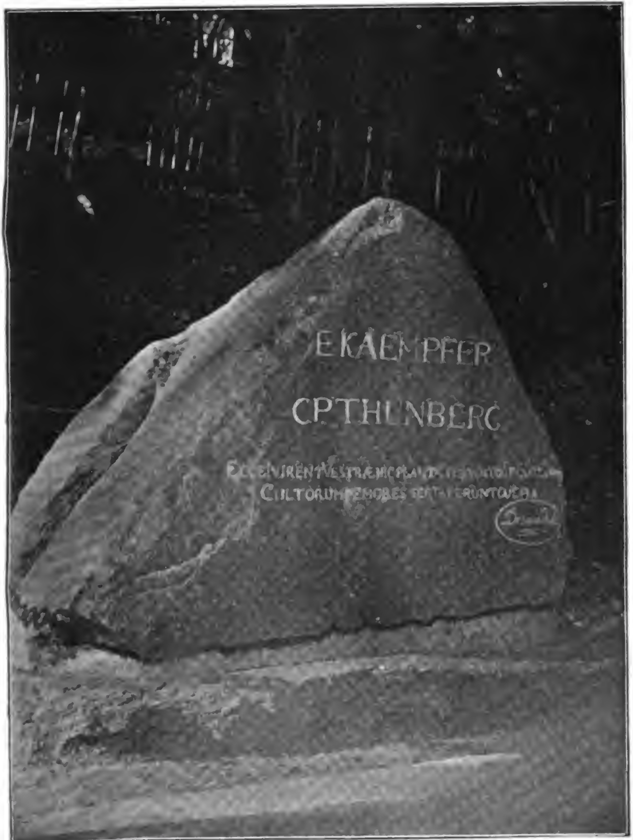
wäre besser weggeblieben. Er ist eine vollständige Missgeburt, sachlich wie im Ausdruck. „Hiragana, das japanische Alphabet ist in der japanischen Gedichtform geordnet, die keinen Reim hat aber Metrik!!" Verf. will natürlich darauf hinaus, dass Kōbō Daishi, der angebliche Erfinder der Schriftform Hiragana, die 47 Silben des jap. Syllabars zu dem bekannten Imayō Liede *Iro ha nihohedo* etc. zusammengestellt habe. „Wie alles im Lande der Sonne an die Lehre der Entsagung der Welt erinnert ...," ein höchlichst zu bestreitendes Axiom! Die Uebersetzung des Iroha-uta's schliesslich ist etwas sehr frei, namentlich der Schluss: „Ein Traum ist nur das Leben, darum sollen wir nicht klagen."

Es sei noch bemerkt, dass W. G. Aston in seiner History of Japanese Literature p. 146–156 eine vorzügliche Uebersetzung der interessantesten Abschnitte des Hōjōki gegeben hat.

Hoffentlich bleibt die Erstlingsarbeit der Herrn Dr. Itchikawa nicht seine einzige Leistung auf diesem Gebiete und findet bald Nacheiferung bei anderen!



Ten Kate.—Erinnerungen an P. F. v. Siebold.



Ten Kate.—Erinnerungen an P. F. v. Siebold.



Ten Kate.—Erinnerungen an P. F. v. Siebold.



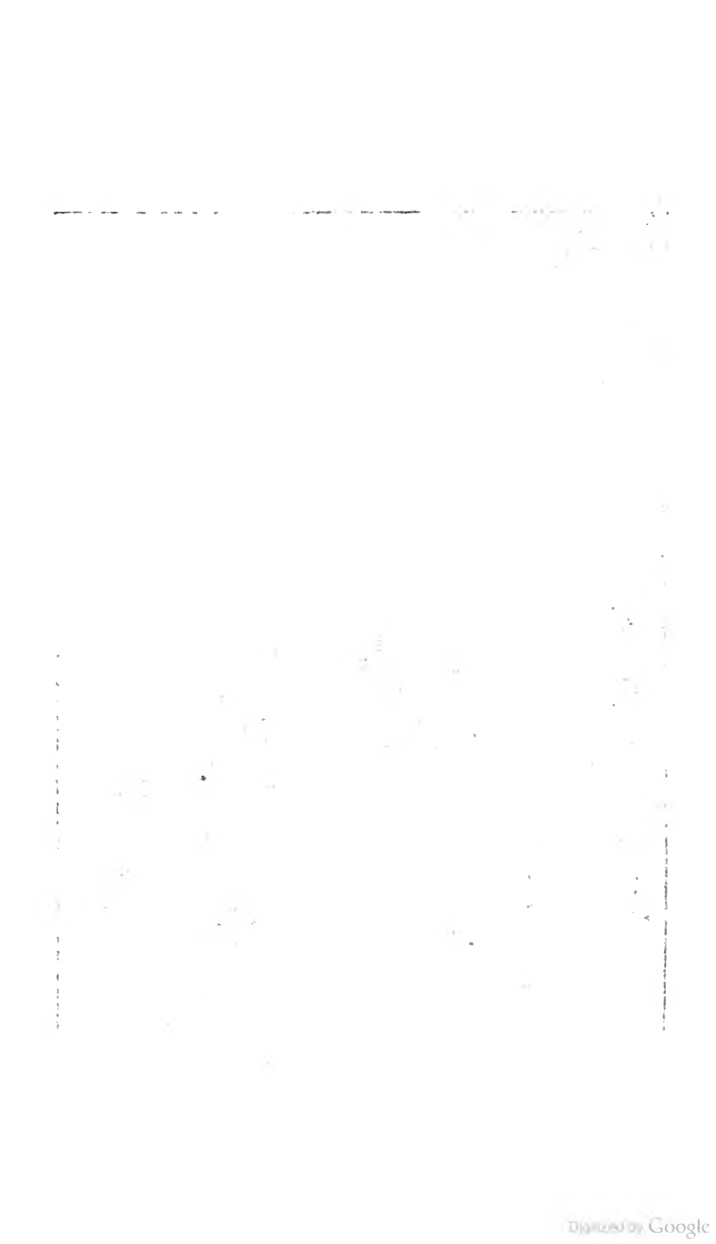
Ten Kate.—Erinnerung

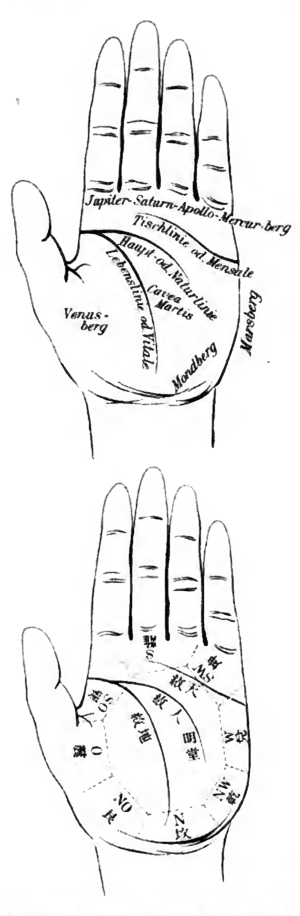


en an P. F. v. Siebold.



Ten Kate.—Erinnerungen an P. F. v. Siebold.

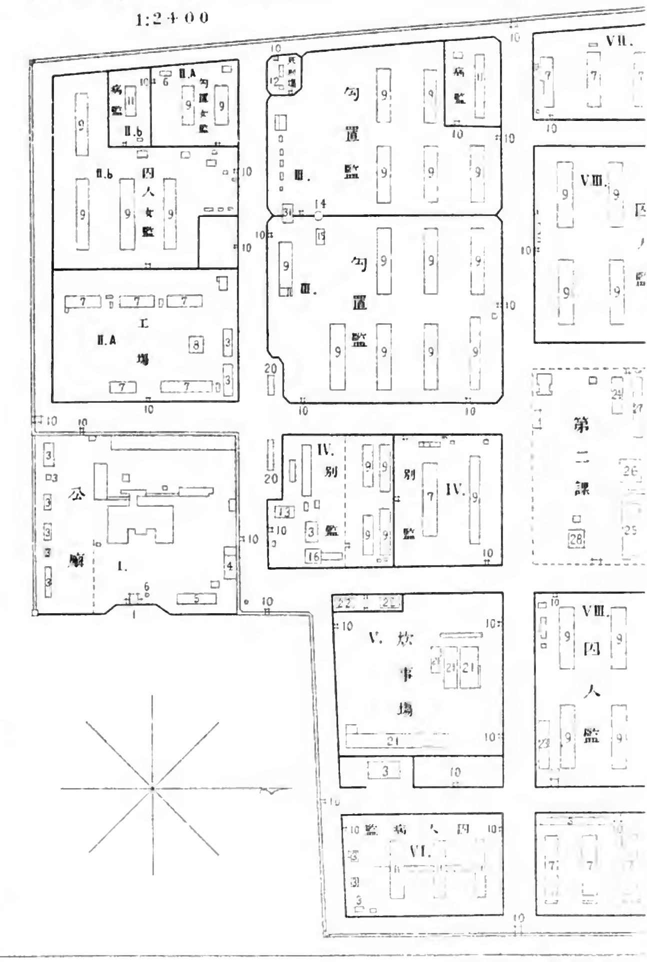


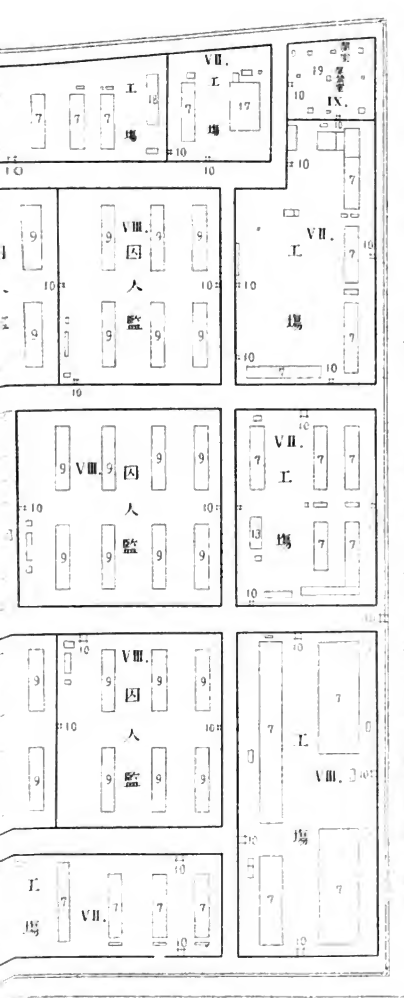


K. Miura.—Aus der Japanischen Physiognomik.

I. Gefängnis in Osaka.

大阪府監獄署全圖





Erklärung der Zahlen:

I. Eingang und Verwaltungsgebäude.
II. Abteilung für weibliche Gefangene. a. Arbeitsbaracken. b. Strafzellen. c. Lazarett. d. Untersuchungsgefangene.
III. Untersuchungsgefängnis für Männer.
IV. Abteilung für jugendliche und für erwachsene Gefangene mit guter Führung.
V. Küche.
VI. Lazarett für männliche Strafgefangene.
VII. Arbeitsbaracken für Strafgefangene.
VIII. Schlafzellen für Strafgefangene.
IX. Disziplinar-Zellen.

1. Thor.
2. Verwaltungsgebäude.
3. Magazine.
4. Raum für Verteidiger.
5. Warteraum für das Publikum.
6. Wachthaus (Aufseher-Posten).
7. Arbeitsbaracken.
8. Waschküche.
9. Schlafzellen.
10. Verbindungsthüren.
11. Krankenhaus.
12. Hinrichtungsplatz.
13. Erholungsraum für Beamte.
14. Raum zum Briefschreiben.
15. Raum für körperliche Untersuchung der Gefangenen.
16. Desinfektions-Apparat.
17. Kirche.
18. Schule.
19. Disziplinarzellen (für Dunkelarrest und einfachen Arrest).
20. Besuchs-Raum.
21. Küche.
22. Schuppen für Feuerung und Geräte.
23. Trockenraum.
24. Arzt-Zimmer.
25. Fechtsaal für Beamte.
26. Polizei-Abteilung.
27. Aufseher-Schule.
28. Feuerspritze.

IV.

III.

II.

I.

Crusen.—Das heutige ja

II. Gefängnis in Negishi bei Yokohama.

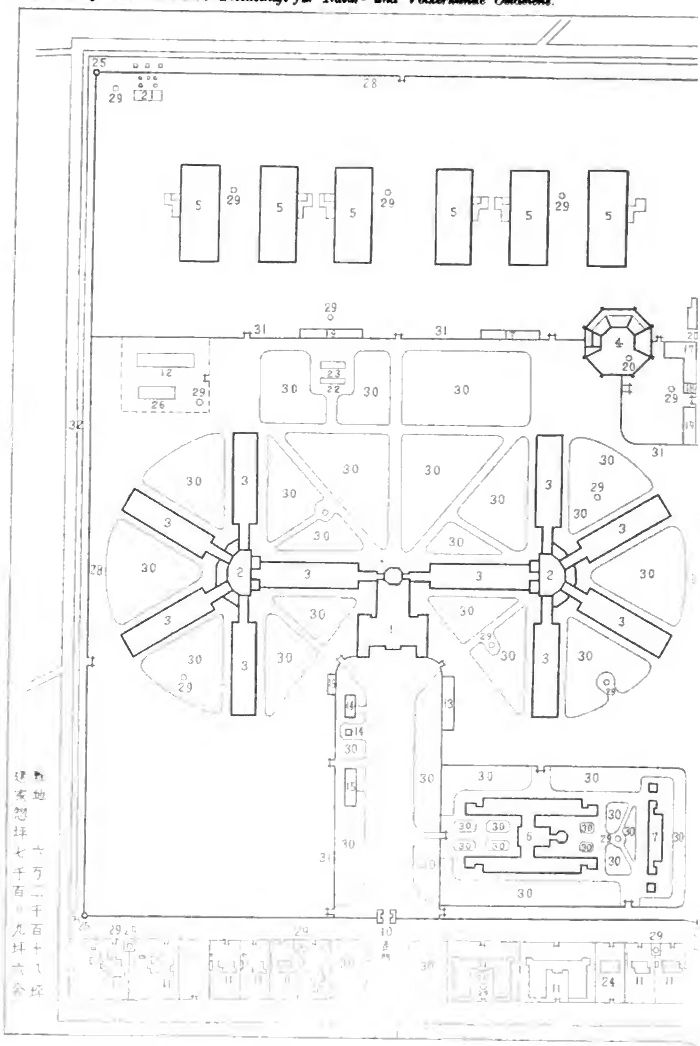
神奈川縣監獄署新築之圖

1:1800

I. Männer-Untersuchungs-Gefängnis.
II. Weiber-Gefängnis.
III. Männer-Lazarett.
IV. Dienstwohnungen.

---

1. Brücke.
2. Hauptthor.
3. Wartezimmer.
4. Besuchszimmer.
5. Bureau-Räume.
6. Magazine.
7. Einzelzellen für Untersuchungs-Gefangene.
8. Gemeinschaftszellen für Untersuchungs-Gefangene.
9. Einzelzellen für Strafgefangene.
10. Gemeinschaftszellen für Strafgefangene.
11. Arbeitsbaracken.
12. Kirche.
13. Spazierhöfe.
14. Schule.
15. Lazarett.
16. Leichenraum.
17. Lazarett für ansteckende Krankheiten.
18. Küche.



Crusen.—Das heutige japan

III. Strafgefängnis für Männer in Sugamo bei Tokio.

東京巣鴨監獄署
新築之圖

1:3000

番号	名稱	建坪	
1	事務所及廊下	三三八坪四七五	Eingang und Bureau-Räume.
2	中央看守所	三一三坪二三二〇	Zentralhalle mit Aufseher-Posten.
3	已決監	二〇七四坪四一〇	Zellenflügel.
4	炊所及浴場	二六〇坪三三三	Küche und Bad.
5	服役場及厠	二三八二坪〇〇〇	Arbeitsbaracken.
6	病監及医務所	三六六坪八〇〇	Lazarett.
7	傳染病室	六七坪五〇〇	Lazarett für Infektionskrankheiten.
8	屍室	四坪〇〇〇	Leichenraum.
9	薫蒸室	五坪〇〇〇	Desinfektionsapparat.
10	表門	一六坪〇〇〇	Haupt-Thor.
11	官舎及合宿	五四〇坪七五〇	Dienstwohnungen.
12	別房	八〇坪〇〇〇	Haftraum für die zur Polizeiaufsicht Verurteilten.
13	領置品倉庫	一四四坪〇〇〇	Magazine.
14	控所及厠	二七坪〇〇〇	Wartezimmer.
15	製品物置	四八坪〇〇〇	Magazin.
16	ポンプ置場	一八坪〇〇〇	Feuerspritze.
17	倉庫	九六坪〇〇〇	Magazin.
18	洗濯場	一二坪〇〇〇	Waschküche.
19	物置	一四四坪〇〇〇	Magazin. (Schuppen).
20	掃溜場	二四坪〇〇〇	Kehricht-Platz.
21	便器置場	二四坪〇〇〇	Geräte für die Latrinenabfuhr.
22	闇室	二坪〇〇〇	Disziplinarzellen für Dunkelarrest.
23	獨居室	三二坪〇〇〇	Disziplinarzellen für einfachen Arrest.
24	會議所	二八坪〇〇〇	Sitzungszimmer.
25	高見張	三坪六〇〇	Wacht-Türme.
26	別房服役場	四八坪〇〇〇	Arbeitsbaracken für Polizeiaufsicht-Gefangene.
27	野厠	一〇坪五〇〇	Abort.
28	煉化塀	九〇四間〇〇	Mauer.
29	井戸	一八所	Brunnen.
30	芝植付地	五〇〇坪	Rasenplatz.
31	中仕切塀	五一九間五〇	Mauer.
32	外圍空壕	七二三間〇〇	Graben.

MITTEILUNGEN

DER

DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

FÜR

NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS.

HERAUSGEGEBEN VOM VORSTANDE.

BAND IX, TEIL 2.

TOKYO.

Mai, 1903.

FÜR EUROPA

IM ALLEINVERLAG VON A. ASHER & Co.

Berlin W., Unter den Linden 13.

INHALT.

Die Schreibweise japanischer Namen ist die phonetische, mit nur wenigen unwesentlichen Abweichungen von der in Wörterbuchern wie HEPBURN (4te Auflage) gebrauchlichen.

Die Vokale werden also wie im Deutschen gesprochen; „ ei " fast wie „ e."

ch	wie	tsch.
j	„	dsch.
s	„	sz (s scharf).
sh	„	sch.
z	„	ds (s weich).
y	„	j.

Im Anfange eines Wortes steht „ y " vor „ e " oder „ ei " nur noch in allbekannten Wörtern wie Yedo, Yen etc; man suche also „ Yebi " unter „ Ebi " u. a.

„ i " hinter „ ch " vor „ u " ist weggelassen; man suche ein Wort wie „ chiugoku " unter „ chugoku".

DAS REDAKTIONS-KOMITEE.



MITTHEILUNGEN

DER

DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR

NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS.

Band IX, Teil 2. Tōkyō, 1903.

DIE VERWENDUNG DES BAMBUS IN JAPAN.

VON

HANS SPÖRRY.

(*Vortrag, gehalten am 24 Juni 1896.*)

INHALTSÜBERSICHT.

EINLEITUNG.

Es geschah auf Anregung des *Schweizer Polytechnikums* in Zürich, dass ich seit meiner Ankunft in Japan bestrebt war, durch eine Sammlung von Gegenständen, Notizen, Photographien, Büchern u. s. w. *die Verwendung des Bambus in diesem Lande* zu veranschaulichen.*

Ich sollte auch möglichst vollständige Angaben über die verschiedenen *Bambus-Arten Japans*, deren *Kultur*, *Standort u. s. w.* verschaffen. Das etwas lückenhafte Material, das mir möglich war in dieser Hinsicht zusammenzubringen, bietet aber zu wenig Interesse, um hier eingeflochten zu werden, und dies um so weniger, als vor kaum Jahresfrist im Schosse unserer Gesellschaft von fachmännischer Seite darüber gesprochen wurde.

Erwähnt darf wohl werden, dass wenigstens meines Wissens *nur 2 analoge* Sammlungen existieren :

1. — diejenige im *Kolonial-Museum zu Harlem*, von der jüngst *Prof. Schär* in Strassburg (in einem Bericht über jenes Museum) betonte, dass sie weit weniger reichhaltig sei als meine Sammlung.

2. — die im *Museum of Economic Botany in Kew, London*, vor wenigen Jahren durch Herrn *Ch. Holme* angelegt und in den *Proceedings of the Japan Society* in London *Vol. I. 1892, Seite 23–48* besprochen ; doch umfasst die Holmesche Sammlung nur wenige Dutzend Gegenstände und kann keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit machen.†

Ich gestehe, dass ich selber keine Ahnung hatte, wie tief der Bambus in den Lebenshaushalt aller Klassen in Japan eingreift, und wie beinahe unerschöpflich das Material war, das ich zu sammeln und zu ordnen mich anschickte. Und vielleicht ist es gut, dass ich die mir bevorstehende Aufgabe nicht überblicken konnte, sonst hätte ich wahrscheinlich den Mut verloren, sie durchzuführen.

---

* Meine Sammlung, die *ca. 1400 Nos.* umfasst, ist nun im Besitz der *Ethnographischen Gesellschaft* in Zürich und öffentlich ausgestellt.

† Ich habe sie anno 1897 besucht und fand sie zum Teil bereits wurmstichig. Es waren viele Gegenstände aus neuem Bambus darunter.

Es handelte sich nämlich nicht bloss darum, Gegenstände anzuschaffen, sondern es war vorgeschrieben, auch jeweilen japanische Namen, sowie eine Beschreibung über Zweck und Gebrauch derselben beizufügen. Eine derartige Sammlung in einem Lande wie Japan ist ganz besonders für einen neu Angekommenen ungleich schwieriger als z. B. eine solche im Urwald unter ganz wilden Völkerschaften: dort braucht man nur zuzugreifen, es ist alles echt und autochthon, während man hier zu Lande auf allerlei Unterschiebungen fremdländischer Ideen gefasst und stets auf der Hut sein muss.

Ich habe meine Arbeit in 3 Kapitel geteilt:

I. — Die Verwendung des Bambus in Alt-Japan.

II. — Die Verwertung des Bambus als Kunst- und Dekorationsmotiv.

III. — Neue Verwendungen des Bambus für Export-Artikel u. s. w.

Jedes dieser Kapitel musste wiederum in Unterabteilungen zerlegt werden, um eine geordnete Uebersicht zu gewinnen.

Zuerst ist es wohl am Platze, die Werkzeuge und Materialien etwas näher zu betrachten, welche für Bearbeitung des Bambus zur Verwendung kommen.

I.

DIE VERWENDUNG DES BAMBUS IN ALT-JAPAN.

1. — Werkzeuge und Materialien zur Bearbeitung des Bambus.

Für industrielle Zwecke, besonders für feinste Geflechtsarbeiten übertreffen *Madake und Hachiku* alle anderen Bambusarten an Brauchbarkeit, da sie von stärkerem und doch gleich biegsamem Holze sind; indessen finden auch alle übrigen Sorten ausgedehnteste Verwendung für allerlei geringere Bedürfnisse. Erst

bei Stämmen im Alter von 3 Jahren und darüber ist das Holz in der richtigen Härte, während 10jährige schon nicht mehr industriell verwendbar sein sollen. Die richtige Zeit zum Fällen des Bambus ist vom Spätherbst bis zum Februar, indessen wird er für alltägliche Bedürfnisse zu jeder Jahreszeit gehauen; dergleichen unreife Rohre sind aber dem Wurmfrass und dem Springen unterworfen. Das Holz kann sofort verarbeitet werden, aber auch langes Lagern schadet ihm nichts; je nach der Verwendung ist die Behandlung eine verschiedene, mehr oder weniger sorgfältige. Für geringe Geflechte und alltägliche Zwecke werden die Rohre ohne weiteres gespalten und verarbeitet, für bessere und beste Zwecke werden sie nach dem Fällen entweder über das Feuer gehalten und das ausschwitzende Oel abgewischt, oder man legt sie in frisches Wasser, wobei das Fett sich absondert und wie Rahm obenauf schwimmt, oder endlich es werden die Knoten ausgesägt, die Internodien geviertelt und diese Stücke 30 Tage lang in Sonne und Regen liegen gelassen. Alle diese Verfahren sollen das Holz vor Wurmfrass schützen. Eine detaillierte Schilderung der verschiedenen Behandlungsarten würde hier zu weit führen, im allgemeinen ist folgendes hervorzuheben:

Gewöhnlich wird das Bambusrohr mit nassen Strohwischen (mit Weizenspreu für bessere Zwecke, z. B. Zäune, *kakine*) und Sand gefegt, mit Messern geschabt und bei feinerer Ausarbeitung vermittelst Fischhaut, Schachtelhalm (*tokusa*) und *Muku*-Blättern geglättet. Zum Beizen: in hellgelblicher Nuance wird der Saft der Gardenia-Früchte verwendet, zum Schwarzfärben: Eisenvitriol (*roha*), zum Polieren: Pflanzenwachs; ausserdem kommen noch helle und dunkle Lacksorten zur Anwendung. Durch Einbrennen werden oft hübsche Effekte erzielt.

Durch blosses Erwärmen über dem *hibachi*, nötigenfalls unter Anwendung von etwas Fett, können bis zweifingerdicke Rohre beliebig gekrümmt und gebogen werden. Auf diese Art werden Schirm- und Spazierstöcke, Fischruten, Zaunstecken und dergl. von blosser Hand oder vermittelst eines Richtholzes gerade gedrückt. Stärkere Rohre werden mit Stricken und durch Einklemmen zwischen starke Holznägel in der gewünschten Form gehalten, bis das Rohr erkaltet ist und dann nicht mehr reagiert. Nach dem gleichen Prinzip, vermittelst Erhitzung durch Fett, werden die flachen Theebretter hergestellt. In ein dickes Rohrstück wird ein Längsschnitt gemacht, sodann wird es

auseinander gebogen und flach gepresst. Während die harte Oberhaut des Bambusrohres die feinsten Schnitzereien treu bewahrt, eignet sich seine Innenfläche zu einer noch auffälligeren Behandlung. Ganz nach Art des Radierens können vermittelst *Shosan* (Salpeter-Säure) und Wachs allerlei Bilder darein geätzt werden.

Wie bei anderen Handwerkern und Künstlern auch, sind die Werkzeuge und Einrichtungen der japanischen Bambus-Tischler und Flechter recht einfache. Hobelbank und Schraubstock sind unbekannt; zu diesem Zweck gebraucht der Mann seine Beine und Füsse, und die wenigen Werkzeuge, Säge, Hobel, Stemmeisen, Zieheisen, Stichel, wenn auch nicht unzweckmässig, müssen doch im Vergleich zu unseren vollendeteren Instrumenten als primitiv bezeichnet werden. Soviel ist sicher, dass die Werkzeuge und die Einrichtung des japanischen Bambusarbeiters weit weniger bewundernswert sind als die persönliche Geschicklichkeit des Mannes, der mit so einfachen Hülfsmitteln so vollendet schöne Arbeiten zu liefern vermag.

2. — Bambus im öffentlichen Leben und Verkehr.

Auch demjenigen, der sich für Bambus nicht speziell interessiert, drängt sich seine vielfache Verwendung im öffentlichen Leben und Verkehr unwillkürlich auf, er kann kaum vermeiden, Notiz davon zu nehmen. Ich erinnere an die 30–40′ hohen Flaggenstangen, an denen die Reklamen von Theatern, Schaubuden u. s. w. ausgehängt sind, an die mächtigen Rohre, an welchen am *Tango matsuri* (5. Mai) 2–5 Meter lange hohle Papierfische (*koi*) in der Luft schwimmen, sowie an all die Fahnenstangen der Prozessionen und Umzüge aller Art. Aber der Bambus dient viel wichtigeren Zwecken. Strassen und Wassern entlang, wo Rutschungen entstanden oder befürchtet werden, bilden eingerammte Holzpfähle und darüber geflochtene oder auch nur dahinter gelegte 3–4 cm dicke Bambusrohre die Schutzwehren. Werden beim Anschwellen der Flüsse Uferstücke herausgerissen, so wirft man zuerst ganze Bambus in die Lücken, um weiteres Nachreissen zu verhindern, dann kommen Faschinen und Flechtwerk wie oben beschrieben. Um bei starken Flusswindungen den Anprall der Wasser abzuschwächen, auch um flache Uferstrecken zu schützen, werden 30–50′ lange, weitmaschige,

starke Geflechte aus Bambusspähnen mit groben Geschiebsteinen gefüllt und aufeinander geschichtet: der Japaner nennt sie ganz zutreffend *ja kago*=Schlangenkorb. Auch werden aus Holzbalken eine Art Widerböcke konstruiert, die mit Bambuslamellen gebunden und mit schwereren Steinen, auch mit kleineren *ja kago* belastet sind. An Abhängen und Abgründen vorbei bilden oft Bambusstangen die Schutzgeländer, über kleinere Schluchten und Flüsse führen improvisierte Stege aus langen Rohren, mit Flechtwerk verbunden und mit Erde bedeckt; auch hölzerne Stege sind oft mit Bambuslamellen gebunden. In *Yamoto* über einen Nebenfluss des *Yodogawa* fand ich eine ebenso primitive wie praktische Brücke, die, wenn weggerissen, in kürzester Frist wieder erneuert werden konnte. Auf je ca. 10 Schritt Distanz waren etwa 6′ hohe und 5′ breite starke, runde Bambuskörbe voll grosser Geröllsteine aufgestellt und darauf zwei starke Bretter neben einander gelegt, die eine ganz bequeme und solide Passage für Fussgänger bildeten. In *Murray's Handbook* lese ich, dass die berühmte *tsuri bashi* über den *Fujikawa* (bei Omiya) aus starken zusammengedrehten Bambusseilen und quer darüber gebundenen 6–7′ langen Bambusrohren bestehe. Ich selber bin unter dieser Brücke durchgefahren, aber leider bei so abscheulichem Wetter, dass ich mich nicht aufhalten konnte, um die Sache näher anzusehen.

Für *Warentransport* zu Wasser und zu Land, auf Schiffen, Wagen und Pferden, auf dem eigenen Rücken oder auf Achseltragstangen liefert der Bambus unendlich mannigfaltige Hülfsmittel: runde und eckige, grosse und kleine, offene und gedeckte, weitmaschige oder enggeflochtene Körbe dienen zum Transportieren von Gemüsen, Cocons, Seide, totem und lebendem Geflügel, getrockneten Fischen, trockenen Waren überhaupt und nicht am wenigsten auch von Reiseeffekten. *Sake* wird in kübelartigen, mit starken Bambusreifen gebundenen Fässern versandt. Nicht zu vergessen sind die *yama kago*, Tragsessel, sowie die *sudare* an den *norimon*.

Dem japanischen Theater liefert der Bambus eine nicht geringe Anzahl von Ausrüstungsgegenständen wie Coulissen, Schwerter, Lanzen, Larven. In einem Marionettentheater sah ich halbierte Bambusinternodien als Bühnenlampenschirme.

Gar nicht selten werden hübsch belaubte Bambusstämme als stattliche Dekoration verwendet; in der Ballade „*Tomi moto*“ ist die begleitende Musik sogar „Bambusrauschen“ genannt.

Bei allen öffentlichen Festen spielt der Bambus eine mehr oder weniger wichtige Rolle. An Neujahr sind es namentlich die *kadomatsu* oder *kazari* (Bambus mit Fichtenbäumen) vor den Häusern, dann die Neujahrsgeschenke selbst, vielfach in Bambuskörbchen überreicht oder aus Bambus verfertigt, wie die *ogi*, oder doch mit Bambus, meist aber mit der Dreieinigkeit aller Glückssymbole, dem *sho chiku bai* (Fichte, Bambus und Pflaumen-Blüte) dekoriert. An Tempelfesten werden belaubte Bambusstämme mit Papierstreifen und buntem Zierat aufgepflanzt, in der Provinz *Joshiu* findet man vor jedem Theehaus solche dem durstigen Wanderer weithin sichtbare Rettungsanker.

Tagfeuerwerke, darin die Japaner besonders exzellieren, werden aus mit faustdicken Bambusringen gebundenen Holzkanonen abgeschossen u. s. w. Bei heftigen Erdbeben flüchten sich die Einwohner in die Bambushaine, weil deren starkes Wurzelnetz das Spalten des Bodens wenn nicht unmöglich, so doch weniger gefährlich macht.

3. — Bambus in Haus und Hof und Garten.

Es ist, oder war eine in Europa nicht wenig verbreitete Ansicht, der Japaner baue sein Haus aus Bambus; das ist im höchsten Grade unrichtig. Menschliche Wohnstätten, ganz aus Bambus hergestellt, gibt es keine in Japan, selbst zum elendesten Notdach für Vieh und Feldfrüchte wird Holz als Hauptrahmen verwendet. Diebe und andere gesetzesscheue Leute errichteten einst in den Bergen Zufluchtshütten aus Bambusgeflecht; dergleichen Konstruktionen können indessen nicht als „typisch“ angeführt werden. Bei einem so kunstfertigen Volke ist auch gar nicht zu erwarten, dass es, gleich Wilden, als Hauptmaterial den bequemen Bambusstamm benütze, mit welchem schliesslich nur Hütten, aber keine Bauten hergestellt werden können, die den doch ziemlich vielseitigen Ansprüchen des Japaners an seine Häuslichkeit zu genügen vermöchten.

In einem volkstümlichen Liede heisst es allerdings:

Take no Hashira ni
Kaya no Yane

(die Stützen von Bambus, das Dach von Binsen), um das Bild tiefster Armut zu zeichnen; dazu erhält man aber die Aufklärung, dass dieses nur als poetische Wendung aufzufassen sei, indem

niemand in Japan so miserabel wohne. Bambus spielt beim Hausbau eher eine untergeordnete Rolle. In Bauernhäusern wird bei Strohbedachung das Dachgerippe häufig aus Bambusstangen gemacht, über Schindeldächer (die Schindeln sind mit Bambusnägeln befestigt) werden oft Bambuslatten genagelt; dagegen sind hohlziegelartig verwendete Rohrstücke nur als eine seltene Ausnahme etwa auf kleinen Anbauten zu sehen. Ein leichtes Bambusgitterwerk dient als Unterlage für den Putz, und über die Lehmwände sieht man oft Bambusgeflechte aus starken Lamellen oder halbfingerdicken Rohren genagelt, oder auch eine Umschalung aus starken halbierten Stämmen oder breitgequetschten jungen Rohren, zum Schutz gegen Sonne und Regen; mitunter sind auch die (Lehm-)Hauskanten durch Bambusrohre geschützt. An kleineren Bauten sind die Dachrinnen recht häufig aus Bambus. Im übrigen kommt letzterer mehr als gelegentliche Verzierung zur Anwendung, so als *tokonoma no hashira*, Türgerichte, Zimmerdecken, Gitterwerk in Zuglöchern (*ramma*) Fenstern und Türen, sodann als Schüttboden in der Küche und beim Wasserbecken des Abtrittes, aus besonderer Liebhaberei auch etwa als Verandaboden und unter derselben als Schutzwehr gegen Hühner, Katzen und Hunde. Schwere Schiebtüren sollen besser glitschen auf Bambusschienen.

Was man im Hofe unmöglich übersehen kann, das sind die entweder an Schnüren dem Haus entlang aufgehängten oder auf besonderen Gestellen aufgelegten Wäschestangen. Im Geflügelhofe sodann, der selbstverständlich aus Bambusstangen gemacht ist, befindet sich ein Hahn in Einzelhaft; man hat ihm einen weitmaschigen hohen Korb angewiesen, damit er beim Krähen sich auch ordentlich strecken könne; unter einem runden niedrigen Korbe ist die Schar der Küchlein vor der Katze sicher gestellt. Die Umzäunung ist fast immer Bambus, gibt es doch kaum ein Material das zu diesem Zwecke geeigneter und billiger wäre. In Städten allerdings sind die kleinen Höfe von hohen Holzwänden umgeben, in denen aber sehr oft Bambusrohre eingeschoben sind. Auf solchen Einfassungswänden sieht man als Schutzwehr schräg geschnittene gekreuzte Rohrstücke, die so spitzig, scharf und hart sind wie eiserne Nägel oder Messer.

In der Konstruktion der Bambusumzäunungen, worüber besondere Lehrbücher existieren, trifft man im Grunde keine grossen Variationen, es sind immer wiederkehrende Geflechtsarten und Formen, etwas höher oder niedriger, enger oder weiter, im

Prinzip aber dasselbe. Die Hauptpfosten sind immer Holz. Im Inlande sind lebende Hecken gebräuchlich, oft 10 Fuss und mehr hoch, durch Querstangen und Strohseile zusammengebunden.

In der Ebene bedient man sich der Sodbrunnen, aus denen das Wasser im Kübel heraufgeholt wird, entweder am Bastseile über eine Rolle, oder vermittelst einer langen Bambusstange, *tsurube* = Storchenhals genannt. In den Bergen aber weiss man sich die Sache bequemer zu machen. Gute Quellen werden aufgefangen und in Bambusrohren über Schluchten und Flussbette, an Abhängen und Mauern entlang, ober- und unterirdisch zu Tal geleitet bis in die Küche hinein. Diese Rohre, einfach in einander gesteckt und etwa mit Bast verstopft, an Biegungen des Wegs in Holzklötze, auch Steinblöcke eingelassen, sind eine ungemein zweckdienliche und billige Leitung und müssen nur ungefähr alle 3 Jahre erneuert werden.

Die Bohrung dieser Leitungsrohre geschieht vermittelst $4\frac{1}{2}$ m langen Eisenstangen, daran ein spitzer oder scharfkantiger runder Kolben sitzt; damit werden die Knotenwände durchgeschlagen. Im Hakonegebirge und andern Orten werden auf diese Art stundenweit Schwefelwasser hergeleitet, die so heiss sind, dass man die Hand nicht hineinstecken kann, und diese Rohre bewähren sich hierfür vortrefflich. In Gärten werden vermittelst solcher Leitungen allerlei Wasserspiele eingerichtet.

4. — Hausrat und Küchengerätschaften.

Obschon im *Hausrat* und unter den allgemeinen Bedürfnissen der Japaner eine ganze Menge Gegenstände aus Bambus angetroffen werden, so wäre es doch unrichtig zu glauben, dass solche nur aus Bambus gemacht werden können. Die weitaus grössere Zahl findet sich gleichzeitig aus verschiedenen andern Materialien im Gebrauche, dagegen wird eben Bambus vorgezogen aus Billigkeits- und Bequemlichkeitsgründen und nicht zum wenigsten aus besonderer Vorliebe. Unter dem, was man als Hausrat bezeichnen kann, erwähne ich: Lesepult, allerlei Etagèreartige Gestelle, Wandschirme (*biobu*, *tsuitate*), Handtuch- und Kleiderhalter, Spiegelgestell, Abstauber, Fliegenklappe, Rattenfalle, Leuchter und Kerzenstöcke, *natsu-makura* (Sommerkopfkissen), *kwashibon* (Kuchenschalen), Nähkästchen nebst Fadenkörbchen und Wickel, Vogel- und Käferkäfige.

Besondere Erwähnung verdienen die Blumenvasen; darin ist ein Formen- und Ideenreichtum vorhanden, der jeder Beschreibung spottet.

Abgesehen von der allgemeinen Einteilung in *tsuri hana ike*, *kake bana ike* und *tate hana ike* zum Freiaufhängen an Schnüren oder Ketten, zum an die Wand Hängen, zum Stellen, wofür wieder besondere Blumenvasentische erforderlich, sind zu unterscheiden: aufrechtstehende Rohrvasen aus Internodien, entweder ganz glatt, oder mit Inschriften und Bildern geschnitzt, Rohrvasen mit bestimmten nach den Regeln des *Ikebana* vorgeschriebenen oder auch sinnbildlichen Ausschnitten, wie z. B. *sho chiku bai* oder *setsugekkwa* (Schnee, Mond und Blüte). Es gibt mindestens 20–30 solch verschiedener Ausschnitte und ebensoviel verschiedenartige Rohrvasen in Schiffsform.

Die Geflecht-Vasen sind meist von tadelloser Arbeit und oft klassischer Form, es werden auch solche in Gestalt von Krebsen, Insekten u. s. w. hergestellt. Die Wasserbehälter in den Geflechtvasen bestehen in der Regel aus einem Rohrabschnitt.

Auf dem Hausaltar und für den Ahnen- und Götterkultus überhaupt habe ich folgendes aus Bambus gefunden:

Statuetten des *Shaka muni*, buddhistische Tempelchen (*zushi*), Weihrauchbüchsen (*koro*), Blumenvasen (*butsu no hana ike*), Räucherkerzenrohr (*senko tsutsu*), *miki kuchi*, blattförmiger Schmuck der Sake-Fläschchen, Opferbüchse (*saisen tsutsu*), *aki* oder *kami hashi* Schalen und Stäbchen für Opferreis, Amulette (*mamori*), *miki taru*, Sake-Fässchen, sodann in allen Tempeln die unentbehrlichen *misu*, Vorhänge aus feinsten Bambusstäbchen.

An Küchengerätschaften im allgemeinen finden sich eine unendliche Reihe von Gegenständen aus Bambus gemacht: Kochkesselträger (*jizai*), Kellenständer (*benkei*), allerlei Geflechtwaren und Siebe, Fisch-, Obst-, Gemüse- und Kohlenkörbe, Speisendeckel, Reis- und Feuerfächer, Blasrohr, Geschirrputzer, Servierstäbchen, Löffel, Fischspiesse, Wasserschöpfer, *Daikon*-hobel, sodann Essstäbchen nebst Lager, Gewürz- und Zahnstocherbüchsen u. s. w. Wenn fast alle diese Bedürfnisse unter die gewöhnliche billige Machenschaft rangieren, so sind dagegen fast alle Gegenstände, die für Thee und Sake bestimmt sind, Ess- und Trinkgeschirre überhaupt, mit einer gewissen Eleganz und Vollendung ausgearbeitet, ja gar nicht selten von wirklich künstlerischem Wert.

Für *Sake* erwähne ich: *tsuno taru* und *yanagi taru*, wie sie

gefüllt als Hochzeitsgeschenke überreicht werden. Kleine Fässchen oder Flaschen (einfach ein Bambusinternodium) für aufs Feld und auf Reisen, Tässchen, Spühlbeckengestelle und Unterlagen für Flaschen und Tässchen, Zapfen u. s. w. Für Thee-Service ist alles noch viel reichhaltiger infolge der endlosen Vorschriften und Abwechslungen des *cha no yu*. Da findet man alle denkbaren Formen von Theebrettern, aus Wurzel- oder Stammstücken, ganz aus Geflecht oder aus irgend einem Material mit Geflechtüberzug, sodann Wassergefässe, Theekannen und Tassen nebst Unterlagen, Theerestensammler, Spühlbecken, Büchsen für Theepulver und Blätter, *cha saji* nebst Futteralen, Theeröster, Siebe, Kluppen, Deckellager und Spielmarken. Daran reihen sich gar nicht aufzuzählende Arten von Kuchenbecken und Schüsseln, Proviantkörbchen und Büchsen (*bento*) für Ausflüge und ins Theater. Ein anschauliches Bild all dieser Erzeugnisse in Worten zu entwerfen ist unmöglich, nur durch Besichtigung einer geordneten Sammlung kann man sich einen richtigen Begriff von der unendlichen Ausnutzung des Bambusstammes machen.

5. — Allgemeine Gebrauchsgegenstände.

Für Kleidung und Zubehör spielt Bambus gar keine so unwichtige Rolle, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Der Hut aus Bambus war nicht nur für die unteren Klassen die vorwiegende Kopfbedeckung, sondern auch im Priester- und Kriegerstande recht häufig. Das Gestell für Regen- und Sonnenschirme, Blatt- und Faltfächer, sowie für die dutzenderlei Laternenarten war immer Bambus, während dagegen Sandalen aus *take no kawa*, Hüllblättern oder Bambusholz zu den Ausnahmen gehören, ebenso eine Art Unterfilet, das von *sendo* und Reisenden getragen wurde (*ase tori*). Neben Kleidermappen nenne ich noch Aufsteck- und Staubkämme, Haarpfeile, Puderpinsel, Zahnbürsten, Stöcke, Reitgerten, Ballfänger, etc.

An blossen Nippsachen (*okimono*) ist der Haushalt des Japaners ziemlich arm, um so schöner und kunstreicher gestaltet er die Gegenstände, die wirklichen Bedürfnissen entsprungen: *inro*, Tabakbeutel und Büchsen, Tabakpfeifen, und Futterale (*tabako bon*) mit Fidibus. Ueberall ist Bambus anzutreffen, ganz besonders auch bei den Schreib- und Malutensilien: Pinsel, Linienzieher, Zirkel, Lesestäbchen, Buchzeichen, Pinselständer,

Stempel, Tuschbeckenlager, Screen, Tuschhalter, Wasserkännchen, tragbare Schreibzeuge (*yatate*), Notiztafeln, Papier-, Brief- und Schreibzeugschachteln, Papierhalter und Klammern. Sodann sind seit alter Zeit die Massstäbe (*kujira sashi, daikusan sashi, tabi sashi*) u. s. w. aus Bambus gemacht worden.

An Musikinstrumenten sind in erster Reihe die Blasinstrumente zu nennen: das 17rohrige *sho*, das schon von den Göttern gespielt wurde, die *yoko fue*, *shaku hachi*, *hichi riki*, bis hinunter zur Masseurpfeife, sodann die 1–3saitigen *koto*, *ichi*, *ni*, *san yen kin*, das *kokiu*, eine Art chinesische Fiedel, Windspiele (*fu rin*), Bratschen, nicht zu vergessen die leichten und eleganten Saitenstege. Im allgemeinen darf wohl gesagt werden, dass die japanischen Musikinstrumente bedeutend schöner sind als die damit verursachte Musik.

Die Japaner sind recht erfinderisch für die Belustigung und Unterhaltung der Kinder; eine Menge meist ausserordentlich billiger, jedoch gefälliger und komischer Spielwaaren legen Zeugnis dafür ab. Als ganz oder teilweise aus Bambus gemacht habe ich darunter folgendes gefunden:

Steckenpferde, Stelzen, Springreifen, Drachen, Bohnenschleuder, Spritzen, Flöten, Pfeil und Bogen, Schwerter, Käferkäfige, Schwirbel (*tombo*), Hampelmänner, Blasrohr nebst Papierpfeilen mit Bambus-Spitze, Ballfänger, Kreisel, Pfeifen und Rohre zum Nachahmen von Vogel- und Tierstimmen u. a. m. Auch der weniger harmlose Würfelbecher ist aus Bambus hergestellt.

6. — Waffen und Geräte.

An eigentlichen Kriegswaffen wurden bloss Bogen und Pfeile vornehmlich aus Bambus gemacht, dessen hartes und dennoch leichtes und biegsames Holz wie geschaffen zu diesem Zwecke ist. Zu Bogen wurde fast ausschliesslich *hachiku* mit einer Zwischenlage von *kuwa* benutzt, zu Pfeilen dagegen *yadake*, woher letzterer wohl seinen Namen hat. Köcher und Kriegshüte sind oft aus Bambus gewesen, aber häufiger aus Holz, Leder oder Papier, ebenso selten waren Schwert- und Dolchscheiden und Schwertlager. Der Schwertstift (*mekugi*) war fast immer Bambus, besonders berühmt hiefür war das Holz aus dem *Yamato take no Yabu* bei Kyōto. Standarten und Fahnenstangen waren wohl immer von Bambus, dagegen ist mir bis jetzt noch nicht bekannt geworden, dass für Kriegslanzenschäfte

anderes Material denn schwere und harte Holzarten benutzt wurden. Der *take-yari* = Bambusspiess ist die eigentliche Bauernwaffe, die bei keinem Aufruhr gefehlt hat. Es ist einfach ein starkes Rohr, vorzugsweise *Hachiku*, dessen schräg und scharf zugeschnittene Spitze metallhart gemacht wird, indem man sie in Oel taucht und dann in heisse Asche steckt. Auf Bärenjagden u. s. w. wurde auch irgend eine Eisenklinge eingefügt. Bambusschwert (*shinai*) und Brustpanzer (*dō*) dienten nur zu Fechtübungen. Aus Bambusfaser gedrehte Stricke dienen heute noch als Lunten, schon Kämpfer erwähnt diesen „Bambuszunder", wie er ihn auch nannte. Dass zu allerlei Kriegsgeräten, wie Pallisaden, Brustwehren, Sturmleitern, Fackeln u. s. w. Bambus ein vorzüglich geeignetes Material lieferte, ist selbstverständlich.

Zum Transport von gefährlichen Gefangenen oder Verbrechern benutzte man früher starke Bambuskäfige oder den *kubi-wa*, einen offenen eisernen Halsring, dessen gerad verlängerte Enden vermittelst Stricken durch ein mehrere Fuss langes Bambusrohr gezogen waren. Zur Bestrafung von Dieben und Erzwingung von Geständnissen spielte die Bambusrute eine gefürchtete Rolle. Im Gefängnis zu *Nagasaki* erhielten zu Kämpfers Zeit die Gefangenen Bambusnadeln zum Nähen ihrer Kleider, da ihnen alle eisernen Werkzeuge verboten waren.

Landwirtschaft.

Für seine Kulturen im Felde verwendet der Japaner den Bambus in mannigfachster Weise. Frisch besäter Boden wird mit Bambuszweigen umsteckt zur Warnung vor Betretung, vorgerücktere Kulturen werden mit einer provisorischen Bambushecke aus fingerdicken in den Boden gesteckten und mit Strohschnüren verbundenen Ruten vor Hunden und Hasen geschützt. Mitten im Felde hängt er eine alte Papierlaterne als Vogelscheuche auf, auch Strohmänner mit grossen Bambushüten werden zum gleichen Zwecke errichtet. In Reisfeldern wird an hohen, durch Seile verbundenen Stangen eine Art Rassler in Bewegung gesetzt zum Verscheuchen des auch in Japan frechen Spatzenvolkes. Als Stützen für Pflanzen, Querstangen für Baumreihen, Spaliere, zum Gradziehen von Aesten und Zweigen, als Bogen und Windungen von Zier- und Schlingpflanzen, Bohnenstangen, Schutzdächer für besonders empfindliche Pflanzen und dergleichen ist Bambus ein ungemein geeignetes

und vielgebrauchtes Material. An Bauernwerkzeugen und Geräten sind hervorzuheben: Hutten und Tragkörbe (*me* und *shoi-kago*), Laub- und Grasrechen, Fruchtwannen (*mi*), *mame koki*=ein grober Kamm zum Pflücken der Bohnen, *no uchiwa*, ein doppelter, zweihändiger Fächer zum Kornputzen, wenn kein Wind geht; auch der *kuro ribo*=Dreschflegel ist mitunter, aber selten, ganz aus Bambus. In *Koshiu* habe ich gesehen, dass die Pferde im Reisfeld anstatt am Zügel aus Hanf oder Leder an einem Bambusstecken geführt werden.*

Vieles von dem Obengesagten bezieht sich natürlich auch auf die „kleine Landwirtschaft", die Gärtnerei. Allerlei Einfassungen, Stützen und Spaliere werden da aber zierlicher und künstlerischer gemacht. In *Yashiro* (Shinshiu) habe ich eine solche Einfassung gesehen aus Internodien dicker Rohre, die in den Boden gesteckt genau aussahen wie die Beeteinrahmungen aus umgekehrten Selterswasserkrügen in unseren Gärten. Im Anbringen von Gartenhäuschen, Lauben, Nischen, Zierwänden, Durchgängen und dergleichen ist der Erfindungsgeist der Japaner unerschöpflich. Dass in den meisten Gärten ein hübscher Bambusbusch steht, ist selbstverständlich, sogar in Töpfen zieht der Japaner nach seiner berühmten Kunst Zweigbambus, oft nicht höher als Schnittlauch.

Fischer, Schiffer, Flösser.

Der Fischer weiss wohl die Vorzüge des Bambus besonders zu schätzen, denn nicht nur in Haus und Hof dient er ihm, sondern liefert ihm auch die Hauptgeräte zu seinem Gewerbe. Ich will nicht einmal reden vom berufsmässigen Fischer, der mit Schlepp- und Wurfnetz, mit grossen viereckigen Aushängenetzen aus Bambus (*sudare*), mit grossen und kleinen Reusen oder der zwei-, vier- und mehrzinkigen Gabel an langer Bambusstange auf den Fang auszieht, aber vom passionierten Fischer, und fast jeder Uferbewohner in Japan ist das, der mit seinem unvergleichlichen Bambusrohr, der geborenen Angelrute, Familie und Gewerbe vergessend tagelang im glühenden Sonnenbrand allen Wassern entlang kauert, um auf seinen Lieblingsbissen zu passen. Bemerkenswert ist, dass die zusammensetzbare Fischrute sich besonderer Gunst erfreut, da man sie ins Haus hinein nehmen und somit vor dem Weggenommenwerden sicher stellen kann.

* (Geschieht nur bei bissigen Pferden.)

Gefangene Fische werden in zierlich kleinen bis riesengrossen bauchigen Bambuskörben im Wasser aufbewahrt. Wenn Ebbe eintritt, so wimmelt es am Strande entlang von Jung und Alt, die Krebse, Austern und was sonst herum liegt oder kriecht in Bambuskörbchen sammeln; es gibt kaum einen Meeresbewohner, sei es Krabbe, Qualle oder Fisch, den der japanische Gaumen verschmähen würde. Grössere Fischnetze werden mit Bambusnadeln gestrickt, wobei 20 verschiedene Maschenstege (*ami no koma*) benutzt werden. Auch die Schnurwickel sind meist aus Bambus. Mastbäume, Ruder oder Ruderstangen aus Bambus habe ich keine gesehen, immerhin mögen in ganz kleinen Booten mitunter solche Masten vorkommen. An Djunken ist oft eine Art Stulpe aus Bambus vorgebunden, um beim Anstossen das Schiff weniger zu beschädigen. Im Hafen von *Atsuta* (Nagoya) sah ich Notladen, die aus Bambusstangen mit dicken Strohmatten dahinter bestanden; auf den nämlichen Schiffen waren Schutzhäuschen ganz aus Bambus errichtet. An den eisernen Anker werden Bambusschienen gebunden, um ihn leichter über Bord gleiten zu lassen. Als Stachel, mit eingetriebener und vermittelst eines Eisenringes festgehaltener Holzspitze oder auch als blosses abgeschnittenes Rohr wird Bambus sehr häufig benutzt, ebenso zu Flösserhacken. Solche Stachel beugen sich zum vollendeten Halbkreis, ohne zu brechen.

Handwerk und Gewerbe.

Das Handwerk der Schirm-, Laternen-, Korb-, Hut-, Zaun-, Pinsel-, Besen- und Spielzeugmacher im einstigen Japan wäre ohne Bambus beinah undenkbar gewesen. Im heutigen Japan ist das nicht mehr so unbedingt der Fall. Die leichteren Stoffschirme, die helleren Stearinkerzen und Petrollampen, Lederschuhe, Bleistifte, Filz- und Strohhüte, eiserne Umzäunungen, importierte Spielwaaren, Eisennägel und Drahtstifte und so vieles andere haben sich einen grossen Teil des japanischen Konsums für bleibend erobert. Auch die Küfer haben herausgefunden, dass die guten, billigen Eisenbande, die um englische Warenballen ins Land kommen, zum Binden von Eimern, Kübeln und Badewannen viel bequemer und eleganter sind als die schwulstigen Bambusreifen. Ganz verdrängt ist hier der Bambus aber noch lange nicht, besonders Sakefässer sieht man immer noch mit Bambus gebunden. Uebrigens

wurden seit ältester Zeit für Reiskübel Kupfer- und Messingreifen verwendet. — Wagner, Schmiede, Schlosser, Giesser und Löter haben Bambus wohl kaum anders denn etwa als Werkzeugstiele, Rohre am Blasbalg, Gestelle und dergleichen verwendet. Bei Mauerern, Steinhauern, Dachdeckern, Zimmerleuten, Schreinern, Drehern, Malern und Lackierern und Tapezierern findet sich Bambus auf folgende Hülfsmittel beschränkt: Stiele und Handhaben an Werkzeugen, Futterale, Büchsen, Töpfe für Oelfarbe und Schwärze, Massstäbe, Schreibzeug (*yatate*), Zirkel, Pinsel, Streichmesser, Richtschnur (*sumi sashi*), Nägel, Packnadeln, Kluppen, Stützen und Gerüststangen. Alle diese Gegenstände sind indessen vielfach durch solche aus anderem Material ersetzt. Steinquader werden statt auf Rollen oft auf Bambusspähnen geschleift. Stempelschneider klemmen den zu gravierenden Stempel in eine Bambushandhabe, ebenso Krystallschleifer den Stein; ein anderer machte sich die Elastizität des Bambus dadurch zu nutze, dass er sie als federnde Kraft beim Marmorschleifen verwendete. Bei Schneidern und Posamentern sah ich Fadenwickel, kleine Spulen, Haspeln, Zeichenmesser, Kleiderhalter aus Bambus. Die Färber hängen nasse Garne an Bambusstangen, Tücher dagegen werden zum Austrocknen und zum Bemalen mit beiden Enden um ein Rohr genäht, angestreckt und dann in kurzen Abständen mit vielen Bambusbogen (*shinshi*) gespreitzt, damit sich der Stoff beim Trocknen nicht zusammenzieht. In kleinen Handmühlen mit Bambusflügeln putzt der japanische Müller den Reis, in schaufelartigen Körben (*mi*) wird er geprüft und ausgelesen, in Standen gelagert und vermittelst des *jogo*, eines Trichters aus Bambusgeflecht, in die Säcke gefüllt, deren Inhalt beim Verkauf vermittelst Musterstecher d. h. mit einem zugespitzten Internodium geprüft wird. In Kanalläufen findet man Wasserrechen aus Bambus.

In der gesamten Seidenindustrie ist Bambus reichlich vertreten. Körbe zum Einsammeln des Maulbeerbaumlaubes und der reifen Cocons, Tische zum Züchten der Würmer sowohl als zum Töten, zum Transportieren und Lagern der Cocons, Masse (*itto* und *nitto*) zum Handeln der Cocons. Am Spinnapparat sind Fadenleiter, Haspelgriff, Abfallkörbchen zu verzeichnen, in der Weberei (für Seide, Hanf und Baumwolle) verschiedenartige Bobinen und Haspeln, zum Winden und Spulen, Tretten „Geschirr" und Maillongewichte an den Jacquardstühlen, Zähne der Zettelrahme, alles aus Bambus. Besonders

hervorzuheben sind die vollendet gut gearbeiteten Weberblätter (*ossa*) aus *Hachiku*; ein solches soll 50–100 Stücke @ 28 *shaku* aushalten, ehe es repariert werden muss; bei uns kann man überhaupt nur mit besten Stahlblättern weben. Ebenso treffliche Dienste leisten die Bambus-*sudare* für die Papierfabrikation, die mit solchen Bambusstorren viel besser reussieren soll als mit Drahtsieben. Baumwollgarn wird von der Hand vermittelst primitivster Bambushaspeln und Spindeln gesponnen. Porzellanhändler prüfen ihre Ware durch Anschlagen mit einem Bambusstäbchen. Die Schäfte der Feuerleitern sind immer Bambus mit Holzsprossen, die Feuerkübel sehr oft aus Bambusgeflecht, mit Papier und Lack überzogen.

Beim Bohren eines Brunnens wird ein eisernes Rohr in die Erde getrieben, daran Bambuslamellen, 4 cm breit, ½ cm dick, 60–70′ lang, an einander befestigt werden; beim Herausziehen des Bohrers wird dieser Bambusstreifen jeweilen auf einen mächtigen Haspel aufgewunden.

Sowohl bei der festgesessenen als auch bei der ambulanten Handelswelt, überall ist Bambus anzutreffen, und wenn es schliesslich nur die Stäbchen am *soroban* sind.

Fisch-, Gemüse- und Kuchenhändler stellen ihre Waren in flachen, runden und ovalen Gelten mit Bambusreifen, in Körben und auf Unterlagmatten von Stäben oder Geflecht zum Verkauf aus. Kleine Fische und gewisse Kuchen werden in bestimmter Anzahl an kleinen Bambusspiessen verkauft. Nasse und klebrige Sachen überhaupt, welche die Hände beschmutzen könnten, werden in Körbchen oder sorgfältig in *take no kawa* eingewickelt, Fische auch am Bambuszweig nach Hause getragen. Theekrämer sortieren ihre Waren vermittelst grosser runder Bambussiebe verschiedener Grösse, oder lesen sie auf gleichgeformten Geflechttellern vermittelst Kluppen. In geringeren Theehäusern des Inlandes findet man mitunter Teller, Platten, Essstäbchen, jedenfalls die Zahnstocherbüchse aus Bambus. Kupfergeld wird von Kleinkrämern in Bambuskörben und Rohrstücken aufbewahrt, auch gibt es nicht zu öffnende Sparbüchsen aus einem Bambusinternodium verfertigt. In der Jahresperiode *Eiroku* (1558–1569) kursierte als Geld Goldsand in fingerdicken Bambusröhren mit Holzzapfen (*sha kin tsutsu-ire*) im Werte von 10 ryo.

Die Zunft der Strassenfiguren floriert in Japan, Schuh-, Schirm- und andere Flicker, Gemüse-, Blumen-, Orangen-, Fisch-,

Vögel-, Käfer-, Schildkrötenhändler, Verkäufer von Zuckerzeug und Spielwaren, fahrende Köche, Bettelmönche, Wahrsager, Bänkelsänger, Akrobaten, Masseure und andere Künstler lösen einander unaufhörlich ab, jeder mit einem besonderen, ihm eigentümlichen Rufen, Läuten, Rasseln, Singen, Flöten oder Klappern sich ankündigend, und es ist keiner von allen, der nicht in irgend einer Weise in seinem Berufe Bambus verwertete. Ein ambulanter Koch bedient umständlich seine Kundschaft. Im Bambustrichter zieht er Nudeln durchs siedende Wasser, schüttelt sie in Becken, wo sie je nach Wunsch mit *shoyu* begossen oder mit grünen Zutaten garniert werden, und präsentiert sie nebst 2 Bambus-*hashi* seinen Klienten: Kuli, Fuhrleuten, Magazinweibern, alles für 2 Sen die Portion. Bettelmönche im riesigen Bambushut machen mit traurigen, unmelodischen Tönen auf einem *shaku hachi* ihre Anwesenheit bemerkbar, Lumpensammler ziehen mit Rückenkorb und Kluppe auf Beute aus, von Buben wird vermittelst langer Leimruten auf Wasserjungfern und Fledermäuse Jagd gemacht, und nachts stolpern blinde Masseure am Stocke durch die Strassen und avisieren sich durch eigenartiges Pfeifen (Bambuspfeife) u. d. m.

7. — Nahrungsmittel und Medizin.

Als Nahrungsmittel kommen in erster Linie die *take no ko* des *mosochiku* in Betracht. Diese Bambusart wird hauptsächlich der Sprossen wegen kultiviert, jedoch werden auch Triebe von *madake*, *hachiku* u. s. w. gegessen. *Moso* weist die dicksten Stämme auf, also auch die dicksten Sprossen, welche entsprechend zarteres Fleisch haben. Dünne Triebe sind naturgemäss holziger und werden nur im Notfall genossen. *Take no ko* gehören bei Reich und Arm zu den Lieblingsgerichten und haben sich auch in verschiedenen Zubereitungen einen Platz auf der europäischen Tafel erobert. Die Erstlinge, die schon Ende Januar auf dem Markte erscheinen, werden teuer bezahlt, gewöhnlich werden sie (zuerst in den *riyo-ri-ten yadoya*) in kleinen Würfeln in der Suppe serviert. Mit vorrückender Saison, im April, Mai sinkt der Preis für Stücke von 2′ Länge auf wenige *Sen* herunter. Uebrigens haben die Japaner nun ihre *take no ko* in Form von Konserven der ganzen Welt zugänglich gemacht. Es wird behauptet, dass zu häufiger Genuss von *take no ko* eine Art

Ausschlag im Gesicht erzeuge, weshalb viele Mädchen lieber auf den Leckerbissen Verzicht leisten sollen. Es wurde mir ferner erzählt, dass im Winter die Bauern, aus Not oder Spass, sich Bambussprossen auf folgende Art verschaffen: über dem Wurzelterrain wird ein nicht allzustarkes Strohfeuer angezündet, die Erde also künstlich erwärmt, und, sagte mein japanischer Gewährsmann, der *take no ko omoimas* (meint), es sei April, kommt aus dem Boden hervor und wird ausgegraben, und dabei lachte er unbändig über die zum Narren gehaltene Bambussprosse und den schlauen Bauern. Die Sache macht allerdings den Eindruck eines Aprilscherzes.

Im Volke herrscht der Glaube, dass, wenn der Bambus blühe, in jenem Jahre die Reisernte missrate, Hungersnot eintrete und dann Bambussamenkörner gegessen werden müssen. Gewisse *sasa*-Arten tragen bisweilen Früchte, die von den Armen gesammelt und gegessen werden, jedoch sehr schlecht schmecken sollen; im Aussehen sind sie wie grosse schwarze Weizenkörner. Indessen ist Bambussamen so selten, dass er nicht als japanisches Nahrungsmittel bezeichnet werden kann.*

In *Joshiu* und *Shinshiu* werden Pferde und Rindvieh mit *Sasa*blättern gefüttert, man sagte mir, dass sie nicht nur eine von den Tieren gerne genommene, sondern auch ihnen zuträgliche Nahrung seien.

Medizin.

In japanischen Apotheken habe ich keine Arzneimittel aus Bambus finden können, dagegen existieren allerlei Volks- oder Hausmittel, die im Inlande im Gebrauch sind, wo keine Aerzte vorhanden sind, oder wo vielleicht aus Vorurteil oder Sparsamkeit keine solchen zugezogen werden. Die hervorragendste Rolle spielt der *take no abura* oder *take no shibu*, ein Oel oder Saft, der auf die denkbar einfachste Weise aus frisch gehauenem Bambus,—solcher aus *madake* soll der beste sein—gewonnen wird. Das Rohr wird in fusslange Stücke zersägt, diese werden gevierteilt und schräg über ein *hibachi* gelegt, und der zischend und brausend ausfliessende Saft wird in eine Tasse aufgefangen. Dieses Oel wird nicht nur als schmerzstillend und heilsam für Schürfungen und Hautkrankheiten sondern auch als innere

* Sog. *mi take* soll in Nippara, Kanagawa Ken, häufig vorkommen.

Medizin genommen, z. B. von Lungenschwindsüchtigen (*rosho*); langjährig Leidende sollen durch solche Tränklein leichter zu Atem kommen. Aus feinen Spähnen von grossem Bambus wird auch eine Art Brustthee bereitet.

Weisse Würmer, wie Mehlwürmer aussehend, in altem halbverfaultem Bambus vorkommend, gibt man kleinen Kindern als Gegenmittel gegen Magenwürmer. Sie werden an ein Bambusstäbchen gesteckt, gebraten und so verabreicht. Grössere Kinder, die wissen, was es ist, essen sie nicht. Doch möchte ich dieses nicht als ein Volksmittel sondern eher als ein Hausmittel bezeichnen, als solches aber ist es verbürgt. Ueber die sogenannten Gifthaare scheinen die Japaner nichts zu wissen. In der chinesischen Apotheke in Yokohama fand ich drei Bambusmedizinen: 1). Blätter; 2). Holzspähne; 3). *tabashiru* d. h. beinah reine Kieselsäure aus alten Bambusstämmen. Alle drei dienen, als Thee zubereitet, gegen Husten, Lungenleiden u. s. w. Es soll noch eine ähnliche Arznei geben aus den nadelartigen ersten Sprösslingen an den Zweigen.

Ich habe vielfach gehört, dass Bambus zu Arm- und Beinschienen und für andere chirurgische Hülfsmittel benutzt werde, konnte aber nie solche zu Gesicht bekommen.

Erwähnt mag dagegen werden, dass das *bokuto*, das Scheinschwert des altjapanischen Arztes, oft aus einem Stück Bambus bestand.

II.

DIE VERWERTUNG DES BAMBUS ALS KUNSTMOTIV.

Um die Verwendung des Bambus in Japan vollständig zu illustrieren, musste ich notwendig auch seine künstlerische Verwertung zur Veranschaulichung bringen. Eine so eigenartig schöne, verehrte und symbolisch verklärte Pflanze, die dem Menschen Nahrung, Kleidung und Obdach, Werkzeug, Schmuck und Waffen liefert, die ihm auf Schritt und Tritt in irgend einer Form vor Augen steht, musste selbstverständlich auch auf den Künstler einen besonderen Reiz ausüben, insbesondere bei einem so fein beobachtenden, kunstbegabten Volke wie das der Japaner, das seine Motive so unmittelbar aus der Natur und ihren Er-

scheinungen schöpft. Ein schöner Bambus wird nie dem Auge des Japaners entgehen, und Auswüchse, Verkrüppelungen und Naturspiele jeder Art fesseln seine Aufmerksamkeit erst recht, auch weiss er sie immer entsprechend auszubeuten. Ich glaube, dass Bambus von keinem andern Dekorationsmotiv an Beliebtheit, Häufigkeit und Variation der Darstellung übertroffen wird, ja vielleicht das bedeutendste ist. Ich habe es plastisch oder dekorativ nicht nur in allen überhaupt zur Verwendung kommenden Materialien, also Holz, Lack, Bein, Horn, Elfenbein, Perlmutter, Stein, Porzellan und Fayence, in allen Metallen und Geweben und nicht zum mindesten in Bambus selbst angetroffen, sondern in den Gegenständen meiner Sammlung auch den unanfechtbaren Beweis niedergelegt, dass Bambus gleichwie als Nutzpflanze so auch als Kunstvorwurf sich in allen Klassen des japanischen Volkes derselben ungeteilten Beliebtheit erfreut, und dass da, wo überhaupt noch eine Dekoration angebracht wird, stets auch Bambus in irgend einer Form vertreten ist; so fand ich es z. B. sehr bezeichnend, dass sogar die Tuschstücke für die Schulkinder die Form eines Bambusrohres aufweisen.

Die künstlerische Wiedergabe dieser merkwürdigen Pflanze ist gar nicht eine konventionelle oder stereotype. So wie der Zufall das Ganze oder einzelne Teile dem Auge des Künstlers darbietet, so kopiert er sie, unbekümmert, ob es ein ganzer Busch oder blosser Stamm, Zweig oder Blatt, Sprosse oder Wurzel sei, ob im Wind, Regen oder Schnee gesehen; er dreht sein Objekt nicht, um eine möglichst günstige Seite zu treffen, im Gegenteil, je verdrehter und abnormer der Anblick, umsomehr Reiz hat das für ihn. Darin liegt auch ein Grund, warum trotz ihrer unendlich häufigen Wiederkehr die Bambusmotive fast immer eine angenehme, erfreuliche, selten unschöne und nie langweilige Dekoration bilden. Allerdings findet sich Bambus mit gewissen Zusammenstellungen immer wieder, aber in der Darstellung herrscht unumschränkte Freiheit. Die traditionellen Motive stammen aus China und sind:

1. *take ni tora* = Tiger im Bambusforst = Sinnbild der Vorsicht.
2. *Moso* = eines der 24 Beispiele kindlicher Liebe aus der Lehre des Confucius. Moso geht im Winter in den Wald, um für seine hungernden Eltern

Bambussprossen unter dem Schnee hervorzugraben.

3. *shichi ken jin* = die 7 Weisen im Bambushain.

4. *matsu, take, ume* oder *shochiku bai*, sodann

take ni suzume, Spatzen im Bambushain.
„ „ *tombo*, Libellen und Bambus.
„ „ *niwatori*, Hühner und Bambus.
„ „ *katatsumuri*, Schnecke und Bambus.
„ „ *tsuki*, Mond und Bambus.
„ „ *kaze*, Bambus im Sturm.
„ „ *ame*, Bambus im Regen.
yuki take, schneebelasteter Bambus u. s. w.

Aber nicht bloss als Pflanze an und für sich gibt der Bambus dem Japaner eine unendliche Fülle von Anregungen, sondern alles, was er daraus verfertigt, benutzt er unbedenklich sofort wieder als Vorwurf. Das ist ja das Verblüffende in seiner Kunst, dass der Japaner nichts sucht, sondern eben alles, was er gerade sieht, zu verwerten weiss und nichts ihm dabei zu unbedeutend ist. Um in summarischer Uebersicht auf die Gegenstände überzugehen, auf denen Bambus als Ornament angetroffen wird, muss in erster Linie als das vornehmste Eigentum des Alt-Japaners sein Schwert genannt werden. Auf den *tsuba, fuchi kashira, menuki* und *kodzuka* findet man, ganz abgesehen von der ins Unendliche gehenden Wiedergabe der Pflanze selbst, so unbedeutende Gegenstände wie Fischerruten, Brunnenstangen, Fischkörbe, Vogelscheuchen, Reitgerten, Pilgerhüte, ja die grobgeflochtene Bauernhütte, alles noch so Unscheinbare mit einer Kunstvollendung dargestellt, darüber wieder ein eigenes Buch geschrieben werden müsste. Eiserne Panzer- und Larvenschienen haben oft Bambusform. In Bronzegegenständen erscheint er plastisch besonders häufig an *hi-ire* und *hai-fuki, fude-tate* und *fude-oki, fude kake, yatate, midzu-ire*, Papierbeschwerern und dergl. während die Gegenstände mit gegossener, gravierter oder eingelegter Bambuszeichnung ins Unendliche gehen. Daran anschliessend folgen: Tabakpfeifen, Essstäbchen, *Sake*schalen, *ojime* (Spangen) aus Silber und anderen Metallen und *netsuke, inro*, Nippsachen u. s. w. Wo in irgend einer japanischen Töpferei deren Erzeugnisse in Porzellan, Fayence oder Steingut plastisch oder

dekorativ verschönert wurden, da fehlte nie der Bambus als Vorlage. Bambusmuster auf *kimono* waren nicht etwa nur bei Bauern oder *Geisha* gebräuchlich sondern auch auf den *happi* (Uniformen) der *Samurai* und *Hatamoto* gar nicht selten; desgleichen eine Fülle von Wappenzeichen (*mon*) mit natürlichem und stilisiertem Bambus. Das Wappen des *Daimyo* von *Sendai* z. B. ist ein Bambusring mit zwei Sperlingen.* In der Provinz *Sagami* existierte eine Goldmünze, genannt *sasa koban*, mit eingepressten *Sasa*-blättern. Die Bemalung von *kakemono, gaku, byōbu, tsuitate, karakami*† und *ōgi*, entweder mit sorgfältig ausgeführten, mehr aber noch mit flüchtig hingeworfenen Bambusbildern, ist eine ungemein häufige; galt es ja doch in Japan als ein Zeichen besonderer Kunstfertigkeit, die charakteristischen Züge dieser Pflanze mit wenigen Pinselstrichen darzustellen.

Für korrekte Bambusmalerei existieren besondere Lehrbücher, und beim *cha no yu* wurden *makimono* studiert, darin die verschiedenen Bambusarten in Naturfarbe vorgeführt waren. Nicht unerwähnt darf bleiben, dass die Liebe zum Bambus sogar zu dessen Imitation in Holz, Papiermaché und Lack getrieben hat. Mit dieser Kunst ist unzertrennbar verbunden der Name ihres grössten Meisters *Hashi-ichi* (✠ Tokyo 1871), der darin eine solche Vollendung erreichte, dass es auch Kennern oft schwer wurde zu sagen, ob sie Bambus oder etwas anderes vor sich hatten.

Dass auch in allerlei Literatur der Bambus vielfach beschrieben und besungen wurde, kann nach all dem Gesagten nicht überraschen, ich habe einige bezügliche Poesien und Sprichwörter gesammelt, bin aber noch nicht in der Lage, deren Uebersetzungen mitteilen zu können. Ebenso selbstverständlich muss es erscheinen, dass *Take* (und Zusammensetzungen davon) in Japan ein beliebter Geschlechts- und Personenname ist. Als *myōji* sind mir bis dato ca. 30 Namen bekannt,‡ und als männliche *namai* ca. 20.§

Auffällig erscheint, dass für weibliche *namai* bloss *O take*

---

* *Minamoto Yoshitsune's sasa rindo mon* (Bambus und Gentian-Wappen).

† Im *Gosho* und im *Nishi Rikiu* sowie im *Sho ren* Tempel in Kyōto, ebenso im Tempel zu *Nikko*, sind derartige *Karakami* und *Sugi do* mit sehr schönen Malereien.

‡ *Take da, take mura, take ishi, take tsuka, take shiba* (u. s. w.)

§ *Take jiro, Take saburo, take goro, take matsu.* u. s. w.

san, ohne Zusammensetzungen gebräuchlich ist. Allerdings fand ich auch den Namen *Takeko* (die Tochter des Generals Prinz Kitashirakawa heisst z. B. so), aber man sagt mir, dass das als ein blosser Kosename, etwa wie Aennchen, Gretchen zu verstehen sei.

Geisha heissen oft *Take dayu*,* *Ko Take*, *Take ji*, solche Benennungen sind aber mehr als „nom de guerre" zu betrachten, ebenso wie „*Chiku ro*" für Künstler. Auch als Hausname† figuriert Bambus nicht selten, sodann für Tanzhäuser, *yose* oder *sekite*.‡

Gewisse Meeresmuscheln und Korallenarten werden ihrer Form entsprechend *take no ko*, *nedake*, *umi dake*, *chiku rai* genannt.

Die Prunk- und Prachtliebe der zahlreichen grossen und kleinen Fürsten des früheren Japans, namentlich unter den *Tokugawa Shoguns*, war ein mächtiger Stimulus für die Kunstentwicklung auf allen Gebieten. Das Verschwinden der Daimyo und Samurai in Folge der Restauration von 1866 bedeutete den Rückgang, für einzelne Zweige sogar den Untergang der altjapanischen Kunstgewerbe. Die jetzige europäisch prosaische Staatseinrichtung vermag in nationalem Sinn keinen neuen Impuls zu geben, und mit der Vorliebe zu allem Fremdländischen ist der Kunstsinn beim japanischen Volke im allgemeinen im Rückgang begriffen; denn als solchen muss man es doch bezeichnen, wenn wirklich schöne Kunstgegenstände verkauft werden, um durch Importartikel, die oft zum Geringsten gehören, was der europäische Markt bieten kann, ersetzt zu werden. Das Gleiche gilt für allgemeine Gebrauchsgegenstände; für diese tritt allerdings die Preisfrage in den Vordergrund; immerhin werden die form- und farbenschönen Porzellane, die gediegenen, Kupferzinnguss- und Messinggegenstände durch geringe Gläser und Flaschen, grobe Blech- und Eisengeschirre verdrängt; schlechte Oelfarbendruckbilder und andere Dutzendware jeder Art haben sich den Beifall des japanischen Volkes erobert, denn so feinfühlig der Japaner über seine vaterländischen Kunsterzeugnisse zu urteilen vermag, so verständnislos steht er gewöhn-

* nicht nur *Geisha*, sondern überhaupt Vortragende auf gewissen Instrumenten,— es können auch Männer sein.

† *Yadoya*: *chiku yo*
„ *an*
„ *rin*
„ *seki*

‡ *Marutake* *tomi take* *man take*

lich fremden Produkten gegenüber. Alles dieses in Betracht gezogen, ist es nicht zu verwundern, dass der japanische Künstler mehr und mehr auf eine eigene Meisterschaft im altjapanischen Sinne verzichtet und sich mit einer Art Gesellentum begnügt, das seine eminente Kunstfertigkeit den Wünschen und Ansprüchen der fremden Märkte unterordnet zum grossen Bedauern aller Kunstfreunde. Auch die Bambusfrage hat darunter gelitten. Wohl sind eine Menge neuer Exportartikel entstanden, aber diese Fabrikwaare, die in erster Linie den Ansprüchen der Billigkeit genügen muss, hat nichts gemein mit den sauber und graziös gearbeiteten altjapanischen Bambusgegenständen, die gar nicht zu verraten scheinen, mit welch technischen Schwierigkeiten die Bearbeitung dieses merkwürdigen Holzes verbunden ist. Einzig in den Geflechtarbeiten ist vielleicht ein Fortschritt, zum mindesten kein Rückschritt zu konstatieren. Auch als Kunst- und Dekorationsmotiv tritt Bambus in den heutigen Exportwaren vielfach hervor, aber meist schablonenmässig und überladen, weit entfernt von dem ursprünglichen frischen Reiz der Tsuba- und Schwertornamente.

III.

NEUE VERWENDUNGEN DES BAMBUS. — EXPORT.

Die heutigen Erzeugnisse in Bambusartikeln für Export haben nichts gemein mit den Bedürfnissen eines altjapanischen Haushalts. Es wäre ganz unrichtig zu glauben, die Japaner brauchten für sich solche Gegenstände, wie sie heute die europäischen und amerikanischen Märkte überschwemmen. Einzelne Formen, Geflechtsarten, verschiedene Gegenstände sind selbstverständlich altjapanische Ueberlieferungen, auf die neuen Bedürfnisse umgeändert; auch findet man hie und da solch neue Produkte bei Japanern; das widerlegt aber obige Behauptung durchaus nicht. Das heutige Japan ist eben eine Verquickung beidseitiger Sitten und Gebräuche. Dagegen verdient hervorgehoben zu werden, dass die japanische Bambusindustrie beneidenswert schnell die möglichen Verwendungen ihrer Arbeiten für fremde Bedürfnisse erkannt und ergriffen und sich heute bereits einen grossen und konkurenzfähigen Export nach allen Ländern der Welt gesichert hat.

Der Hauptsitz dieser Bambusindustrie ist in *Arima* bei Kobe und in *Shizuoka*, sodann weniger bedeutend in *Yokohama*, *Odawara* u. s. w. Diese Exportartikel sind: Schirm- und Spazierstöcke aus Rohren und Wurzeln, Etagèren, Staffeleien, Bilderrahmen, Wandschirme, Schirmständer, Stühle und Bänke, Tische und Buffet, Blumengestelle und Notenpulte, Papiermesser, Falzbeine, Fächer, Serviettenringe, Teller, Platten, Vasen, Schachteln, Büchsen, Laternen, Fidibusse, Zigarrenspitzen, Schuhlöffel, Lampengläserputzer, Bürstenholz, Zündhölzchen, Füllspähne in Matratzen und Kissen, Glühdrähte in elektrischen Lampen und an *Korbwaren* namentlich die Geflechtsüberzüge auf Holz- Porzellan- und Glaswaren, sodann Handkörbe, Blumenkörbe, Papier-, Arbeits-, Faden-, und Besteckkörbe, Pfeffergestelle und Brotkörbchen, Zeitungshalter, Photographierahmen, Blatt- und Faltfächer, Picnickörbe, Arbeitstischchen.

Anno 1891 war der Exportwert von:

		Bambus.		Bambus Waren.
	Yen.	155,000	*Yen.*	226,000
„ 1895 dagegen	„	283,000	„	417,000,

hat sich also innerhalb der letzten 5 Jahre beinahe verdoppelt und ist allem Anschein nach immer noch im Wachsen begriffen. An diesem Export ist Kobe mit rund 90%, alle übrigen Häfen zusammen mit 10% beteiligt.*

SCHLUSS.

Wer die Frage der *Verwendung und Verwertung des Bambus* in Japan erschöpfend beantworten will, der muss schon im Dunkel der Göttergeschichte zu suchen anfangen und darf nicht übersehen, dass die Attribute des *Yebisu*, heute noch eines der beliebtesten Glücksgötter, *Angelrute und Fischkorb aus Bambus* sind.

Er muss von den *Mikados* abwärts, die Jahrhunderte lang hinter Bambusvorhängen den Blicken ihrer Untertanen verborgen

			Bambus.		Bambus Waren.
* Export	1891	Yen	155323	Yen	225669
„	1892	„	118614	„	228433
„	1893	„	129737	„	258235
„	1894	„	188964	„	298246
„	1895	„	283138	„	417094

blieben, den Haushalt und die Berufsbedürfnisse aller Klassen und Stände durchforschen und darf erst anhalten am Grabe des letzten Bettlers, darauf er immer noch eine *hana tsutsu* mit einem *Shikimi**-Zweig darin findet.

Er wird zu dem Schlusse kommen, dass es im Osten andere Länder geben mag, wo der Bambus noch üppiger auftritt als in Japan, aber dass wohl kein anderes Volk die wunderbaren Eigenschaften dieser merkwürdigen Pflanze mit so viel Findigkeit auszubeuten gewusst hat wie die *Japaner*.

---

* Illicium religiosum.

FORSTLICHE REISEEINDRÜCKE IN JAPAN.

Von

Dr. K. HEFELE,

Kgl. Bayr. FORSTMEISTER.

Deutsches Blut ist unstät Blut,
Findst es wohl auf allen Wegen.
Wanderlust und Heimweh sind
Immerdar darin gelegen! — —

Diese Worte eines deutschen Dichters finden die lebende Bestätigung in uns, die wir hier auf einem Punkte der Erde uns versammeln, der uns fast zu Antipoden unserer Heimat macht. Beruf, Schicksalslaune und Sehnsucht nach der weiten, unendlichen Welt mit ihren Herrlichkeiten sind die Ursachen unseres Fernseins vom alten Vaterlande, das uns in um so lichterem Glanze erscheint, je mehr der goldene Schimmer verblasst, mit dem unsere Phantasie, namentlich in jüngeren Jahren, das Fremde zu umkleiden pflegt, und je mehr wir hier an der grossen Verkehrsstrasse der Welt, am Meere, den wachsenden wirtschaftlichen und politischen Aufschwung Deutschlands zu verfolgen vermögen.

Der Wechsel der bei der Reise von Europa hierher sich darbietenden Bilder von Landschaften und Menschen ist naturgemäss ein kaleidoskopartiger. Ueber die Schweiz und den St. Gotthard, auf dem Wunderwerke der Ingenieurkunst, der Gotthardbahn, nach dem sonnigen Italien, vorbei am rauchenden Aetna, durch Scylla und Charybdis und die Strasse von Messina nach dem wüstenumsäumten roten Meere—Schnee, Eis, Gletscher, sonnige Matten und glühende Wüsten in unmittelbarer Folge, sie sind fürwahr hinreichend, im Vereine mit der tropischen Pracht Indiens, die uns nunmehr entgegentritt, unauslöschliche Eindrücke zu hinterlassen.

Welch ungeheuerer Formen- und Artenreichtum in der Heimat kaum gekannter oder oft nur in dürftigen Treibhausexemplaren gesehener Pflanzen! Und doch — mag es nun in der

Fremdartigkeit an sich, unterstützt von klimatischen Verhältnissen und dem Anblick der dunklen Menschenrassen oder in der ungewohnten Wirkung des Lebhaften, Grellen, ja Absurden, das unsere Wege kreuzt, seinen Grund haben — die tropische Flora ermüdet, sie lässt uns in kurzer Zeit nach anfänglicher Begeisterung erkalten, und wer an des Nordens einfacheres Artenbild sich unter Palmen und Bananen erinnert, der wird die Bestätigung des alten Satzes empfinden, dass Bescheidenheit eine unverwelkliche Zier sei, und dass Uebermass abstumpft—sei es auch ein Uebermass des Schönen.

Der Forstmann nun, der zuerst sich den Gestaden dieses Landes nähert, bei Nagasaki, ist anfänglich enttäuscht; er vermisst die Bewaldung der in grotesken vulkanischen Formen sich präsentierenden Berge, und was schliesslich als Weide und grüne Matte mit einer gewissen Beruhigung und mit einigem Kopfschütteln über die grosse Ausdehnung hingenommen wird, entpuppt sich endlich als eine ihm ganz neue Form der Bodendeckung durch Pflanzen, die *Hara*, jenes Totenfeld vergangener Wälder, das ihn auf allen Streifzügen in Japan begleiten wird, soweit menschliche Wohnungen sich finden.

Die *Hara*, nur Japan eigentümlich und durch die besonderen Verhältnisse der Landeskultur hervorgerufen, soll in der Hauptsache durch ihren Graswuchs den aus dem Fehlen von Viehzucht erklärlichen Mangel an Düngstoffen für den Reisbau ersetzen. Sie liefert in ihrer grossen Ausdehnung, verschwenderischen Nutzung und dem successiven Rückgange ihrer Bodenkraft ein beredtes Zeugnis, dass der wirtschaftliche Dualismus von Land- und Forstwirtschaft in Japan eine sehr einseitige Lastenverteilung vornimmt, indem sich Schwester Landwirtschaft von Schwester Forstwirtschaft zum grossen Teile erhalten lässt, unbekümmert um das allmählige Siechtum der letzteren.

Diese Wahrnehmung, welche, wie gesagt, auf allen Touren in Japan immer wieder gemacht wird, zwingt meines Erachtens ernstlich, sobald es nur angängig ist, von solcher Art der Bodenbenutzung zurückzukommen.

Diese *Hara*, nach Rein* die Wohnstätte jenes überaus bunten und hochinteressanten Gemisches von Pflanzentypen, an denen Japan so reich ist und zwischen welchen Kräuter, Halbsträucher und einige zur Krüppelform degenerierte Holzgewächse, besonders Eichenarten, allenthalben vorkommen, wird aber ausserdem dem

* Japan, Bd. I. S. 163.

Walde, namentlich dem Staatswalde, noch direkt schädlich durch das sorglose jährliche Brennen, dem bei dem Mangel genügender Kontrolle und Aufsicht ansehnliche Flächen der angrenzenden Bestände zum Opfer fallen, namentlich wenn dieselben aus Nadelholz zusammengesetzt sind.

Die Statistik über diesen Punkt hat ihre wunden Seiten, doch wird, wenn man die solcherweise angerichtete Vernichtung pro Jahr auf ca 1000 ha berechnet, dieser Ansatz recht bescheiden gegriffen sein. Die Gesamtfläche an *Hara* ist mit 3 Mill. ha ebenfalls kaum auch nur annähernd dem Mittel entsprechend, in Wirklichkeit wohl bedeutend grösser. —

Der Wald selbst nun, der in erster Linie unser Interesse beansprucht, ist in Japan mit recht erheblichen Flächenquoten vertreten. So beziffert der Wald von

1) Alt-Japan an

Staatswald	Kronwald	Privatwald	Summa
7,6 Mill.	1,436 Mill. (Hondo)	(6,39 Mill. Hondo)	
9,04 Mill. ha		7,48 Mill. ha	= 16,52 Mill. ha

2) Hokkaido

Staatswald	Kronwald	Privatwald	Summa
5,53 Mill.	0,63 Mill.		
6,16 Mill. ha		7000 ha	= 6,16 Mill. ha

3) Riukiu und Formosa hinzu genommen:

Staatswald	Kronwald	Privatwald	Summa
13,81	2,07		
15,88 Mill. ha		7,49 Mill. ha	= 23,37 Mill. ha,

das sind nicht weniger als 59,2% der Landesfläche in Alt-Japan, in Hokkaido 65,2% und auf Riukiu bezw. Formosa 71—74%: ganz Japan 56,4% der Landesfläche. Auf den Kopf der Bevölkerung treffen in Alt-Japan 0,389 ha, in Hokkaido 10,12 ha und im ganzen Japan incl. Formosa und Riukiu 0,502 ha Wald.

Ziehen wir einmal die Verhältnisse von Deutschland zum Vergleiche heran, so finden wir überhaupt bloss 13,9 Mill. ha Gesamtwaldfläche, welche 25,7% der Landesfläche ausmachen. Staats- und Privatwald in Japan verhalten sich wie 2 : 1; in Deutschland ist der Staatswald dem Privatwald wie 1 : 2 gegenüberstehend, und auf den Kopf der Bevölkerung Deutschlands entfallen 0,307 ha Waldfläche.

Ich bringe Ihnen diese Zahlen nur zu einem ungefähren Vergleichsmassstabe an bekannteren Verhältnissen der Heimat; wir werden noch im nachfolgenden erkennen, wie verschieden die nur 4,5 Millionen betragenden deutschen Staatswaldungen rentieren gegenüber dem über das Dreifache der Fläche nach beziffernden japanischen Staatswald und welche Folgerungen daraus zu ziehen wären.

Es untersteht in Japan ein ganz enormes Areal (15,21 Mill. ha) der Verwaltung des Staates (13 Mill.) und der Krone (2 Mill.), ein Tatbestand, der meines Erachtens wohl wert ist, zum Nachdenken über den dermalen wenig befriedigenden Zustand der Rente und des Kapitales zu veranlassen.

Warum Alt-Japan noch so eine bedeutende Bewaldungsziffer aufweist, hängt innig zusammen mit der Entwicklung seiner Naturalwirtschaft. Der fast ausschliessliche Betrieb der Reiskultur, überkommen von China, hat zur Folge, dass nur solches Land urbar gemacht wurde, in dem Wasser ausgiebigst vorhanden war und dessen klimatische Verhältnisse, insbesondere grössere Wärme, es hiezu geeignet erscheinen liessen. Das sind selbstverständlich die Niederungen der Flussmündungen und die Ebenen in warmer Lage. Ganz richtig bemerkt eine lesenswerte japanische Schrift* von Dr. Ota Inazo Nitobe, dass *darin* der Grund gesucht werden müsse, weshalb die Extension des Ackerbaues seit alters eine verhältnismässig so geringe war und sich weniger gegen Norden und das Innere des Landes erstreckte; dementsprechend ist auch ein grösseres Areal dem Walde überlassen, als ihm sonst bei anderer Ackerwirtschaft wohl heute noch verblieben wäre.

Das Fehlen einer Viehzucht führte mangels anderer Düngerquellen als menschlicher Fäkalien zur Konzentration der bäuerlichen Bevölkerung um die Städte in den Ebenen und Flussmündungen und wirkte der Urbarmachung entlegeneren Landes natürlich entgegen; unterstützt in diesem allgemein kulturfeindlichen Bestreben wird der dermalige Zustand noch durch die geringe Aufschliessung des Landes, die aber hinwiederum in den oben erwähnten eigenartigen Verhältnissen ihre Erklärung findet.

Innerhalb der Interessensphäre des Reisbaues ist der Wald im grossen ganzen neben einer unvollkommenen Befriedigung

* Ueber den japanischen Grundbesitz, dessen Verteilung und landwirtschaftliche Verwertung. (Inauguraldissertation, Halle a. S. 1890).

der Nutz- und Brennholznachfrage wohl mehr und mehr zur Düngerquelle der Reiskultur oder zur Form der „*Hara*“ herabgesunken, und diese Gründlichkeit der Aenderung seiner inneren Verfassung ist nicht ohne Folgen für die Allgemeinheit geblieben; es würde sonst unerfindlich sein, warum trotz noch vorhandener starker Bewaldungsziffer im Inneren kaum ein anderes Land solch hohe Schadenbeträge, verursacht durch Hochwasser, aufzuweisen vermag.

Nach einer mir von befreundeter Seite gewordenen Mitteilung belaufen sich die jährlichen Verluste durch Hochwasser auf ca 10 Millionen *Yen*, vermögen aber beträchtlich nach oben hin abzuweichen, wie das Jahr 1895 beweist, in dem der ganze Einnahmeetat des japanischen Staates zu 187 Mill. *Yen* fast völlig sich mit dem entstandenen Wasserschaden verglich. Die Zahl der überschwemmten Dörfer und Ansiedelungen bezifferte damals nicht weniger als 20981, und etwa 0,785 Mill. ha Land (Acker) waren verwüstet worden.

Solche Ziffern geben zu denken! —

Durch ganz Hondo zieht sich nun, einem Rückgrat vergleichbar und gebunden an die zentralen Gebirgsketten, der Hauptwald. Eines der interessantesten Gebiete in demselben, das ich herausgreife, ist der Kiso, ein massig formierter Komplex im Oberlaufe des Kisogawa, nordöstlich von Gifu, so recht im Mittelpunkte des ganzen Landes gelegen. Ich widme diesem Walde eine etwas eingehendere Besprechung, nicht bloss aus dem Grunde, weil ich denselben durch Bereisung genau kennen lernte, sondern auch um deswillen, weil ausgeprägte Charakteristika grossen Massstabes am besten ein Urteil über den Stand der Waldwirtschaft eines Landes zulassen. Wohl hat die gewandte Feder meines Vorgängers Dr. E. Grasmann diesem Juwel mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ein begeistertes Erinnerungsblatt* gewidmet, so dass ich hinsichtlich näherer Informationen, welche den Rahmen dieses Vortrages natürlich zu sehr überschreiten würden, auf diesen in den Mitteilungen der Deutschen Ostasiatischen Gesellschaft veröffentlichten Essay verweisen kann.

Dem Forstmann ist dieses Stück Natur gleich einem Wallfahrtsorte. Schon der Zugang zu diesen Forsten mittels einer Kurumafahrt von etwa 10 Stunden ab Tayimi auf ständig steigendem, welligem und plateauartig ausgeformtem Terrain

* Forstliche Exkursion in die Kisowaldungen, Provinz Shinano. Mitth. Bd. V. S. 249.

bietet eine Fülle von Beweisen für die Nachteile der schonungslosen Ausnützung des vorhandenen, kleinflächigen Waldes, meist Privat- und Gemeindewaldes, und der *Hara*, soweit überhaupt der hier stark vertretene Reisbau noch das Vorkommen dieser parzellierten, in niedrigen Umtrieben bewirtschafteten oder ganz der *Hara* preisgegebenen Waldorte zugelassen hat.

Ueberall, wo grössere Neigungen des Terrains vorhanden sind, ja stellenweise schon auf sanft geneigten Hängen, verraten weisse und rote Bodenflecke von ferne die Löcher im Pflanzenkleide der Natur, in denen das so reichlich in Japan niederströmende meteorische Wasser (2900 $^m/_m$ pro Jahr z. B. in Agematsu) einen praktikablen Spielball seiner kulturfeindlichen Launen erblickt. Das vermag für die Regulierung der Wasserverhältnisse einer Gegend von sehr weitgehendem Einfluss zu sein, denn vom Wasserriss zum Wildbach ist oft nur ein kurzer Schritt.

Wenn steile Ausformung der Gebirge etwa noch zusammentrifft mit weitgehender Umwandlung ihrer Oberfläche in *Hara* oder schlechtweg *Oedland*, so ist ein rascher Abfluss meteorischen Wassers ausserordentlich leicht, und daher die Erscheinung des oft rapiden Anschwellens von Bächen und Flüssen mit den unausbleiblich folgenden Wasserkatastrophen. Die grosse Schuttführung aller solchen Wildbäche oder Wildflüsse, wie man das z. B. am Tenriugawa, Oigawa etc. auf der Fahrt von Yokohama nach Kobe so gut beobachten kann, rührt davon her, dass die innere Grundstruktur der Berge Japans (Granit etc.) sehr häufig mit hohen Schichten alten Schiefers überdeckt ist, welche bei dem starken Grade ihrer Verwitterung dem Angriff des Wassers nur geringen Widerstand leisten.

Es sind der Stellen nicht wenige auf diesem vom Walde entblössten Boden, wo der Angriff des Wassers erfolgt, und auf meinen Wanderungen sah ich manches Bild der Terrainzerstörung, das deutlich genug die Folgen einer unterschätzten Bedeutung des Waldes demonstrierte.

Wir würden aber noch ganz andere Bilder der Verwüstung und Verödung in Japan erhalten, wenn nicht die geradezu beispiellose Regenerationskraft dieses unergründlich fruchtbaren Bodens beinahe den Arm des Verwüsters zu lähmen vermöchte.

Wo aber als letzter Streiter im Kampfe die Akamatsu (Rotkiefer) in krüppeliger Form ihre melancholischen Aeste über dem Grabe der einst so üppigen Waldvegetation ausbreitet, da haben wir ein sichtbares Warnungssignal des der Verschlechterung

und schliesslich dem Untergange geweihten Bodens, und man muss tatsächlich Forstmann sein, um die unendliche Verwahrlosung mancher Plätze voll zu erkennen.

Folgen Sie mir im Geiste weiter auf dem Wege zum Herzen des Kiso. Schaut man endlich nach zweitägiger Wanderschaft von der Höhe des Magome-Passes, nachdem man die Zone des wirtschaftlichen Kampfes zwischen Wald und Reiskultur durchmessen hat, in diese entzückende Kisolandschaft mit ihrem dunklen, dichten Waldkleide aus Nadelholzforsten und ihren Gebirgsketten, ihren schmalen, von Wildwassern durchflossenen Tälern, so erinnert man sich beinahe unwillkürlich an die Gebirge der Heimat. Man heisst sie auch nicht mit Unrecht die „Japanischen Alpen". Zwar fehlen die grossartigen und massigen Züge des Berglandes in Südbayern, Tirol oder gar der Schweiz, aber die grössere Einheitlichkeit sticht wohltuend ab von der etwas flatterigen, uns an Kinderbaukästen erinnernden Zierlichkeit der gewohnten japanischen Landschaft, welche in der Regel auf engem Raum alles in allem gibt.

Was dieses etwa 350.000 ha umfassende Waldgebiet, den Kiso, unserem deutschen Schwarzwalde oder dem Harze so ähnlich macht, das sind die mit einigen Ausnahmen wie Komagatake und Ontake etc. nicht gerade bedeutend zu nennenden relativen Erhebungen, und andererseits ist es das Fehlen der zackigen, vegetationslosen Schroffen und Wände, wie sie unsere Kalk- oder die Zentralalpen auszeichnen.

Ein Alpenglühen, wie es die Heimat so wundervoll aufzuweisen hat, ist hier deshalb Unmöglichkeit—und doch, es müsste einen grandiosen Anblick gewähren, wenn man sich diese bizarre Vulkanlandschaft, gekrönt von starren Felswänden, mit einem solchen Feuerzauber bei untergehender Sonne denkt.

Wir Deutsche speziell fühlen uns von den gehäuften Waldmassen mehr angezogen, da sie stimmungsvoller sind und der ernsteren deutschen Natur besser entsprechen.

Es ist unmöglich, Ihnen die Ergebnisse meiner wochenlangen Durchforschung dieser Gegend ausführlich mitzuteilen, aber so viel muss gesagt werden, dass hier ein eigenartiges Stück Natur mit hohem reellem Wert dem Lande beschieden ist. Voraussichtlich ist die neue Kisobahn, eine Verbindung zwischen dem westlich von Tokio liegenden Kofu und Nagoya, in der Hauptsache die alte Mittellandstrasse, den Nakasendo, entlang führend, bestimmt, breiteren Schichten der Bevölkerung dieses wunderbare

Bergland zu erschliessen; ich wenigstens wüsste mir geradezu keine schönere Sommerfrische zur heissen Jahreszeit als den Aufenthalt in einem der kleinen Bergdörfer entlang dem Hauptflusse des Kiso. Lohnende romantische Partieen finden sich hauptsächlich in den Seitenschluchten der wildbachartigen Zuflüsse des Kiso.

Fünf Hauptholzarten sind es, die den Schatz der Kisoforste ausmachen.

Hinoki	(Cham. obtusa)
Sawara	(„ pisifera)
Asunaro	(Thujopsis dolabrata)
Nedjuko	(„ japonica)
Koyamaki	(Sciadopitys verticillata),

gleich wertvoll durch ihr vorzügliches Schaftwachstum wie durch die technischen Eigenschaften ihres Holzes.

Wer aber die Regelmässigkeit und scharfe Altersabgrenzung deutscher Waldungen hier suchen wollte, würde alsbald die Segel streichen müssen, denn es ist bei der Form der früheren Nutzung (eine ziellose Art des Plenterbetriebes) zur Zeit unmöglich, zu unterscheiden, was die Natur in langen Zeiträumen aus sich selbst schuf, und welche Züge die Menschenhand dieser Natur aufzudrücken versucht hat.

Nur das steht unumstösslich fest, in allen oberen und abgelegenen Teilen der Berghänge ist das Urbild ungetrübt, denn die mangelhaften Verkehrs- und Aufschliessungsverhältnisse hinderten sicher ehedem ebenso wie jetzt die grössere Nutzbarmachung.

Der japanische Staat versuchte dem allgemeinen Gesetze, dass politische (wirtschaftliche) Umwälzungen immer dem Walde an den Leib gehen, wie Riehl so treffend bemerkt, eine weitere Bestätigung 1876 hinzuzufügen, indem dieser nach Hunderten von Millionen zu bewertende Wald, „der Kiso", um 40.000 *Yen* verkauft werden sollte. Das sind pro ha 24 Pfennig.

Glücklicherweise ist durch den Uebergang an die Krone (Krondomäne) seit 1882 für immer solchen Finanzoperationen der Boden entzogen. Wo man aber, an Wasserläufen zum Beispiel, mit dem Hiebe hingelangen kann, da ward und wird noch mit anerkennenswerter Gründlichkeit in den Holzvorräten, allerdings sehr oft unter gänzlicher Ausserachtlassung der einfachsten Gedanken über die Zukunft, aufgeräumt.

Die Erbauung der Kisobahn durchs Herz dieses Waldes hätte, so sollte man meinen, zum intensivsten Meinungsaustausche und zur festen Kooperation zwischen Verkehrsbehörde und Forstverwaltung in beiderseitigem Interesse Veranlassung geben müssen. Ich konnte aber weder erfahren noch bemerken, dass man im Anschluss an diese Lebensader des grossen Verkehres die *planmässige* Anschliessung von Waldwegen und kleinen Waldbahnen in grossen Zügen bestimmt hätte und nun energisch vorginge, so dass bei fertiger Bahn auch der Wald seinen Mann in finanzieller Beziehung stellen kann. Was man sieht, sind unzusammenhängende Versuche zum Fortschritt, deren Erfolg aus Mangel an Planmässigkeit auch nur ein teilweiser sein kann.

Die Divergenz der Ressorts im japanischen Staate ist kaum besser gekennzeichnet als durch das isolierte Vorgehen auf jeder Seite, wo doch im Interesse der Zukunft eine Aussprache über mehr als einen Punkt nötig gewesen wäre und wahrscheinlich Bahntrace wie Waldaufschliessungswege etc. stark beeinflusst haben möchte.

Dass die Nutzung aller grossen Waldmassen, welche sich, dank ihrer Abgelegenheit, in Japan bis heute erhalten haben, also wie hier des *Kiso*-oder des *Utsimape*-Staatswaldes bei Aomori und der Waldungen Hokkaidos, grosse Schwierigkeiten involviert, wird niemand leugnen, aber es ist ebenso sicher, dass man die kostbaren Vorräte vergangener Zeit nur dann richtig und ohne übergrosse Verluste liquidieren kann, wenn man sich die durch die ganze Welt geltenden elementaren Grundsätze der Forstpolitik zur Richtschnur macht.

Die Schaffung der nötigen Verkehrsmittel ist hier die Grundbedingung, denn der Gedanke: „dass man eben keine Wege dorthin bauen will, weil das Holz keinen Wert hat", ist grundfalsch. „*Das Holz hat keinen Wert, weil keine Möglichkeit der Bringung ist.*"

Mit der Aufschliessung muss auch die Nutzung zwar intensiv, aber im Sinne der Nachhaltigkeit nach bestimmten Regeln, garantiert sein. Auch die Nachwelt hat ein Recht auf Wald und zwar ein umso begründeteres, weil man sich nicht mehr mit Unkenntnis der Grundlagen der Waldwirtschaft und der Bedeutung des Waldes zu entschuldigen vermag.

Ein Nationalgut ist dem gegenwärtigen Geschlechte zum Gebrauche, nicht zur Vernichtung oder Verschlechterung gegeben. Die grossen Kahlhiebe in Japan in solchen Walddistrikten, welche

durch Wasserläufe, wie die Natur sie bietet, zur Not eine entsetzlich extensive, verschwenderische Ausbeute zur Zeit zulassen, sind nach mehr als einer Seite hin bedenklich. Die unökonomische und schlechte Nutzung möchte noch hingehen, da sie die historische Tradition und den Mangel einer einsichtsvollen raschen Abhilfe als Entschuldigungsgründe anführen kann; aber die Schaffung von gleichartigen und gleich alten Beständen durch Pflanzungen auf solch grossen Flächen in unmittelbarer Aneinanderreihung erreicht keineswegs den beabsichtigten Zweck der Gewissensberuhigung über das Vorgehen im Walde.

Gleichalterige und gleichartige Bestände von 1000 und mehr ha aus Nadelholz gehören später zu den schwierigsten Problemen der Nutzung, wenn sie über den Gefahren, denen sie mehr als andere ausgesetzt sind, endlich die Zeit der Reife und Haubarkeit erlangt haben.

Möchten die einheimischen Forstleute diesen Punkt in Zukunft mehr berücksichtigen und konsequenter Weise darnach verfahren!

Die Gewinnung eines Ertrages, unbekümmert, ob die Rente auch wirklich den Namen einer solchen verdient, kann vielfach wahrgenommen werden; sonst bliebe es unverständlich, was die Devastationshiebe im Kronforstwalde auf einer Seite des Fuji zur Speisung der Papierfabriken in Omiya bezwecken sollen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Gewinnung des Holzes nicht vom Eigentümer des Waldes, sondern vom Käufer, von der Fabrik, durch ihre Leute und nach ihren Ansichten von Forstnutzung *ad libitum* betrieben wird. Die „Rückstände“ sind denn auch derart, dass die Räumung dieser Wüste zum Zwecke der Neukultur einmal wohl den ganzen unbedeutenden Geldertrag verschlingen wird.

Man fragt sich angesichts dieser und so mancher anderen Erscheinungsform der Waldnutzung, die mir aufstiess, wirklich, was man mehr bewundern soll: den Humor der Subsumierung solcher Tätigkeit unter den Titel „Wirtschaft“ oder, um einen Bismarckschen Ausdruck zu gebrauchen, die enorme „Wurschtigkeit“ in der Verantwortung gegenüber den später folgenden Zeiten und der Nachwelt.

Zwischen und unter den mit allen Altersklassen vertretenen herrschenden Baumholzarten im japanischen Walde drängt sich nun jenes Gemisch von blattwechselnden Eichen, Kastanien und den unzähligen Straucharten neben dem Bambus empor, das

den japanischen Wäldern ihre Eigenart aufdrückt. Sie kommt im Kiso vielleicht weniger zum Vorschein; aber namentlich in den wärmeren, tiefergelegenen Zonen, im Laubwald, kann man diese ungemein hohe Artenzahl bewundern. Japan kennt beispielsweise nicht weniger als 18 Eichen, 36 Nadelhölzer und an 600 verschiedene baumartige Sträucher neben 34 Bambusen.

Wir können uns diesen Individuenreichtum leicht erklären, wenn wir bedenken, dass, Formosa eingerechnet, alle Vegetationszonen von der subaequatorialen bis zur polaren, von den Ficus-Arten nahe dem Aequator bis zur Kriechzürbel auf den Kurilen, vertreten sind und Japan bei dem Fehlen einer Eiszeit jene Verluste an Artenreichthum nicht zu verzeichnen hatte wie Europa nach dieser Entwicklungsphase unserer Erde. Ja, ich erblicke indirekt einen Beweis für die oft aufgestellte und bis jetzt nicht widerlegte Behauptung vom *Mangel* einer *Eiszeit* darin.

Bekanntlich ist die dermalige Vegetation unserer Erde ungefähr dieselbe wie unmittelbar nach der Eiszeit. Wie ganz anders in manchen Kontinenten die Pflanzenvegetation vor derselben gewesen sein müsse, bezeugt das Vorkommen von Palmenabdrücken in den Gesteinsschichten Grönlands und ähnliche Einschlüsse im Bernstein der Ostseeküste, also von Arten, welche heute nur mehr in aequatorialen Zonen angetroffen werden.

Als zur Eiszeit die Kältewelle mit ihrem alles erstarrenden Hauche von den Polen gegen den Aequator vorrückte, da waren in Amerika und Ostasien die Pflanzen bei dem parallellen Lauf der Gebirge mit der Bewegungsrichtung N — S. des Eisstromes im Vorteile; sie konnten nach dem wärmeren Süden ausweichen; im zentralen Europa aber beispielsweise stellten sich die Hauptmassive der Gebirge senkrecht zur fortschreitenden Vereisung, ja sie reichten dem von Norden anrückenden Eise durch ihre Gletscher gleichsam freundschaftlich die Hand, alles erdrückend und vernichtend, was zwischen sie geriet. Der Rückwanderung der Pflanzenspecies aus dem Süden nach der Eiszeit stellten sie sich durch ihre Streichrichtung nicht minder entgegen, und nur vom östlichen Teile Europas (Ungarn) war eine gewisse Rückeroberung des verlorenen Terrains den einfacheren und bescheideneren Species möglich, immerhin nur entsprechend den zum Kühleren veränderten klimatischen Verhältnissen.

In *Japan* hätte eine Eiszeit bei der schmalen Ausformung des Landes alles vernichtet, und die an sich schon schwierige

Rückwanderung der Arten wäre durch die die einzelnen Inseln trennenden Meere noch bedeutend erschwert worden, was in einfacheren Vegetationsbildern, als wir sie jetzt finden, sicher zum Ausdruck kommen würde. — —

Das Uebel der Zerstreutlage herrscht beim Staats- wie beim Kronwaldbesitz in Japan, doch bei ersterem mehr, da die in erster Linie in Betracht kommenden grösseren Komplexe von Wald wenigere sind als bei der Krone, an die ja auch die besten ehemaligen Staatswälder cessiert wurden. Doch hat der Staat Ersatz gefunden in Formosa und insbesondere in Hokkaido, in welch letzterem nahezu 6 Mill. ha geschlossenen Waldes der Behandlung harren.

Für den Zustand der Kronwaldungen ist die Staatsforstverwaltung insofern noch als verantwortlich zu betrachten, als dieselben bis 1882 ihrer Verwaltung unterstanden.

Was die Gemeinde- und Privatwaldungen in Japan anlangt, welche im Kiso meist die untersten Säume der Hänge gegen die Talwasser zu bekleiden, so kann von ihnen kaum etwas anderes behauptet werden, als was man überall im ganzen Lande wahrnimmt: *Unsinnige Ausnutzung und fehlende Kontrolle.* Beides führt zum Niedergang nach jeder Richtung hin. Ist die Zerstörung des kleinen Privatwaldbesitzes an sich vom allgemeinen sozialpolitischen Standpunkte aus bedenklich, so kann man doch wenig dagegen auftreten, solange nicht Schutzwald in Frage kommt.

Die Gemeindewaldungen befinden sich trotz aller möglichen Bestimmungen in einem geradezu kläglichen Zustande; auch das ist eine nicht auf den Kiso beschränkte, sondern gleichmässig über ganz Japan verbreitete Erscheinung. Das gute Beispiel, das eine geordnete Staatsforstverwaltung zu geben hätte, fehlt eben, und der Bevölkerung ist das Verständnis für den Wald und seine besondere Eigenart kaum zuzumuten.

Es ist bezeichnend, dass eine armselige kleine Holzwelle den hohen Preis von 4–5 sen in Tokio hat, und dass die Rente aus in 12–15 jährigem Umtriebe bewirtschafteten, in der Nähe der Städte gelegenen Waldungen eine hohe ist, wenn sie natürlich auch nur vorübergehend eintritt. Welche Aussichten hat hier das Holzgeschäft! — Sobald aus dem Inneren durch Aufschliessung von Verkehrswegen genügend stärkeres und gutes Holz in die Verbrauchszentren gelangt, fällt solcher Raubbau hoffentlich in sich zusammen.

Der teuere Preis von Holz in diesem holzreichen Lande

ist charakteristisch für die Unterbindung des Zuflusses aus den Gegenden des Ueberschusses. Die geringe Rente des meist weitab vom Verkehr liegenden Staats- oder Kronwaldes bildet das Gegenstück dazu.

Wer hier aber Wandel schaffen will, muss einen mächtigen Arm und finanzielle Mittel zur Verfügung haben; dem europäischen Berater wird diese Macht kaum gegeben, und die halbwegs verlustlose selbständige Entwicklung einer solchen grösseren Zukunftswirtschaft übersteigt, soweit ich urteilen kann, zweifellos die verfügbaren einheimischen Kräfte.

Dieses Gefühl des Unbehagens, das dem Kenner bei Betrachtung so vieler ungesunden Verhältnisse kommen muss, erhöht sich, wenn man bedenkt, dass Fehler in der Behandlung des Waldes in der Regel nicht sofort die prompte Reaktion auf „falsch" oder „richtig" geben, wie etwa bei den jährlichen Ernten der Landwirtschaft oder bei technischen Betrieben. Die mit 100 und mehr Jahren an Entwicklungszeitraum rechnende Forstwirtschaft ist vielmehr wie kein anderes Gebiet geeignet, namentlich der laienhaften Aussenwelt gegenüber einen Eingriff in die Substanz und einen Angriff der Fonds, mit denen sie arbeitet, zu verbergen, und ein glänzender Kassenabschluss bedeutet nicht immer eine hohe Rente und gesunden Zustand des Kapitals. Daher meines Erachtens die Notwendigkeit, in erster Linie westeuropäischen bewährten Grundsätzen verständig zu folgen.

Eine weitere dem Walde drohende Gefahr liegt in der oft skrupellosen Anwendung von falsch verstandenen europäischen Wirtschaftsformen. So z. B. geht man in einem der grössten dem Staate noch in Händen gebliebenen Staatsforste auf Hondo im Ussimape Walde bei Aomori damit um, die *natürliche* Verjüngung in grossem Maasstabe zur Durchführung zu bringen. Dass diese Wirtschaftsform aber in Europa den Abschluss der ganzen gereiften Erfahrung eines Jahrhunderts darstellt und zur Durchführung ein technisch hochgebildetes Personal verlangt, wird völlig übersehen.

Man vergesse nicht, dass die wenigen japanischen Forstleute der neuen Richtung, welche westliche Waldbilder gesehen haben, und die beim Universitätsstudium oder bei ein- bis zweijähriger Wanderschaft von Hochschule zu Hochschule sich die Theorie wenigstens zu eigen machten, dennoch niemals *praktisch* im Walde wirtschafteten, ganz abgesehen von den unteren Hilfsbeamten, denen bei der Ausführung ein wesentlicher Anteil

zufallen müsste. Es erscheint also in erster Linie notwendig, dem Unterrichte und der Ausbildung der jungen Forstleute *in praxi* den richtigen Weg vorzuzeigen; die dermaligen Verhältnisse in dieser Hinsicht sind nach jeder Richtung hin unzulänglich und ungesund.

Die Liquidierung einer Vergangenheit ist eben doch nicht ohne weiteres so leicht möglich auf dem Gebiete der Bodenproduktion wie auf anderen, und es soll kein Vorwurf deshalb erhoben werden. Eine richtige Forstwirtschaft existierte im Grunde in Japan nie; sie hat sich nicht historisch herausgebildet, und man mag füglich nur befürchten und bedauern, dass das Objekt, der Wald, erheblichen Schaden bei all den neueren Versuchen leiden wird, ehe die Einsicht Platz greift, dass europäische Kräfte, weil erfahrener, zur Bewältigung der eminent wichtigen Zukunftsgestaltung des japanischen Waldes, wenigstens einleitend und den Weg ebnend, nicht zu entbehren sind.

Die Finanzlage des Staates, dessen *eine* grosse, bis jetzt in jeder Richtung ungenügend entwickelte finanzielle Hilfsquelle der Wald sein könnte, fordert gebieterisch raschen Fortschritt, denn schon wartet eine neue Aufgabe des jungen Staatswesens: Formosa und Hokkaido. Namentlich in Hokkaido gilt es, von Anfang an zielbewusst ohne Irrwege den unschwer erkennbaren Pfad einer einfachen, extensiven Waldwirtschaft vorerst zu wandeln und dies schöne, an Wald, Kohle und Mineralien (Gold) so reiche Land zu dem zu machen, was es einst sein kann, zu einer Quelle des Wohlstandes seiner Bewohner.

Zur Zeit fehlt auch hier für den Wald und sonst wiederum der grosse Generalplan, die leitende Idee, deren konsequente Verfolgung nach vorausgegangener richtiger Fundierung die Früchte zeitigen *muss*, die man erwarten kann. An stossweiser Inangriffnahme aller möglichen Versuche ist ja die Geschichte kaum irgend einer anderen Kolonie reicher.

Folgen Sie mir im Geiste ins Innere dieser Insel. Vorbei an neuangelegten Reisfeldern und trockenem Ackerlande führt die Eisenbahn, welche von Mororan in nördlicher Richtung dem Haupttal des Ishikarigawa folgt, in die zentralen Landesteile. Alsbald bekommen wir ein anschauliches Bild der Kolonisation eines wenig bevölkerten Waldlandes, wie man es in gleicher Weise nur in Amerika sehen könnte.

Hier stehen die mächtigen Wurzelstöcke noch inmitten der grünenden Felder, die Zeugen einer einstigen Bestockung mit

Waldesriesen; dort überstellt ein feuergeschwärzter, abgestorbener Laubholzbestand die neue landwirtschaftliche Kultur zu seinen Füssen. Kleine Orte längs der Bahn wechseln mit den zerstreut liegenden einsamen, der Temperatur und dem Klima so wenig angepassten japanischen Häusern der Kolonisten, und dazwischen durchfährt man ausgedehnte reine Laubholzwaldungen, hochstämmig, ohne Unterwuchs; nur Grasvegetation füllt die lichten Zwischenräume der Baumstämme. Man kann sich anfänglich in diesen, an das Rheintal gemahnenden hochstämmigen Eichen-, Ulmen- und Eschenbeständen den Mangel an Unterstand nicht erklären, bis man auf den letzten Vorposten der Kultur, nachdem der Vernichtungskampf gegen den übermächtigen Wald immer rohere und krassere Form angenommen hat, des Rätsels Lösung findet: *das Feuer.*

Meilenweit in und an den Tälern, in denen die Kolonisation ihre Strasse zieht, ist der Nadelwald und der Unterwuchs an jungem Laubholz verschwunden, da beide dem Feuer nicht widerstehen können, wie dies die dickborkigen alten Laubholzbäume zu tun vermögen.

Wenn man auch weiss, dass der Wald da weichen muss, wo der Mensch den Boden für seine Ackerwirtschaft beansprucht, so begreift man doch schlechterdings nicht, warum das Anzünden des Bodenüberzuges im Frühjahr in den Waldungen in der Nähe der Farmen geduldet wird, dort wo es einem vernünftigen Zwecke nicht dient, denn der spärliche Reisbau braucht das wenigste des auf diese Weise in den lichten Beständen entstehenden Grases, und eine so unnütze Vernichtung von Werten hat mehr als eine bedenkliche Seite.

Keine Staatsaufsicht wehrt solchem Treiben, das sich nicht darum kümmert, wo die Grenzen des nutzlos in blinder Zerstörungswut entfachten Brandes sein werden; fast vermutet man, es solle auch hier das Beispiel des typischen Amerika nachgeahmt werden, das es fertig gebracht hat, (auch *ohne Nutzen!*) auf solchem Wege seine Waldgrenze um volle 10 Längengrade von Westen nach Osten zurückzudrängen.

Auch sonst finden sich natürlich viele Anklänge an die Ansiedelungsgeschichte Amerikas, und es muss als eine herzerquickende Stärkung betrachtet werden, wenn man sieht, wie wenigstens bei der Anlage von Städten, wie der zukünftigen Hauptstadt Asahikawa, die amerikanischen Muster in gutem Sinne zum Vorbild genommen wurden.

Breite Strassen bis 20 und mehr m Breite durchschneiden die lockerer als in Alt-Japan aneinandergereihten natürlich hölzernen Bauten, und wäre nicht der jeder Beschreibung spottende Zustand des Planums der Verkehrswege überall derselbe, man möchte sich behaglich fühlen. Unerfindlich aber bleibt, warum man in all den Städten und sogar auf den exponiertesten Vorposten der Kolonisation bei dem Ueberfluss an Holz nicht zu einem soliden, einfachen Blockbau des Hauses wie in den deutschen Alpen seine Zuflucht nimmt. Papier-Soji und zwei Meter Schnee im Winter sind anscheinend etwas unvereinbare Dinge; sie bekunden aber das zähe Festhalten der aus dem Süden gekommenen Bevölkerung. Der eingeborene Ainu greift zum dichten warmen Strohhause.

Im allgemeinen macht die Kolonisation in Hokkaido nur langsame Fortschritte und zwar meines Erachtens aus zwei Gründen. Nur die ärmste Bevölkerungsklasse ist zu bewegen, den dem Japaner unfreundlich scheinenden Norden aufzusuchen; anderseits liefert sie der Mangel an Barmitteln im Anfange trotz der reichlichen Ausstattung mit Land (5 ha) bald in die Hände des privaten Kapitales, und an Stelle der erhofften Selbständigkeit der tätigen Arbeiter und Kolonisten macht sich ein verdecktes Latifundiensystem einzelner Begüterter sicher im späteren Verlaufe allenthalben hindernd bemerklich. Vielleicht auch wird stellenweise einer direkten ungesunden Bildung von zu ausgedehntem Grossbesitz nicht die nötige kontrollirende Aufsicht der *Gründe* hiefür zu teil.

Man müsste den Armen von Staatswegen durch Gewährung unverzinslicher Darlehen über die schwierige Anfangszeit hinaus unterstützend unter die Arme greifen.

Die Geschichte der Kolonisation von Hokkaido wird einmal ein interessantes Gegenstück zu der amerikanischen Kolonisation bilden, und es wird sich hierin der nicht bloss auf die Hautfarbe beschränkte Unterschied zwischen der Rasse hier und dem kaukasischen Elemente in Amerika widerspiegeln.

Der Ureinwohner, der Ainu, nimmt wenig an der Kolonisation seines letzten Zufluchtsortes nach seiner Verdrängung von Zentraljapan teil; in der Hauptsache Fischer und Jäger, scheint er dem Aussterben verfallen zu sein. Es ist dies doppelt bedauerlich, weil wir hier nach Dr. Bälz einen zweifellos kaukasischen Typus vor uns haben, der in seiner untersetzten Figur, muskulös und kräftig wie kein anderer, berufen scheinen möchte, am

reichen Tische des Landes die fetteste Suppe zu erhalten. Eine interessante Erscheinung sind sie ohne Frage, diese bärtigen, kühnen Gestalten mit blitzenden und doch so gutmütigen Augen, die dem Bären mit schlechter Flinte und mit dem Messer in der Faust zu Leibe gehen, und diese schlanken, an Süditalien erinnernden Schönen des weiblichen Geschlechtes. —

Die Exkursionen nun, welche ich von einer der letzten Stationen im Urwald aus im Verein mit meinem Kollegen Honda unternahm, gehören zu den interessantesten meines Lebens. Schon allein das Gefühl, auf einem Terrain sich zu befinden, das ausser dem bärenjagenden Ainu vielfach noch keines Japaners, geschweige denn eines Europäers Fuss betreten hat, verleiht einen besonderen Reiz. Da hatten wir denn reichlich Gelegenheit, die Natur und Zusammensetzung dieser der gemässigt kälteren Zone bereits zuzurechnenden Urwaldungen kennen zu lernen.

Während in den südwestlichen, noch zur gemässigt wärmeren Zone gehörigen Teilen von Hokkaido Buchen und Thujopsis dolobrata neben Eichen, Eschen etc. die charakteristischen Holzarten darstellen, finden wir hier bereits Vertreter der kälteren nördlichen Regionen, wie Abies sachalinensis, Picea ajanensis, Taxus cuspidata, Pinus pumila etc.

Aber reich gemischt mit Eschen, Ulmen, Eichen, Pappeln, Nussbäumen und einigen untergeordneten Holzarten, wie Erlen, Kirschen, Katoura etc., sind die Nadelhölzer in der Hauptsache in ein Minderverhältnis gebracht, was praktisch hier in Japan eine grosse Entwertung der Waldbestockung bedeutet, da der japanische Markt vom Laubholz keine oder wenig Notiz nimmt. So ist tatsächlich ein beinahe 6 Mill. ha grosser Staatswald, der in Deutschland wegen der in herrlichen Exemplaren vorhandenen edlen Laubhölzer zu den wertvollsten zählen würde, hier umgekehrt zur Zeit, neben den Konsequenzen der fehlenden Aufschliessung natürlich, beinahe wertlos. Allerdings steht noch eine Möglichkeit des Absatzes für Laubholz offen, und das ist China mit Korea, nachdem zur Zeit schon Eisenbahnschwellen von Eschenholz, wenn auch in keiner besonders nennenswerten Zahl, exportiert werden.

Hier muss eine gründliche Untersuchung der chinesischen und koreanischen Absatzverhältnisse der endgiltigen Entscheidung über die Gestaltung der Waldwirtschaft in Hokkaido vorangehen, da hiervon das Zukunftsbild der die Waldungen zusammensetzenden

Bestände stark beeinflusst wird. Ich schliesse mich gerne der Ansicht an, dass das Nadelholz mehr vorwiegen müsse, und hinsichtlich des etwaigen Anbaues neuer Arten ist der Blick auf Amerika und die Waldbestockung daselbst in gleichen klimatischen Zonen und Verhältnissen zu richten.

Das Urwaldbild an sich, wie es mir hier entgegentrat, war mir keineswegs neu; es ist *ceteris paribus* in der ganzen Welt, scheint es, dasselbe; denn die schönen Reste einer vergangenen Zeit in den böhmischen Wäldern am Kubani, in den Forsten des Fürsten Schwarzenberg und so mancher Bestand auf verlassener Scholle in Schluchten des Hochgebirges, sie stimmten wohl mit diesem asiatischen Urwalde überein, wenn auch die Menge der Arten von Bäumen natürlich hier viel grösser ist.

Geradezu unglaublich ist aber die Strauch- und Unkraut (Bambus)- Hecke zu Füssen dieser Riesen des schweigsamen Waldes; es ist effektiv ohne Axt und Säge unmöglich, in diese lebende Holzmauer einzudringen.

Wir haben denn auch den praktikabelsten Weg, um bergwärts bis zur Region der Kriechzürbel vorzudringen, gewählt, nämlich den Wasserweg. Zehn Stunden in einem eiskalten Wasser bergan auf spitzigen Steinen und nicht selten bis zur Hüfte im nassen Elemente gehören keineswegs zu den Annehmlichkeiten, abgesehen von den endlosen Kletterpartieen über hunderte den Bach überliegende Stämme. Die wilde Schönheit aber dieser keinem Zwang unterliegenden Natur, welche sich im Vegetationsbilde widerspiegelt, hat uns denn auch reichlich für die Mühen entschädigt, und gleich dem alten Homerischen Vorbilde erhob man nach des Tages Mühe am Abend die Hände zum lecker bereiteten Mahle von Forellen und Haselhühnern.

Man braucht gerade nicht Sentimentalist zu sein, um eigentümlich berührt zu werden von dem Zauber schöner Nächte im Urwalde. Mit silberhellem Antlitz lugt des Mondes freundlich Vollmondgesicht durch die Lücken der Baumkronen, deren phantastische Formen uns allerlei Spuckgestalten vorzuzaubern scheinen; ein feiner Dunst des aufsteigenden Nachtnebels umkleidet wie mit zartesten Spinngeweben die dunklen ragenden Schäfte der Bäume, und ein leiser Lufthauch macht Sträucher und Gräser lispeln. Kein Ton sonst ausser dem Murmeln des Baches in der Nähe. Diese stille Grösse unentweihter Natur, sie grenzt an Majestät. —

Gar mannigfach wechselten Bilder und Wetter während

meines Aufenthaltes dortselbst, immer den Reiz des Ungekannten durch eine neue, darum aber nicht immer liebenswürdige, Seite vermehrend.

Schweren Herzens bin ich von der schönen Insel geschieden, die in ihrer äusseren Erscheinung so viel Anklang an Deutschland zeigt in Wald und Konfiguration des Terrains, mit dem es auch hinsichtlich Vegetation und Klima natürlich mehr übereinstimmt als Alt-Japan.

Was ich im vorausgehenden über den Mangel einer Eiszeit für Alt-Japan behauptet habe, trifft hier nicht zu; es scheint die Tsugaru-Strasse zwischen Hondo und Hokkaido die Grenze des von Norden kommenden Eiswalls gebildet zu haben. —

Hokkaidos Berge sind in ihrem Aeusseren so auffallend kontrastierend mit den steilen, vielformigen Gebirgsketten und der tausendfachen Faltung der Täler in Alt-Japan, dass man nicht ohne weiteres an einen Zufall denken darf. Vermag sich natürlich die wilde vulkanische Form auch hier keineswegs ganz zu verleugnen, so ist doch die ganze Ausformung der Täler und der Hänge in einer sanften Abmilderung durch langwellige, ins Grosse entwickelte Linien gegeben, so dass man eine solche energische Ueberarbeitung der trotzigen Grundnatur wohl oder übel auf eine gewaltige Korrosion, wie sie nur *Wasser* oder *Eis* vollbringen kann, unzweifelhaft zurückführen muss. — — —

Ich komme zum Schlusse dieser naturgemäss lose aneinandergereihten Skizzen und Eindrücke über japanischen Wald und japanische Wirtschaft. Aber ich wollte Ihnen gerne im allgemeinen den Eindruck, den die Unmittelbarkeit bei persönlicher Augenscheinnahme zurücklässt, und die daran geknüpften Reflexionen wirtschaftlicher Natur mitteilen, ehe ich es zu anderer Stunde, wenn Sie mir erlauben, unternehme, Ihnen die wirtschaftlichen Fragen des japanischen Waldes, gewissermassen losgelöst von der konkreten Scholle, in vielseitigerer Beleuchtung vorzuführen.

Gestatten Sie mir nur noch, Ihnen den letzten und schwersten Beweis für die geringe dermalige Entwicklung der japanischen Forstwirtschaft ins Feld zu führen; es wird dies mehr als alles andere die Zwangslage, in der man sich befindet, offenbaren.

Der japanische Staatswald (ohne Kronwald) in Alt-Japan ohne Hokkaido gewährt folgende Einkünfte:

Von 7,608 Mill. ha einen *Rohertrag* im Werte von 1,7 Mill *Yen* = 3,4 Mill. Mark = rund pro ha 42 Pfennig.

Zur Erzielung dieser Einnahmen sind nötig an *Ausgaben:*
0,926 Mill. *Yen* = 1,8 Mill. Mark,
das sind rund 56 % der Roheinnahme
oder 0,122 *Yen* pro ha . . . . = 24 Pfennig.
Das gibt einen *Reinertrag* von
0,774 Mill. *Yen* = 1,344 Mill. Mark
oder 0,09 *Yen* pro ha . . . . = 18 Pfennig.

Sie nähern sich damit den Waldungen Russlands, welche mit 20 Pfennig pro ha Reinertrag nach Japan die niedrigste Stufe in der Forstwirtschaft der Welt einnehmen.

Die Ausgaben sind in Anbetracht der geringen produzierten Werte ebenfalls sehr hohe zu nennen.

Vergleicht man nun beispielsweise deutsche Reinerträge des *Staats*waldes, so schwanken dieselben zwischen *17* und *51 Mark* pro ha, je nachdem sie Staaten mit grosser Entwicklung der Industrie und starkem Holzverbrauche entnommen sind oder nicht.

Die jährlichen Einnahmen aus den Staatswaldungen beziffern etwa 250 Millionen Mark im Durchschnitt auf 4,5 Mill ha.

Unterstellen Sie nun sogar, dass die innere Verfassung und Wirtschaftsform der japanischen Wälder dieselben im Verhältnis zu europäischen resp. deutschen Staatswaldungen etwa nur halbwertig bemessen lässt, was bei den hohen Preisen der Hölzer nicht einmal zutreffen dürfte, so stehen immerhin noch 3,8 Mill. ha Staatswaldfläche (Alt-Japan) in Frage, die zum mindesten einen Rohertrag von 7,6 Mill. Fm oder einen Wert von wenigstens 7 Mill. *Yen* = ca 14 Mill. Mark produzieren müssten, auch wenn man die geradezu unglaublichsten, ungünstigsten Verhältnisse ins Bereich der Möglichkeit zieht.

Zur Erzielung des dermaligen Reinertrages des ganzen 7,6 Mill. ha beziffernden Staatswaldes in Alt-Japan hätte ein kleiner deutscher Staat, Sachsen beispielsweise, nur 16% seiner Staatswaldfläche nötig gehabt.

Bayern hat 2 Mill. ha Staatswald und 20 Mill. Mark = 10 Mill. *Yen* Reinertrag.

Dabei weiss ich recht wohl, dass bei Beurteilung der Reineinnahme die verschieden gelagerten forstlichen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse berücksichtigt werden müssen; sie wurden auch gewürdigt, aber die Differenzen in Japan sind so schreiend wie die Zustände im Walde, und man braucht nicht

einmal Forstmann zu sein, um nach wenig Wanderungen die Notwendigkeit und Möglichkeit des Wandels in der Zukunft unzweideutig einzusehen.

Die Grunderfordernisse dazu gipfeln meines Erachtens in folgenden Punkten:

1) Der grosse Verbrauch von Holz bei der üblichen Konstruktion der Bauten, der hohe Preis derselben und die immer mehr aufkommende Industrie sichern einen dauernden steigenden, gute Preise liefernden Absatz, weshalb die Waldwirtschaft auf eine höhere Stufe gebracht werden muss, um eine Quelle des Staatseinkommens von nennenswerter Bedeutung zu werden und dem Bedürfnisse der holzverbrauchenden Gewerbe zu genügen.
2) Der erste Weg zur Besserung ist die forcierte Inangriffnahme der Aufschliessung durch Verkehrslinien, Wege, Waldeisenbahnen etc. Die Direktiven hierzu müssen nach einem einheitlichen, das ganze Land berücksichtigenden Plane gefasst werden.
3) Die Nutzung der vorhandenen Vorräte, die Nachzucht der Wälder, muss in Anlehnung an die erprobten Fundamentalsätze aller Waldwirtschaften geschehen, selbstredend unter Berücksichtigung lokaler Eigentümlichkeit.
4) Bis zur Erzielung eines für die Durchführung geeigneten Ausführungspersonales ist die ganze Waldwirtschaft in Japan nach den *einfachsten* Regeln, aber nach den *einfachsten der Technik*, zu leiten unter tunlichster Vermeidung bezw. Einschränkung des Grosskahlflächenbetriebes.
5) Erhöhte Kontrolle der Gemeindewaldungen, Wiederaufforstung verödeter Hänge im Gebirge, eventuell durch Unterstützung bei Privatgründen, ist zum Grundsatze zu machen mit Rücksicht auf die Wassergefahr.
6) Umgestaltung des Unterrichtes und insbesondere der praktischen Vorbereitung der jungen Forstleute.

Endlich für *Hokkaido* speziell:

in minimo Verhütung der Vernichtung von Wald aus Unkenntnis, Spielerei oder Rohheit und Meditation über generelle Hauptzüge der zukünftigen Liquidierung des Waldbesitzes sowie Neugestaltung seiner Waldbestockung.

Der Wünsche sind es wenige, aber gewichtige, welche man vom technischen wie praktischen Standpunkte aus für die

nächste Zukunft des Waldes in Japan hegen muss, wie Sie sehen. Möchte nicht zu spät durch Schaden die Erkenntnis in diesen Landen durchdringen, dass ein in der Geschichte der Völker immer mehr gewürdigter Satz heisst:

„Den Wald zu pflegen, bringt allen Segen.“

AUS DEM OSTEN.

REISEN IN SACHALIN, OSTSIBIRIEN, DER MANDSCHUREI, CHINA UND KOREA.

VON

Dr. K. Hefele,

Kgl. Bayr. Forstmeister.

Die Absicht, eines der Japan zunächst gelegenen Länder, Korea oder China, zu besuchen, stand bei mir schon seit geraumer Zeit fest, allein die Notwendigkeit, einen passenden Reisegenossen auf weiten Touren zu haben, ändert nicht selten die ursprünglichen Pläne, und so ist es auch mir ergangen.

Nachdem sich ein zu einer längeren Reise geneigter Begleiter in der Person eines liebenswürdigen japanischen Kollegen gefunden hatte, verschoben sich die Ziele durch gegenseitige Konzessionen und andere Gründe, so dass schliesslich der Schwerpunkt in einen Besuch der Amurregion in Ostsibirien verlegt war. Die Hinreise erfolgte über Nordjapan, Hokkaido und Sachalin, und die Rückkehr über die Mandschurei, einen kleinen Teil der chinesischen Provinz Chili und endlich über Korea nach Japan, alles in einem Zeitraum von 3 Monaten. Der Zirkel war somit keineswegs klein im Verhältnis zur Zeit und zu den in Aussicht genommenen Mitteln, aber man konnte hoffen, den Reisezweck zu erreichen.

Dieser war allgemein informatorisch gedacht hinsichtlich der zu besuchenden Gebiete, um in ferneren Zeiten die Basis abzugeben für Reisen mit speziellen Zwecken und für intensivere successive Erforschung der Verhältnisse solcher Regionen, die allgemein wirtschaftlich und selbstverständlich auch speziell die Aufmerksamkeit des Forstmanns beanspruchend gefunden würden.

Folgen Sie mir auf dem eingeschlagenen Wege in Gedanken

und verzeihen Sie mir, wenn ich die wirkliche Reihenfolge einer Gliederung nach tatsächlicher Wichtigkeit oder Länge der dafür aufgewendeten Zeit vorziehe, wodurch ja nicht gehindert wird, dem interessanten Platze die längere Betrachtung zu widmen.

Das erste Besuchsobjekt waren die Waldungen von Akita bei Aomori, berühmt durch ihren Reichtum an der in Japan so hoch geschätzten Sugi (Cryptomeria Japonica), welcher Nadelbaum das Hauptbau- und Brettholz hierzulande repräsentieren dürfte.

Für die Reise von Tokio dorthin ward diesmal nicht die schnellste Verbindung nach Aomori gewählt, sondern die bei dem herrlichen Wetter eine Fülle von landschaftlichen Reizen versprechende Küstenlinie über Mito nach Sendai, woselbst die innere Aomori-Bahn erreicht und die Seeküste verlassen wird. Die Eisenbahn führt den Reisenden zuerst durch die unendlich fruchtbare Ebene des Kuwanto mit ihren unabsehbaren, prächtig saftgrün schimmernden und in Sonnenglut sich wiegenden Reisfeldern, deren Begrenzung oft durch schmale Säume von Erlen, wohl dem Rest der ehemaligen Hauptwaldbestockung dieser wasserreichen Niederungen, gegeben ist.

Die ganze Provinz Schimōsa, von der die Kuwanto-Ebene den grössten Teil einnimmt, zählt zu den Reiskammern Japans, ebenso wie z. B. Mino oder Owari im Süden. Nach einigen Stunden ist die Seeküste erreicht, und nun wechseln groteske Felsenpartieen und flachuferige prächtige Fisch- und Badestrände mit den phantastischen, sturmzerzausten Baumformen der aus Schwarzkiefern zusammengesetzten schmalen Küstenwaldungen. In See winken die schneeweissen Segel der Fischerbote herüber wie eine Schar Möven auf den spiegelglatten, azurblauen Fluten des Meeres. Landeinwärts sind, je mehr man nördlich kommt umso besser die niedrigen Vorberge der das Rückengerippe Japans bildenden Zentralketten aus dunstiger Ferne sichtbar, weil näher an die Seeküste herantretend. Die etwas monotone *Hara*deckung derselben wird nur hie und da durch kleine Bestände von Rotkiefern, Kastanien etc. unterbrochen, ein typisches Bild des der Landwirtschaft als Düngerproduzent zum Opfer gefallenen Waldes und eines in langsamer aber sicherer Verschlechterung begriffenen Bodenzustandes. Wo eben der Reisbau seine Heimstätte hat, da ist dem Walde auf meilenweite Entfernungen in der Peripherie des ersteren das Todesurteil gesprochen.

Ueber Mito hinaus gegen Sendai gestaltet sich die Gegend

hügeliger, und die jede feuchte Runse ausnutzende Reiskultur kommt in den engeren Schluchten und Tälchen zu jener terrassenförmigen Anbauform, welche eine der Absonderheiten japanischer Bodenkultur bildet und z. B. in grösstem Umfange bei Nagasaki im Süden zu sehen ist. Die berühmten Inseln von Matsushima sind als Naturschönheit wegen ihrer Form und der Farbentöne ihres Bodens im Verein mit der Lieblichkeit der Bai durch Photographieen als eine der Hauptsehenswürdigkeiten Japans so bekannt, dass ich mir ihre Schilderung wohl erlassen kann.

Von hier bis Aomori behält die Landschaft in der Hauptsache einen hügeligen und bergigen Charakter bei, denn bald nach dem Verlassen von Sendai wendet sich die Bahn von der Küste dem Innern des Landes zu, bis endlich einige bestimmter ausgeprägte höhere vulkanische Berggipfelformen des Hakkōdasan und des neiloidischen Iwakiyama, des „Tsuruga Fuji", wie er wegen der Aehnlichkeit mit seinem unübertroffenen Kollegen und Rivalen im Süden genannt wird, das Landschaftsbild, in dem das etwas unansehnliche Aomori gelegen ist, prägnanter und belebter gestalten. Jenseits der stets unruhigen See der Tsurugastrasse liegt die Insel Yezo oder Hokkaido in feinem Morgenschleier, und ihr Locken blieb nicht unerhört, wir haben sie bald darauf besucht.

Zunächst brachten uns einige Stunden weiterer Bahnfahrt nach Odate, einer der Stationen von Akita, der auf der N. W. Seite Japans gelegenen Hauptstadt des Kens (Regierungsbezirks) gleichen Namens, und damit war der Platz, von dem aus die Sugiwaldungen der Provinz Akita besucht werden sollten, erreicht. Die Flächen in bergigem Terrain, welche von den Sugibeständen dort in grösseren zusammenhängenden Komplexen eingenommen werden, schätzt man auf ca 500.000 ha, wenn ich auch auf Grund von Erfahrungen der Ansicht zuneige, dass 1–200.000 ha der Wahrheit näher kommen mögen als die erstgenannte, etwas zu stolze Ziffer.

Wie im Utimappe-Walde bei Aomori, so hat man auch hier einen Rest massierter Staatswaldungen, deren Nutzung und Neuverjüngung ganz besondere Beachtung verdient, da ja sonst mit wenigen Ausnahmen der Staatswaldbesitz, seine Wirtschaft und seine Rente in gleichem Masse unter der geringen speziellen Grösse der Teile wie unter Zerstreutlage und Abgelegenheit vom Verkehre zu leiden haben.

Handelt es sich im Utimappe-Walde um die geschätzte

Thujopsis dolabrata, so haben wir hier den Nutzholzbaum *par excellence* von Japan, die Sugi (Cryptomeria Japonica) vor uns. Ich habe schon erwähnt, dass sie das Material für die Konstruktionshölzer beim Hochbau in Japan liefert, wie sie auch als Brettware und für Schreiner- und Böttchergewerbe umfangreichste Verwendung findet. Der feine rötliche Ton des breiten Kernes (an Lärche erinnernd), die leichte Bearbeitbarkeit durch Handwerkzeuge, wie Säge, Axt, Stemmeisen, als Folge der geringen Härte, machen sie dem Japaner besonders lieb; von europäischem Standpunkte aus würde man sie zweifellos nicht höher bewerten als die Tanne. Die Rinde liefert schliesslich noch Dachdeckmaterial geschätzter Art.

Die Erhaltung einer solchen Waldmasse ist der mächtigen Faust des früheren Feudalherrn (Daimyo) von Akita zu verdanken, der gleich jenem von Aomori (Utimappe-Wald) energisch die Zerstörungsgelüste der habgierigen oder unvernünftigen Nutzniesser in entsprechender Unterordnung zu halten wusste. Die eigentliche Bewirtschaftungstechnik stand, wie überhaupt zu alter Zeit in ganz Japan, auf keiner hohen Stufe, sie beschränkte sich hier auf das Verbot, dass die Bauern nichts ausser dem Laubholz, wie es sich in reichem Masse den lockeren, ja oft beinahe verlichteten Sugibeständen beigemischt findet, zu ihrem Gebrauche hauen durften. Die Sugibestände sind, forsttechnisch gesprochen, nicht gerade als schön anzusprechen, da sie sich aus lockeren Gruppen und Horsten sehr ungleichen Alters aufbauen. Infolge des Aushauens der die Verbindung zum kompakten Walde liefernden zwischen-und unterständigen, stellenweise horstartige Form annehmenden Laubhölzer, wie Buchen, blattwechselnde Eichen, Kastanien und andere Bäume und Sträucher, mögen diese Sugigruppen, -Horste und -Bestände in den verschiedenen Altersperioden eine wiederholte, oft recht weitgreifende und lang andauernde Freistellung erhalten haben, welche weder im Sinne von Astreinheit noch bedeutender Längenentwicklung wirken konnte. Der Mangel jeder erziehenden Massregel, wie Reinigung und Durchforstung, half die ungünstige Seite verstärken, so dass neben schönen Stämmen eine grosse Uebermacht zwar massigen, oft überalten, aber auch schlechtformigen und astigen Sugimaterials sich findet. Langholz oder auch nur längeres Blochholz auszuhalten ist in der Hauptsache wegen der grossen Astigkeit unmöglich, und nur der Umstand, dass eben von Sugi jedes Stück von jeder, auch sehr geringen Länge und von

jedem Durchmesser als Nutzholz zu Schindeln, Brettern etc. verwertet werden und auf Absatz rechnen kann, macht diese Waldungen so wertvoll. Gelingt es der neueren Forstwirtschaft, der ungezügelten Natur durch ihre Kunst die rechten Wege zu weisen, so wird Masse, Form und Wert auf eine erheblich höhere Stufe zu bringen sein. Was von Wirtschaft aber zu bemerken ist, trägt ähnlich wie im Utimappe-Wald den Stempel des halbernsten Versuchs und des Hin- und Herschwankens zwischen Meinungen, denen die richtige wissenschaftliche und namentlich praktische Erziehungsbasis fehlt, um sicher und unentwegt den nach Lage der Umstände unzweifelhaft klaren Weg zu gehen.

Neben Kahlhieben, welche wohl der Periode nach Aufhören der Feudalherrschaft (1868) angehören mögen und natürlich, weil ohne Kultur gelassen, zur *Hara* wurden, findet man dann die „Plenter"-epoche, d. h. die „natürliche Verjüngung", klein- und grosshorstig versucht, und nach begreiflichem Misserfolge endlich den Kahlhieb mit künstlicher Nachpflanzung.

Mit keiner wirtschaftlichen Nutzungs- und Verjüngungsart wird in Japan eben mehr Missbrauch getrieben als mit diesen beiden Namen: „Plenterwirtschaft" und „natürliche Verjüngung". Ich kann das Bestreben verstehen, auf das „Neueste und Feinste" der europäischen Waldwirtschaft zurückzugreifen, aber ohne die nötigen Voraussetzungen muss der Erfolg unzweifelhaft ein negativer sein. Natürliche Verjüngung und richtiger Plenterhieb sind die Resultate eines feinsten, auf langjährig wohlerprobtem Fundament von Wissenschaft und Erfahrung sowie eines speziell dazu erzogenen Personals aufgebauten Betriebs, und der Akita-Sugi wie der Utimappe-Asunaro-Wald bei Aomori liefern den deutlichsten Beweis, dass ein zielloses Löcherhauen mit dem Plenterhiebe ebenso wenig gemein hat wie verbuttete und überalte Vorwüchse mit natürlichen Verjüngungshorsten. Die Grösse der in Frage kommenden Flächen, die Unklarheit der Begriffe, die riesige Unkrautentwicklung im Walde, die mangelnde Pflege der angehauenen Bestände, das für solche Zwecke nicht ausreichende, auch wohl vielfach unverwendbare Personal an Holzarbeitern, Förstern etc., ja die Unerfahrenheit in den besprochenen Verjüngungsarten überhaupt führen auf die einzige derzeitig praktische Nutzungsmöglichkeit: SAUMHIEB IM BERGLANDE, UND ZWAR MEIST KAHLHIEB MIT NACHFOLGENDER NICHT ZU DÜNNER PFLANZUNG.

Die Bringbarkeit des anfallenden Materials zu Land und zu Wasser (Noshirogawa und Seitenflüsse) aus den Schlagregionen ist

in den Akita-Waldungen zum grossen Teil vorhanden oder muss geschaffen werden, und der steigende Preis, der jetzt pro fm ca 3 *Yen* = 6 Mark beträgt, wird eventuellen Aufwand reichlich lohnen. Die Detaillierung der verschiedenen Gründe, warum zur Zeit die natürliche Verjüngung und der Plenterhieb in Japan unmöglich sind, würde eine eigene Schrift füllen. Ich verweise den Interessenten auf meinen demnächst in der Zeitschrift des japanischen Forstvereins erscheinenden Artikel „Ueber Wirtschaftsformen im japanischen Walde“.

Auf dem Rückwege fesselte eine kühne Förderanlage mein Interesse. Zum Transport von Erz war von einem etwa 5 km landeinwärts im Berglande gelegenen Schmelzwerke eine Drahtseilreise mit Unterstützung gebaut, die in unserer Sichtweite drei Bergrücken nacheinander überwand und dabei freie Spannweiten mitunter bis zu 400 oder 500 m aufwies. Das Metall wird auf den Förderschalen zur Bahnstation gebracht, und rücklaufend nehmen dieselben Schalen die in Säcke gefüllten Kohlen zum Betrieb des Schmelzwerkes mit sich. Der Antrieb des Zugseiles erfolgt von der Schmelze durch Dampfkraft.

Der sich an diese Waldexkursion anschliessende Besuch eines grossen Holzhofes in Noshiro an der Mündung des aus dem Herzen der Akita-Waldungen kommenden Noshirogawa, eines 60–80 m breiten und zur Zeit der Schneeschmelze oder Regengüsse in seinem sandigen Bette grosse Wassermassen dahinwälzenden Stromes, lieferte einen weiteren Beweis für die im allgemeinen sehr auf Mittelmässig gestimmte Form der getrifteten kurzen Blochhölzer von Sugi. Trotzdem ist alles Nutzholzsortiment. Eine grosse moderne Sägemühle in Noshiro war die erste grosse Einrichtung dieser Art, die mir in dieser Branche in Japan zu Gesichte kam. Das Fischerdorf Noshiro bietet kaum etwas Interessantes und verdankt seine freundliche, reinliche Aussen- und Innenseite den Neubauten, welche vor einigen Jahren nach einem grossen Schadenfeuer errichtet wurden.

Eine mehrstündige Fahrt brachte uns gegen Abend zu dem Ausgangspunkte der Tour, Aomori, zurück, und melancholisch hob sich der Tsuruga-Fuji vom blauschwarzen, von einem goldigen Saum der untergehenden Sonne begrenzten Himmel ab, als wir Hirosaki passierten.

Bei wundervollem Wetter wurde mit dem fälligen Steamer alsdann Hakodate und Otaru in Hokkaido angelaufen. Die Fahrt

um die S. W. Landzunge Hokkaidos herum, zwischen Hakodate und Otaru, ist zwar nicht zu vergleichen etwa mit jener der Inlandsee, ist aber trotz der grösseren Einfachheit und der etwas vordringlichen Masse des festen Landes von ausserordentlich anziehendem Reize, „ruhiger“ als die um ihrer Schönheit willen so berühmte Inlandsee mit ihren ewig hin- und herhastenden Dampf- und Segelschiffen. Ueber die Brandung, welche als weisser Strich scharf vom dunklen Meere sich abhebt, türmt sich die gebirgige Festlandmasse mit ihren grotesk zerrissenen Felsenufern in die Höhe und zeichnet nunmehr gegen Abend am dunkelnden Himmel die uns mehr familiäre Form langwelliger Höhenzüge, nicht ohne durch einige scharfe Auszackungen der fliessenden Linie die vulkanische Ursprungsnatur zu verleugnen.

In schmalen fjordartigen Buchten der wilden Küste nisten kaum erkennbar kleine Fischerdörfer, und vom Lande losgewaschene trotzig ragende Klippen im Meere, scheinbar weit weg von ihrem Ursprung, bilden seltsame Naturbogentore. Die Steilufer entfalten ein Farbenspiel ihrer nackten Felsen vom tiefsten Rot bis zur feinsten Nuance in Schwachgelb und Braun, und je mehr die Sonne hinter uns dem Horizont sich nähert, desto zarter sind diese Lichter, desto wirksamer für das Auge verschmilzt der anfänglich etwas grelle untere Rand des Ganzen mit dem tiefen Ton der nach oben sich anschliessenden dunkelgrünen *Hara* der Berge, und die letzten Strahlen des Tagesgestirnes überziehen wie mit goldig schimmerndem feinsten Schleier das prächtige Landschaftsbild.

Otaru ist in zwanzigstündiger Fahrt von Hakodate erreicht, eine grosse geschäftige Stadt mit weitem, grossem Hafen, und der „Fisch“, wie die Leute am Amur in Sibirien sagen, bildet nebst Fischöl und gesalzenem und geräuchertem Lachs in Form von Fischdünger (Hering) den Hauptexportartikel.

Das Gefühl, der um diese Jahreszeit (Juli) drückenden Hitze von Tokio entflohen zu sein, ist an einem von frischer Brise belebten kühlen Sommertagsmorgen hier ein doppelt wohltuendes.

Sapporo einige Stunden landeinwärts in der Mündungsebene des Ishikarigawa, eines der Hauptauslässe der Produkte Hokkaidos aus dem Innern zur Westküste, lehnt sich freundlich malerisch auf der S. W. Seite an bergiges, bewaldetes Terrain an. Sitz der Regierung und verschiedener Bildungsanstalten mit hübschem

botanischen Garten, mit einem hochinteressanten kleinen Naturalienmuseum (der Flora, Fauna etc.) von Hokkaido ist wohl jedem Hokkaidoreisenden bekannt und einen Besuch auch wohl wert.

Die Absicht, einen Abstecher in einen grossen Forstkomplex der japanischen Hofforstverwaltung zu machen, wurde auch ausgeführt und zwar zu Pferde, da Hokkaidostrassen und gewöhnliche Hokkaidowagen eine, wie ich aus vielfacher Erfahrung bestätigen kann, nur zu begründete Berühmtheit oder besser Berüchtigtkeit haben. Vor ein unendlich schmutziges omnibusartiges Vehikel mit 20 cm breiten langsseitigen Sitzbrettern und einem auf 8 Personen berechneten Rauminhalte, den drei Europäer von einiger Statur mit Leichtigkeit ausfüllen, ist ein struppiger kleiner Ponny gespannt, und unter Peitschenknall und Zuruf des Führers zerrt das kleine Pferd den Kasten in markerschütterndem Trapp durch die 15–50 cm tiefen und in regelmässigen Abständen einiger Meter sich wiederholenden Löcher der natürlich jeden Unterbaues und Unterhaltes entbehrenden Strasse. Wehe dem Europäer von Durchschnittsgrösse, der vor solcher Eigenart nicht in Ergebenheit sein Haupt dauernd senkt oder seine Verankerung, wie man das krampfhafte Einhalten mit Händen und Füssen nennen möchte, unvorsichtig lockert, sein Kopf wird sich alle Augenblicke mit dem niederen Dache des Wagens in empfindlichster Weise in Berührung gebracht sehen. Man kann sich nur wundern, dass verhältnismässig selten ein Wagen umstürzt, aber sicherlich sind längere Fahrten in solchen Omnibussen ein ausgiebiges Aequivalent für etwa begangene Sünden mehrerer Jahre.

Der Weg nach diesen Forsten von Jōsankei nun führt bald hinter Sapporo den Taihira, einen Nebenfluss des Ishikarigawa, entlang, der hier in vielgewundenem, allmählich sich verengerndem Hochtale dahinfliesst. Die Scenerie wird von Kilometer zu Kilometer anmutiger, hübscher und wildromantischer. Die mittelhohen Berge (500–700 m) zeigen grünes Vegetationskleid aus unregelmässiger, etwa einer Art Mittelwald gleichender Laubholzbestockung von Buchen, Eschen, Ulmen, Pappeln, Birken, Weiden, Cercidophyllum etc. mit einiger Beimischung von Tanne (Abies Momi) und Fichte (Picea Sachaliensis). Der Wald hat, je weiter man das Bergtal aufwärts kommt, desto mehr Beimengung von Nadelholz (Tanne und Fichte), und wäre die Höhenerhebung des Berglandes eine bedeutendere, so würden zweifellos reine Nadelholzforste, der klimatischen Lage entsprechend, angetroffen

werden. Obgleich die Besiedelung der genannten Gegend vorerst noch recht spärlich ist, so hat sie doch schon den Fluch so vieler Hokkaidowaldungen, das Feuer, mit sich gebracht, und es ist kein seltener Anblick, dass auf ganzen Bergseiten die geschwärzten abgestorbenen Stämme wie anklagend ihre laub- und nadellosen Aeste zum Himmel strecken, eine schrille Disharmonie an diesem lachenden Morgen. Zweifellos ist auch die vorherrschende Laubholzbestockung in allen mehr bewohnten, gegen Sapporo zu gelegenen Teilen nur den vernunft- und zwecklos entfachten Bränden zuzuschreiben, soweit nicht schon vorher eine der berüchtigten „Plenterungen" das halbwegs brauchbare Tannen- und Fichtenholz entnahm. Sei dem wie immer, hätte der Wald Ruhe vor dem nutzlosen Brennen, er würde zweifellos in seinem Nachwuchse mehr des so sehr begehrten Nadelholzes aufweisen. Ich habe seinerzeit in meinem Vortrage über eine frühere Reise im Zentrum von Hokkaido darauf hingewiesen, wie man wohl verstehen kann, dass der Wald dem Ackerbau weichen müsse, wo der Mensch den Boden für eine andere Kultur benötigt, wie es aber ewig rätselhaft bleiben wird, welchen vernünftigen Grund das alljährliche Anzünden des Bodenüberzugs und damit des Waldes haben soll auf Plätzen, die in keiner Weise vom Ansiedler zu irgend welchem Zwecke benötigt werden. Zerstörungswut, Spielerei und Gedankenlosigkeit mögen einen hervorragenden Anteil daran haben, aber die durch keinerlei energische Aufsicht und exemplarische Bestrafung von überführten Personen gehemmte Vernichtung schätzbarer Güter der Natur wird dereinst sehr schmerzlich empfunden werden. Warnende Beispiele glaube ich Ihnen später aus den Amurgegenden in Sibirien anführen zu können.

Ein siebenstündiger Ritt hatte uns dem Endpunkte der ins Auge gefassten Exkursion, einem kleinen, sehr ländlichen Schwefelbade Jōsankei zugeführt, und wer Einfachheit, Ruhe und Waldfrieden liebt, dem sei in guter Jahreszeit ein kürzerer Aufenthalt dort geraten. Auf Komfort und besondere Küchenansprüche wird er freilich verzichten müssen. Der klare Bergbach enthält Forellen, und in den Waldungen findet sich reichlich Wild: Shika, Bären, Hasen etc. Eine Flinte kann man sich ja jederzeit von den Bauern entlehnen, wie mir der Förster treuherzig zur Antwort gab, als ich ihn über die Ursache des gänzlichen Fehlens dieses dem deutschen Forstmann so unentbehrlichen Ausrüstungsgegenstandes bei ihm interpellieren

liess, und dabei sind diesen Betriebsvollzugsorganen 15–20.000 ha Fläche zur Kontrolle unterstellt. Die Nutzung des ca 35.000 ha grossen Forstes, in dessen Herzen eben Jōsankei liegt, besteht in einem Auszug des zu Blochholz tauglichen Tannen-und Fichtenholzes, und es mögen auf dem Taihira jährlich bis zu 10.000 fm nach Sapporo getriftet werden.

Reichlich die Hälfte des Wertes des Holzes *loco* Sapporo wird durch die Triftkosten (von Jōsankei allein aus schon) aufgezehrt, und wenn man die Kosten der Zubringung zum Bache bei Jōsankei noch hinzurechnet, so mag die Rente der dortigen Waldungen eine recht magere sein. Je mehr das Nadelholz durch diese Auszugsnutzungen und das Feuer in Abnahme begriffen ist, desto schwieriger und kostspieliger wird sich zudem später die Ueberführung dieser zu vorherrschendem Laubwald gewordenen Forste in nutzbringendere Bestockungs- und Wirtschaftsformen gestalten.

Der Landtransport spielt bei den miserablen Wegen und den vielen halbzerfallenen, löcherigen Brücken, welche man passiert, für Holz wenigstens keine besondere Rolle. Steine aus einem halbwegs gelegenen Sandsteinbruche werden zwar viel durch Wagen nach Sapporo gebracht, aber nur der relativ hohe Wert derselben macht dies möglich.

Die Tierquälerei auf diesen sogenannten Strassen ist ein widerlicher Anblick.

Ungern bin ich aus der Ruhe des Waldes zurückgekehrt zum lebhaften Treiben in Sapporo und von hier zum Einschiffungshafen für Sachalin, Otaru. An Bord des nach Sachalin bestimmten Schiffes wurde uns von der Reisegesellschaft, meist kleine japanische Kaufleute, Fischer etc., viel von der Rigorosität russischer Behörden und der Unsicherheit auf Sachalin erzählt, während der Steamer bei herrlichem Wetter ausserhalb des Hafens von Otaru alsbald seinen Kurs nördlich nahm. Gegen Abend war man in mehr oder minder nebeliges Wetter geraten, das als regelmässige Erscheinung während $^3/_4$ des ganzen Jahres anzusehen ist, je mehr man sich Sachalin nähert. Am anderen Morgen ist durch den leichten Nebel waldbedecktes Land hügeligen Charakters wahrzunehmen, und als gegen Mittag das Wetter, sich aufklärend, eine weitere Fernsicht erlaubt, da sind wir bereits tief in der Bai von Aniva und nähern uns rasch dem unscheinbaren Küstenorte Korsakoff auf Sachalin.

Deutlich heben sich die hellgrauen Häuser ab vom dunklen Hintergrunde waldbedeckten Terrains, das sich in unabsehbare Ferne nordwärts zu erstrecken scheint, während die Steilufer der felsigen Küste eine scharf helle Accentuierung der Basis des etwas düsteren Gesamtbildes formen.

Mit begreiflicher Spannung erwartete man die Abwickelung verschiedener Formalitäten, nachdem die Anker fielen, um an Land zu gehen. Beim Betreten des Landungssteges empfing uns ein vom japanischen Konsul entgegengesandter Wagen, und in sausendem Galopp ging's durch eine staubige, pflasterlose Strasse den kleinen Hügel hinan, auf dem das Konsulat steht. Das massiv hölzerne Blockgebäude mit seinen weissen Fensterrahmen und dem freundlichen kleinen Garten um dasselbe wirken nicht minder anheimelnd wie die geradezu riesigen Oefen in den Zimmern, welche ihren berechtigten Wert durch ihre Dimensionen eindringlichst zu betonen scheinen. Der russische „ tsai " (Tee, in Gläsern getrunken und auf dem Samovar bereitet) spielt dieselbe Rolle eines gastfreundlichen Introduktions-oder Generalbindegliedes für den fliessenden Fortgang der Unterhaltung wie sein Bruder „ O cha " in Japan. Die Quantitäten, welche davon von Russen untertags eingenommen werden, steigern sich bis zu 25 und 30 Glas (à $\frac{1}{4}$ liter), je nach Laune und Temperatur. Vom Konsulate hat man einen ziemlich guten Ueberblick über einen Teil von Korsakoff, das etwa folgendermassen sich präsentiert.

Ein gegen das Meer sich senkender talförmiger Hügelabhang ist durch einen Mittelrücken gleichen Verlaufes in zwei Teile gespalten, in deren Grund die beiden Hauptsträsschen von dem schmalen Verbindungsstreifen an der Küste ziemlich steil bergan führen. Die Häuser sind dadurch in der Form eines lateinischen U gruppirt, das seine Rundung dem Hafen zuwendet, und die spärliche Bedeckung des trennenden Rückens mit Gebäuden liegt wohl daran, dass, solange Platz vorhanden war, die geschütztere Tieflage aufgesucht wurde. Ringsum auf freiem Grunde finden sich die armseligen Aecker der Strafkolonisten und Wald, d. h. eine Wildnis von Baum- und Straucharten als Rest der ehemaligen Waldbestockung nach unzähligen Brandverwüstungen.

Korsakoff ist die Hauptstadt eines der drei Polizeibezirke, in die Sachalin vom Verwaltungsstandpunkte geteilt ist, nämlich Alexandrowsk, Duinowsk und Korsakoff. Die Insel Sachalin selbst bildet einen Teil von Sibirien und zwar des Amur-

Grenzlandes, welches dem Generalgouvernement in Habarovsk untersteht. Ursprünglich im Besitze von Japan, wurde es durch Vertrag im Jahre 1875 von Russland gegen die Kurilen eingetauscht und später als Exilstation für schwere Verbrecher bestimmt.

Die Hauptstadt Sachalins, Alexandrowsk, an der Bai von Castri gelegen, zählt heute 10.000 Einwohner. Ihre Gründung (1853) verdankt sie dem tapferen und unerschrockenen russischen Kapitän Nevelski. Dieser energische Mann, welcher die Intention des damaligen, um die Erforschung des Amur und seiner Nachbarländer so verdienten Generalgouverneurs Moraviov ausführte, umfuhr die Nordküste Sachalins, stellte die Mündung des Amur fest und wies die Vermutung, dass Sachalin eine Insel sei, als zu Recht bestehend nach.*

Die jüngste Zeit, welche Russland in engere Fühlung mit dem Pacific durch die sibirische Eisenbahn, Port Arthur, Wladivostock etc. brachte, involviert eine weitere Epoche des Aufschwungs für das Amur-Grenzland und Sachalin. Durch den Mangel an genügender Kohle in dem östlichsten Sibirien hat man ein intensiveres Augenmerk auf die zweifellos vorhandenen Schätze an diesem wertvollen Mineral auf Sachalin gerichtet. Es war schon seit 1859 das Vorkommen von Kohle auf Sachalin bekannt und auf mehreren Plätzen nachgewiesen. Zwei Bergwerke nahe Doue förderten bisher ein Quantum sehr guter Kohle von ca 1 Mill. pud=400.000 Zentner und genügten dem Bedürfnisse von Marine und Handelsschiffen in den dortigen Gewässern. Die beabsichtigte Verbindung dieser Minen unter sich durch eine Schmalspurbahn und die Schaffung eines sichern Hafens in deren Nähe wird dort eine Kohlenstation ersten Ranges in nächster Zeit entstehen lassen.

Die eingehende Untersuchung des Bodens in Sachalin hinsichtlich des Reichtums an Naphtha, Gold, Kupfer und silberhaltigem Blei mag vielleicht die Zukunft Sachalins noch in ungeahnter Weise beeinflussen für den Fall, dass die an das bekannte Vorhandensein der genannten Mineralien geknüpften, einstweilen wohl noch nicht allseitig sicher genug fundierten Hoffnungen sich erfüllen. Manche neigen sogar zu der Ansicht,

---

* Siberia and the Great Siberian Railway, by the Department of Trade and Manufactures Ministry of Finance. St. Petersburg 1893. Translated by J. M. Crawford. p. 14. ff.

dass sich hier vielleicht ein zweites Jahrtausende lang im Märchenschlafe gelegenes Alaska finde.

Bis zu einem gewissen Grade wird diese Ansicht unterstützt durch die Aehnlichkeit der gefundenen Mineralien. Vulkanische Felsen, Basalte etc. bilden den Grundstock der auf Sachalin vorhandenen in ziemliche Höhe aufragenden Bergzüge. Der Umstand, dass die so nahe gegenüber liegenden ebenso steilen Höhenzüge der mehr erforschten ostsibirischen Küste sowohl nach Form wie geologischem Ursprunge verschieden sind von jenen auf Sachalin, berechtigt zu der Ueberzeugung, dass von der Armut an bestimmten wertvollen Mineralien auf der Festlandküste keineswegs ein Schluss auf ähnliche Verhältnisse in Sachalin gezogen werden darf.

Kehren wir zurück zu unserm Ausgangspunkte Korsakoff.

Von seinen ungefähr 1.000 Einwohnern sind ca 800 schwere Verbrecher, welche, wie man mir sagte, zum Teile eine Strafzeit bis zu 4 Jahren in Ketten und unter Aufsicht in bestimmten Gefangenenhäusern zubringen, wo sie Zwangsarbeiten verschiedener Art verrichten müssen. Nach Verbüssung dieser Strafzeit sind sie zu 6 jährigem weiteren Zwangsaufenthalte als unter Polizeiaufsicht stehende Ansiedler gezwungen, ehe sie nach Russland zurückkehren können. Den ungefesselten, nicht internierten Gefangenen ist erlaubt, kleine Häuschen zu bauen, Ackerbau zu treiben oder in irgend einem Dienstverhältnisse sich den Unterhalt des Lebens zu erwerben. Land wird ihnen ebenso wie Holz unentgeltlich nach Bedarf zugewiesen. In die Zahl der Nichtverbrecher teilen sich die Beamten, ungefähr 50 im ganzen, mit ihren Frauen und Kindern und einige japanische Kaufmannsfamilien mit ca 70 Seelen. Die Garnison, welche in der Zahl von 1.000 Einwohnern nicht inbegriffen ist, setzt sich aus ca 400 Mann Militär und Kosakenpolizei zusammen und untersteht einem besonderen Gouverneur.

Der Anblick der Kettengefangenen und sonstigen Exilierten ist im allgemeinen nach jeder Richtung ein herzbewegend trauriger. Der Menschheit ganzer Jammer fasst uns an, wenn man auf den Gesichtern dieser Menschen zu lesen versucht. Dumpfbrütend sitzt da einer auf einem Steine in zerrissenem braunen, schmutzigen Kittel mit verwildertem Bart und Haupthaar; stechenden Blickes verfolgt ein anderer jede Bewegung des Beobachters; mit gemeinem Gelächter und Spässen necken sich dort ein paar der zweifelhaftesten Repräsentanten der holden Weib-

lichkeit herum; der sympathischen, ruhigen Gesichter sind wenige. Am widerlichsten berührte mich stets, wenn ich aus den Reihen der Kettengefangenen, welche von Kosaken mit aufgepflanztem Bajonnet zu einer Arbeit am Hafen oder dergl. eskortiert wurden, rohes, gezwungenes Lachen vernahm. Das umheimliche Klirren der Ketten, das schmutzige, zerlumpte und verwilderte Aussehen dieser eine ganze Völkerversammlung Russlands repräsentierenden Spezies der Gattung *homo*, diese lebenden Beweise, wie der Mensch zur Bestie herabsinken kann, denn nur Mörder und Räuber sind es, die hier ihr gezwungenes Asyl für Lebenszeit finden: sie erfüllen mit Eckel und Mitleid zugleich. Denken zu müssen, dass jeder Mensch, dem man begegnet und der sich nicht durch Uniform oder Kleidung sofort unzweifelhaft unterscheidet, ein Verbrecher sei, das wirkt auf die Dauer unendlich deprimierend.

Trübselig blicken die grauen, massiven Blockwohnhäuser, finster schaut der Kosak auf Wache vor einem der riesigen staatlichen Verkaufsmagazine, wo die Ansiedler das Nötigste zum Anbau des Bodens, Korn, Geräte etc. kaufen können, mürrisch patrouillieren andere Soldaten die Strassen, den schussbereiten Revolver umgeschnallt; bleigrau Himmel und Meer, schweigend ein Stück verbrannten Waldes in nächster Nähe, der Wind pfeifend und scharf — das Ganze wie mit Zentnerlast des Menschen Herz bedrückend!

Man sieht wenig frohe Mienen. Sogar die durch die Gewohnheit des Alltagsverkehrs daran gewöhnten Residenten, wie Beamte, Offiziere, Soldaten etc., tragen unwillkürlich einen gewissen Ernst und Schweigsamkeit im Verkehre auch unter sich zur Schau; es bleiben eben die äusseren Umstände nicht ohne eine verdüsternde Wirkung, das ist zweifellos zu erkennen, es brauchte einem nicht ausserdem noch speziell versichert zu werden.

Vom klimatischen Standpunkte aus ist Sachalin trotz seiner geringen nördlichen Breitenlage (46°–54° n. B) keineswegs günstig von Mutter Natur bedacht worden. Die kalten Meeresströmungen von der Ochotzkischen See, welche Massen von Eisblöcken grösster Dimensionen mit sich führen, und die vorherrschend von W., N. und O. wehenden Winde beeinflussen nach mehr als einer Richtung alle Verhältnisse in abnormer Weise. So z. B. sinkt die Temperatur im Winter mitunter bis auf −27,3° (im Februar), und die Temperatur im heissesten Monat steigt nicht über +23°; die Durchschnittswintertemperatur aus einer Reihe

von Beobachtungsjahren ist $-15°$, jene des Sommers $+14$, der Durchschnitt des heissesten Monates $+16.5°$, die durchschnittliche Jahrestemperatur etwa $+5°$.*

Die Winter sind hinsichtlich der Tiefe der Schneelage kaum besonders schneereich zu nennen, 60–70 cm ist die durchschnittliche Dicke der Schneedecke; der Schneefall beginnt relativ spät und dauert von Dezember bis März incl., umso unangenehmer aber machen sich die durchdringend kalten nördlichen Winde geltend, und die häufigen Nebel helfen treulich mit, die Unfreundlichkeit des Eilandes zu steigern. Nur 12–14 klare Tage mit heiterem Himmel sind den Einwohner dieser Insel der Lebendig-Toten beschieden. (Die Niederschläge sind beträchtlich, 500 mm pro Jahr.)

Von den weittragendsten Folgen aber ist die geringe Durchschnittstemperatur der vier Hauptvegetationsmonate, $+12°$ C., da sie den Kornanbau sehr schwierig macht und ihn tatsächlich nur an wenigen geschützten Stellen ermöglicht. Die Region, in der der Wald zur Strauch- und Kriechform herabsinkt ist, selbstverständlich schon in geringer Erhebung im Bergland erreicht.

Der Hauptwert der Insel beruht zur Zeit in ihrem enormen Reichtum an Fischen in ihren Meeresbuchten und Flüssen, namentlich die Aniva-Bai, an der Korsakoff liegt, ist deshalb berühmt; auch wird dort eine essbare Meeresalge in Massen gewonnen. Unglaubliche Mengen von Heringen und Sardellen werden allein schon von den 5.000 japanischen Fischern erbeutet, welche alljährlich zum Fang an den Küsten von Sachalin erscheinen und sich in primitiven Niederlassungen über die ganze Insel an den Meeresküsten zerstreuen. Im Korsakoff-Bezirk allein ernten die japanischen Fischer 70.000 *koku*=98.280 hl getrockneten Fischdünger, der mit dem aus den Fischen durch Aussieden in grossen eisernen Pfannen gewonnenen Oele seinen Hauptabsatz in Japan findet. Ein *koku* Fischdünger von 140.4 Liter hat in Hakodate einen Wert von 12 *Yen*. Lachs wird ebenfalls in grossen Mengen gefangen, eingesalzen und geräuchert. Den kalten Polarströmungen ist ferner das häufige Vorkommen des Wales an der Ostküste zu verdanken. Eine einzige Fischerei in Meria an der Ostküste erbeutet jährlich durchschnittlich 14 Wale, deren Wert etwa 14.000 Rubeln gleichkommt. Im ganzen sind auf Sachalin 225 Fischereien, oft mit einem Personalstand bis zu

* Siberia and the Great Siberian Railway, p. 66.

300 Personen im einzelnen. Die meisten derselben finden sich an den fischreichen Küsten des südlichen Teiles der Insel, nur etwa 5 sind im Norden anzutreffen.*

Einen Einblick in die Waldverhältnisse zu bekommen, war der Zweck der geplanten Exkursionen, deren Leitung in liebenswürdiger Weise der russische Oberförster zusagte. Als Ziel waren Forste in Aussicht genommen, die mir als für die ganze Insel typisch bezeichnet wurden. Ganz Sachalin besteht ja mit Ausnahme der Küsten aus einem einzigen Waldkomplexe, der sich also fast nahezu mit der Flächengrösse der Insel deckt, welche wiederum jener von Hokkaido nur um weniges nachsteht (= Bayern, Baden, Württemberg zusammen). Für ganz Sachalin ist nur *ein* Forstinspektor in Alexandrowsk aufgestellt, dem der Oberförster in Korsakoff, als dem z. Z. einzigen für Forstnutzung in einigem Umfang in Betracht kommenden Platze, unterstellt ist; daneben sorgen noch etwa 12 Waldwächter für die Ueberwachung der Forste, angesichts der Flächen ihres Bezirkes zweifellos eine etwas problematische Aufgabe!

Die Exkursionen zum Walde werden meiner Erinnerung nicht so schnell entschwinden, da sie an Eigenart das Menschenmöglichste boten. Auf dem nationalrussischen Gefährte, der Troika, geht es mit Windesgeschwindigkeit einen, Strasse genannten, fahrbaren Landstreifen dahin, das Mittelpferd in scharfem Trab und die beiden Seitenpferde im Galopp. Unermüdlich halten die struppigen, muskulösen, kleinen Pferde diese Gangart für Stunden, und Hindernisse irgend welcher Art scheinen für dieses dem Russen so zusagende, nach Lage der Wegverhältnisse einzig richtige Gefährte nicht zu existieren. Hier durch ein tiefes Loch, als wollte man im Erdboden versinken, dort über einen Stein oder

* Die Taxen, welche von der russischen Regierung für das Fangrecht erhoben werden, setzen sich zusammen aus Abgaben für jede Aussiedepfanne, aus Entschädigung für das freie Brennholz aus nahen Forsten (5 Rubel pro Jahr), dann für Grundbenutzung (10 □ sarchin = 1 Kopek), ferner aus einer Taxe pro Pud des produzierten Düngers (5 Kop.) und variieren ausserdem mit der Grösse des Betriebes, bemessen nach der Zahl der darin beschäftigten Arbeiter, so dass z. B. eine Fischerei mit 50–200 Personen allein 225 Rubel Abgaben für diese entrichten muss.

Die Einnahmen des russischen Finanzdepartements aus der Fischerei Sachalins wurden mir zu 150.000 Rubel pro Jahr angegeben. Wie armselig nimmt sich dagegen der Ertrag aus den Waldungen von Sachalin mit 10.000 Rubeln aus, und von diesen 10.000 Rubeln sind wiederum nicht weniger als ¾ Erlös aus Brennholz zum Aussieden des Fischöles.

Holzprügel, steil bergauf, womöglich noch steiler bergab, rechts-, linksum, so dass man sich wundert, wie der kleine Wagen auf seinen niederen Rädern mit dem in Lederriemen hängenden Kasten nicht zur Seite stürzt, — und Galopp, rasenden Galopp ohne Unterlass! Die Anfangsempfindungen für jeden, der auf solchen Wegen zum erstenmale eine Troika zu kosten bekommt, sind weit entfernt vom Gefühle der Sicherheit; denn krampfhaft umschlingt die eine Hand das Rückengeländer des Kutschersitzes, während der andere Arm nach Art der Protzkanoniere in jenen des Begleiters fest eingehackt ist. Die ununterbrochene Anstrengung, sich auf dem für eine oder höchstens zwei schlanke Personen berechneten Sitze zu erhalten, ermüdet zuerst sehr, bis man gelernt hat, zur rechten Zeit Pausen in seinen Anklammerungsbestrebungen einzulegen und nur im kritischen Momente zuzufassen.

Immerhin war das nur das Vorspiel, denn bald ist der sogenannte Weg zu Ende, und die einzige Möglichkeit, rasch weiter zu kommen, bleibt die schmale Seeküste zur Zeit der Ebbe. Die beiden in innige Umarmung verschlungenen und in dicke Mäntel gehüllten Insassen, welche sich in ununterbrochenem Wechsel bald rechts, bald links, so weit überhaupt wie möglich, auf der jeweiligen Bergseite zum Zwecke der Ausbalancierung des Gefährtes bei der Fahrt auf schiefen Meeresdünen hinaushängen, mögen für einen beobachtenden Zuschauer ein heiteres Bild geben. Unzweifelhaft aber die Krone des Ganzen wird durch einen Trab über zu Tag liegende Klippen repräsentiert, die bei etwas weniger runden Insassen, als wir es waren, ein hörbares Klappern des Knochengerüstes durch das Stossen des Wagens auf dieser sägezahnartigen Fahrbahn hervorgerufen haben müssten.

Endlich nach Stunden am Ziele, wird der Wagen verlassen, um landeinwärts in den Wald vorzudringen. Der Kutscher lässt die Pferde mit halbgefesselten Vorderbeinen frei laufen und folgt uns als Träger der Flinten, Mäntel etc.; die Patronen behält man aber doch vorsichtshalber selbst, denn genannter Leibjäger ist ehemaliger dreifacher Mörder und quittiert die Herausnahme der Patronen aus dem Gewehre vor der Ueberreichung desselben mit verständnisinnigem Grinsen, keineswegs beleidigt, denn eine Flasche Wodka, die ihm zur Stärkung übergeben wurde, hat er mit einem Zug geleert, ohne sich dabei eben viel zu denken. Man versicherte mir, dass ½ Liter 90 % Alkohol in einer solch geübten Kehle, mit einem kräftigen Schluck hinabbefördert,

keinen grösseren Eindruck hervorbrächten als etwa bei uns ein Glas Wasser.

Der Wald, sobald wir in ihn eintreten, bietet in seinem Aussehen dasselbe düstere Bild wie die ganze Natur auf dem Wege zu ihm. Schon dicht hinter Korsakoff waren die Hauptrepräsentanten der ihn zusammensetzenden Species, Fichten, Tanne und Lärchen (Picea ajanensis, Abies sachalinensis, Larix dahurica), wahrzunehmen, junge Bestände, — das einstige Altholz ist längst zum Häuserbau Korsakoffs verschwunden — welche durch ihre dichte Untermischung mit allem möglichen Laubholz, wie Birken, Erlen, Weiden, Kirschen, Ulmen etc., ihre Entstehung auf Brandflächen verraten, auch wenn man nicht endlose Streifen durch Feuer zerstörten Waldes unmittelbar vor sich sehen würde. Die Waldzerstörung durch Brände ist der unzertrennbare Appendix jeder menschlichen Ansiedelung, mag es sich wie hier um die nächste Umgebung von Korsakoff selbst oder nur um irgend eine noch so kleine Niederlassung von Fischern an der Küste handeln. Nicht als ob immer ein besonderes Bedürfnis dafür vorhanden wäre, nein, Spielerei, Unachtsamkeit, Zerstörungswut, kurz eine Menge Gründe oder besser gesagt Nichtgründe, deren Würdigung mit der klassisch stoischen Generalsentenz und dem Allheilmittel des Russen „Nitschevo" (s'ist gleich, macht nichts) abgetan wird.

Der Rand des an die Küste unmittelbar grenzenden Terrains ist aus gleichen Ursachen meist mit Struppwald oder einem Streifen Graslandes eingefasst, und in der Nähe der Fischerwohnungen ist natürlich die Waldbestockung durch Ausholzung schon an sich weiter zurückgedrängt.

Die bis zu 60 m Höhe steil abfallenden, ihren vulkanischen Ursprung deutlich verratenden Felsen der Küste, die schmale Sand- oder Klippendüne mit ihren darauf zerstreuten dunklen Felsbrocken oder ihren weissschimmernden angeschwemmten Walfischknochen, der wogende Nebel über dem aschgrauen Wasser und der misstönende, die herrschende Totenstille jäh unterbrechende Schrei eines Fischraubvogels harmonieren nur zu gut mit dem seltsam düsteren Eindruck, den die qualmenden Feuer und dunklen Gestalten der Fischer, welche eben einen Fang Heringe auskochen, hervorbringen. Ich bin all die Tage, die ich auf Sachalin verbrachte, den Eindruck des Trüben, Gottverlassenen nicht losgeworden! Und wie mag es hier erst aussehen, wenn der Sturm den Nebel und Schnee heulend um

die Klippen jagt, die Forste landeinwärts in seiner wogenden Masse begräbt und der Donner des berstenden Eises mit dem Brüllen der Brandung in dieser Symphonie des Aufruhrs entfesselter Naturgewalten um die Palme des Vorrangs ringt.

Der Wald zeigt am Aussenrande deutlich den Einfluss des kalten Klimas; wenigstens werden auf den konstanten Nebel und die scharfen Luftströmungen die verkrüppelten Formen der oft sehr alten Bestände zurückgeführt werden müssen. Zähe, knorrige Widerstandskraft ist die Signatur dieses runzeligen Waldgesichtes! Das Feuer am Rande von der Küste her und wohl auch mitunter übergrosser Salzgehalt der Luft kämpfen hartnäckig ihren Weg, groteske Baumleichen über grasbewachsenem, hellgrünem Grunde zurücklassend.

Weiter im Innern sind die Bestände geschlossener, soweit man von Schluss in Urwaldungen reden kann, und man findet neben Birken und Tannen als Hauptsache der Bestockung Fichten und Lärchen und Pinus Cembra von annehmbaren Formverhältnissen, wenn auch im Höhenwuchse sehr zurückbleibend und mit vielen Aesten behaftet. Hier ist natürlich weder Weg noch Steg; nur da, wo einige Partieen von Lärchen oder Cembra ausgehauen und die Stämme auf einer erbärmlichen Reissig- und Erdbahn zum Meere geschleift werden, ist das Vordringen erleichtert. In neuester Zeit wird im südlichen Teile Sachalins Bauholz, und zwar Lärchenholz, nach Port Arthur für Gouvernementsbauzwecke bestimmt, ausgehalten.*

Man kann nicht umhin, sich an die grossen Staatswaldungen Hokkaidos zu erinnern, wo Nadelholz und Laubholz im Ueberflusse vorhanden ist, das zweifellos an den chinesischen und koreanischen Küsten einen hohen Preis (bis zu 20 *Yen* der cbm) erzielen und aus diesen zur Zeit in der Hauptsache nur dem Feuer anheimfallenden Forsten eine ganz anständige Rente

* Die Länge dieser Stämme ist ca rund 5,7 m bei einem Zopfendurchmesser von 22–26 cm. Der Stückpreis variiert je nach dem Zopfdurchmesser zwischen 7–15 Kopeken = 8–30 Pfennig im Walde, so dass 1 cbm zwischen 17,5 und 20 Kopeken = 35 und 40–50 Pfennig im Werte schwankt. Die Fällungs- und namentlich Ausbringungskosten bis zur Einschiffung verzehren ein Vielfaches des Waldwertes und betragen beispielsweise in den Forsten von Meria hinter der gleichnamigen Fischerniederlassung an der Ostküste für den cbm 1,20 Rubel = 2 M 40 Pf. Das hier in Staatsregie gewonnene Holz würde beim Verkauf in Port Arthur wohl einen Preis von 30–50 M pro cbm erzielen; der Transport absorbiert per Steamer lediglich 1 Rubel = 2 M pro cbm.

liefern würde. Von Russen wie Deutschen wird an der chinesischen Küste neben Nadelholz auch gutes, in Japan so wenig verwertbares Laubholz begehrt. Hier fände sich also wenigstens teilweise eine Möglichkeit der Lösung der Verwertungsfrage für die Forste der dermaligen Bestockung Hokkaidos. Gerade in jüngster Zeit ist durch eine Unternehmung dieser Art von deutscher Seite in Hokkaido der schlagendste Beweis für meine Ansicht geliefert worden; unerfindlich bleibt mir daher, warum der japanische Staat nicht durch seine Organe die Lage des Holzmarktes in China und dessen Bedürfnisse studieren lässt und dann zur Selbstanführung von Lieferungsunternehmungen in grösserem Masse schreitet, um den hohen Gewinn in die eigene Tasche zu stecken. Hierin läge nicht nur für die Forstleute eine gute Schulung in aktiver Wirtschaftsbetätigung, sondern dieselben würden auch zum Segen des Ganzen von ihren grünen Tischen mehr auf die tatsächlichen Verhältnisse abgezogen.

Die Umwandlung der Hokkaido-Waldungen mit dem Schwergewichte in gutem Nadelholze, wobei man auf Amerikas klimatisch korrespondierende Formen zur ev. Beimischung zurückgreifen müsste, würde dereinst umso wertvollere Früchte tragen, je mehr sie der kommenden Kolonisation vorauszueilen vermag, und andererseits dürfte sich die Besiedelungsfrage wesentlich erleichtern, wenn Waldwirtschaft oder gar Holzindustrieen sich entfalten können. Sehr wohl würdige ich den Einwand, dass man nicht allen Wald, namentlich nicht den Bergwald in Hokkaido, sofort nutzbringend machen kann, aber die Anzeichen sind da, dass auf relativ naheliegenden Absatzgebieten ein Schritt nach vorwärts getan werden könnte, welcher vielleicht ungeahnte Wege eröffnet; dabei möchte ich aber wiederum nicht missverstanden werden, als ob ich zielloses Nutzen und Abholzen als Universalmittel empfehle; ich meine, aus dem Obigen geht unzweifelhaft hervor, dass mir dies fern liegt; aber etwas grössere, weitere Gesichtspunkte in Forstwirtschaft und Holzhandel, sowie namentlich in Ausnützung der Kräfte, welche Japan in der Handelsflotte für den Fernverkehr seiner Naturprodukte zur Verfügung stehen, müssen fürderhin zum Segen dieses schönen Landes und des Finanzdepartements mehr beachtet werden!

Die Waldungen nun durch ganz Sachalin sollen, wie mir versichert wurde, den oben geschilderten, welche ich besuchte, mit wenig Variationen in Wachstum und Form gleichen; sie sind

umso mehr unseren Forsten auf Hochmooren oder an der Grenzzone zwischen Wald und improduktivem Terrain im Hochgebirge äusserlich ähnlich, je mehr man nach Norden kommt. Der Boden ist meist überreich mit Feuchtigkeit gesättigt und moorig wie in allen Urwaldungen. Das Vorkommen der Lärche in grossem Umfange auf diesem nebeligen Eiland spricht sehr für die in letzter Zeit gerade bei der Lärche angegriffene Behauptung, dass eine Baumart nur von den klimatischen Faktoren bedingt sei, mögen sich diese in den höchsten Bergen oder auf niedrigen Plateaus und Ebenen finden; die Differenz der Höhenlage ist eben nur ein Ausdruck für verschiedene Breitengradhöhe, abgesehen etwa von abnormen lokalen Verschiedenheiten.

Künstliche Holzzucht wird in Sachalin nicht getrieben. Was man an Jungwäldern sieht, ist nichts weiter als der natürliche Anflug und Stockausschlag auf der Brand- oder Abholzungsfläche für den Fall, dass er einige Jahre vom Feuer verschont blieb. Wohl nur das rasche Jugendwachstum schützt die Lärche vor der andernfalls vernichtend wirkenden Konkurrenz der Sträucher und sonstiger harter und weicher Laubhölzer, denen übrigens nur untergeordnetere Bedeutung zukommen kann.

An Wild kommt auf Sachalin Hirsch, Rehbock, Fuchs und Hase vor, sowie hühnerartige Vögel und unzählige Varietäten des Wassergeflügels. Der Bär, dieses mächtige Raubtier Sibiriens, fehlt auch hier nicht, führt aber ein etwas mehr zurückgezogenes Dasein auf wenig betretenen Pfaden des Inneren.

Von Sachalin nach Wladivostock war man genötigt, wieder Otaru anzulaufen. Von da wurde Wladivostock in 42 stündiger Fahrt erreicht, deren Ende umso mehr mit Freude begrüsst wurde, als die See von Japan ihren Unmut an den wehrlosen Passagieren mit sichtlichem Erfolge versuchte.

Da liegt es nun vor uns, das russische Hongkong, im Grunde der durch zwei lange Landzungen gebildeten Bucht, das nicht eben breite Fahrwasser des Zuganges von zahllosen Forts und Batterieen völlig beherrscht und von der Seeseite her wohl fast uneinnehmbar. Hell scheinen grosse Gebäude und die hübsche Kirche herüber aus dem Häusergewirre, das sich als langes Band dem Abhange einer Anzahl zu einem niederen Höhenzuge vereinigter Hügel anschmiegt und in einer sehr beträchtlichen Längenausdehnung parallel dem Hafenufer verläuft. Nach der üblichen Zollrevision mittels Sampan zum Landungsplatze gerudert, hat man den Fuss kaum an Land gesetzt, so ist man auch schon

von koreanischen Kulis wie von einem Heuschreckenschwarm überfallen, und ist die Bagage noch so klein, es bedarf handgreiflicher Ueberredungskünste, will man die einzelnen Gepäckstücke nicht nach allen Himmelsrichtungen ausschwärmen sehen.

Eines hat der koreanische Kuli zweifellos noch vor seinem chinesischen Kollegen voraus, das ist die intensivere Schmutzigkeit, wenn da ein Steigerungsgrad über den Chinesen noch möglich ist. Die weisse Kleidung, der Stolz des Koreaners, scheint ganz besonderes geeignet, durch monatelange Unbekanntschaft mit Wasser und Seife sowohl für Gewand wie für Träger desselben ein besonderes auffallendes Relief zu schaffen.

Ein herbeigeholter Isvotschik (Kutscher) in roter Bluse, grünem, ärmellosen, abgeschabten Sammetrock und weiten Hosen in hohen Streifeln, auf dem freundlich spiritusgeröteten Kopfe einen schäbigen niedrigen schwarzen Filzhut von Zylinderform, nimmt uns in seine schmutzstarrende Troika auf. Was der des Russischen nur schlecht mächtige Fremde dem Kutscher auch sagen mag, er nickt verständnisinnig, und los geht die Fahrt in tiefstem Schlamm oder in erstickender Staubwolke, je nach Witterung, und das Schicksal mag entscheiden, wo die Landung erfolgt; an irgend einem im Ermessen des Isvotschik liegenden Punkte wird gehalten, und wenn es sich nicht als der rechte Platz erweist, geht's im sausenden Galopp nach einer anderen, ebenso beliebigen Direktion, bis das zufällige Erblicken eines Firmenschildes oder eines hilfsbereiten deutschsprechenden Passanten die Erlösung von dieser Hetzjagd bringt.

Die ungeheuer schlechte Verfassung der Strassenfahrbahn selbst in der von palastartigen Gebäuden eingefassten einzigen Hauptstrasse ist eine der dem Fremden zuerst aufstossenden Eigentümlichkeiten Wladivostocks. Man darf aber nicht vergessen, dass das pilzartige Entstehen dieses heute nahezu 50.000 Einwohner zählenden wichtigen Platzes in einem Zeitraume von 30 Jahren wohl kaum Zeit liess, neben dem Bau unzähliger Wohngebäude, Magazine, Werkstätten etc. auch noch besondere Rücksicht zu nehmen auf die Strassen, so dass diese praktisch Erdwege darstellen, deren Planum teilweise zwar mit runden Grobsteinen bepflastert ist, die im allgemeinen aber nichts weiter sind als eine mit der Witterung zwischen Schlammtümpel oder Staubdüne unablässig schwankende Verkehrsöffnung in der Häuserwoge.

Neben der den Hauptteil ausmachenden russischen Beamten-,

Kaufmanns- und Militärbevölkerung sind es ca 2.000 Chinesen, welche als Kaufleute hauptsächlich den Lebensmittelhandel in Händen haben, und 3.000 Koreaner, welche sich nebst einem Bruchteil der Chinesen in die Taglöhner- und Gewerksarbeiten teilen. Die Chinesen leben mehr zerstreut über die ganze Stadt, während die Koreaner in einem eigenem Stadtteil angesiedelt sind, der in seiner äusserlichen Erscheinung nur zu sehr an berüchtigte Chinesenviertel anderer Städte erinnert. Japaner sind als Kommis oder selbstständige Geschäftsunternehmer, Dienstboten und Werkleute tätig und erfreuen sich, namentlich die letzteren, wegen ihrer Geschicklichkeit grosser Beliebtheit. Die Gesamtzahl derselben mag einige Hundert nicht übersteigen, wie auch andere Nationen, Deutsche, Engländer etc. mit kaum nennenswerten Ziffern vertreten sind.

Bemerkenswert ist, dass die grössten Importfirmen deutschen Ursprungs sind (Kunst und Albers); an sie reihen sich einige japanische Geschäfte grösseren Umfangs an, und endlich haben in wachsender Konkurrenz chinesische Firmen einen grossen Anteil am Handel.

Die erst im Vorjahre aufgehobene Eigenschaft eines Freihafens war es vorzüglich, welche den rapiden Aufschwung von Handel und Gewerbe in Wladivostock bewirkte. Die nunmehrige Erhebung von beträchtlichen Zöllen wird umso fühlbarer empfunden, als hauptsächlich chinesische Konkurrenz über den Freihafen Port Arthur und die mandschurische Bahn dieses junge Emporium des Handels stark in Mitleidenschaft zieht.

Die Hauptteile der Stadt mit ihren Prunkbauten, die prächtige Aussicht auf den Hafen, die zahllosen Schiffe der Handels- und Kriegsmarine, das geschäftige Treiben eines Seehandelsplatzes fesseln unser Auge nicht minder wie die Bevölkerung und ihre Lebensäusserungen. Hier findet sich in rasender Troika die typische Uniform, dieses überall anzutreffende Gespenst, da in Russland jede, auch noch so unbedeutende Zivilcharge mit einer militärisch aussehenden Uniform ausgestattet ist, dort ein behäbiger russischer Kaufmann im Wagen mit dem wie ein Fechter auswattierten und in einen dunklen, bis zu den Füssen herabreichenden Rock gekleideten Kutscher auf dem Bocke, der in einem gewissen Missverhältnisse zu dem oft zierlichen Gefährte steht, riesige Kosaken, vollbärtige Bauern, schlitzäugige Chinesen, zerlumpte Koreaner, stämmige Matrosen, wachsame Polizisten, kurz ein kaleidoskopartiger Wechsel von Hell und Dunkel zieht am Auge

vorüber. Dort drüben etwas zur Seite sieht man den Anlegeplatz der Handelsdampfer mit dem Ameisengewühle geschäftiger Menschen, und lange gerade Linien von Geleisen in der Nähe eines grossen grauen Gebäudes zeigen uns den Platz, wo der Bahnhof der sibirischen Bahn steht, zu der der jetzige Zar (damas Thronfolger) im Jahre 1891 den ersten Spatenstich getan hat; ein hübscher triumpfbogenartiger Bau auf dem Wege von der Hauptstrasse zum Regierungslandungsplatz erinnert an diesen denkwürdigen Tag. Kathedrale, Postoffice, Rathaus, Klub, Nevelski-Denkmal etc. sind trotz ihrer Grösse geschmackvoll. Kriegshafen, Docks, Werkstätten u. s. w. erstrecken sich in endlose Weite entlang der geräumigen Bucht.

Für den, der Wladivostock vor dem eigentlichen Sommer besucht, ist das Klima zweifellos angenehm. Der Sommer selbst treibt die bessere Gesellschaft in ihrer Musse landeinwärts nach verschiedenen ländlichen Erholungsplätzen oder an irgend einen Punkt der vielgebuchteten Meeresküste. Man flüchtet gerne vor der Hitze und dem unleidlichen Staube. Der Winter ist sibirisch streng, nicht sehr schneereich und lang, aber die äusserst schneidenden Winde mögen durch die vollständige Abholzung der Hügel, an deren Hang Wladivostock sich hinstreckt, zweifellos eine unangenehm gesteigerte Accentuierung erhalten.

Eine Merkwürdigkeit des ganzen Ussuri-Grenzlandes ist die ausserordentliche Trockenheit des August und September, die uns später am unteren Amur als die Ursache der Laubvertrocknung am Baume, lang bevor die eigentliche Abfallzeit der Blätter beginnt, bezeichnet wurde.*

Was die Lebensverhältnisse Wladivostocks anlangt, so müssen dieselben direkt und indirekt als sehr teuer bezeichnet werden.

Alles kommt von auswärts! Weizenmehl von der Mandschurei und von Amerika, sonstiges Getreide und Ackerfrüchte etc. von der Mandschurei, Kartoffeln, wenn Zeiten schlechter Ernte in der Nähe sind, wie auch der Reis, von Japan und Indochina, Trauben, Aepfel, Birnen von Hokkaido und Chefoo und die Unzahl der sonstigen Provisionen in Tins von Deutschland und Amerika.

* Während der Monate Mai bis Juli sind Nebel und Regen an der Tagesordnung (Juni am nebelreichsten), und nur vier Monate, Juni, Juli, August und September, sind absolut frostfrei; der Schneefall beginnt Ende Oktober, ist am stärksten im Dezember und endet Februar, die Begrünung der Gegend erfolgt spät (anfangs Juni). Während der letzten zwei Jahre war durch Eisbrecher der Hafen offen gehalten worden.

Haushaltungsgegenstände, Stoffe, Toilettenartikel, Wäsche, kurz alles unter den Titel besserer Hauseinrichtung und Lebenshaltung irgendwie Subsumierbare oder Werkzeuge für Gewerbe sind fast ausschliesslich von Deutschland importiert, während für die Ausrüstung und Bekleidung der niedrigeren Volksschichten japanische Industrieerzeugnisse, von Chinesen über Port Arthur und Mandschurei eingeführt, einen sicheren und weiteren Markt sich stetig erobern.

Sehr fühlbar macht sich zweifellos die Armut an Feuer- und Konstruktionsholz in der Nähe geltend, so dass die Preise desselben bemerkenswert hohe genannt werden müssen. Wir begegnen fast überall diesem anscheinend merkwürdigen Phänomen, dass in einem holzreichen Gebiete, wie Ussuri-Grenzland, Holz in der Nähe von Städten, Ansiedelungen nur zu unverhältnismässigen Kosten und schwer erhältlich ist. Weit und breit in der Nähe von solchen grösseren Ansiedelungen sind nämlich bei Begründung derselben die Wälder in unvernünftigster Weise zerstört worden, (ich komme darauf noch später zurück) und zwar nicht durch die Axt allein, sondern hauptsächlich durch Feuer, und nun verursacht natürlich in den wenig besiedelten weglosen Gegenden des Hinterlandes solcher Plätze die Beischaffung von Holz auf oft kolossale Entfernungen auch enorme Kosten.*

Die ganze Ussuri- und sibirisch-mandschurische Bahn, welche bisher allein Holzfeuerung hatte, wird mit dem Zurückweichen der ausbeutbaren Waldgrenze in kurzem zur Kohle als Heizmaterial greifen müssen. Der Verbrauch von Feuerholz in den Haushaltungen ist entsprechend den durch das Klima nötigen riesigen Oefen ein enormer, und 3 Ster mögen pro Jahr als Minimum pro Kopf der Inwohner bezeichnet werden, das Holz für Kochen ungerechnet; Wohnungen, Hotels, Restaurants etc. sind auch für östliche Verhältnisse als teuer zu bezeichnen.

Dem Wert und der wirtschaftlichen Bedeutung der sibirischen Bahn, deren östlicher Endpunkt in Wladivostock dieser

* Ein cbm gutes Lärchenbauholz erzielt einen Preis von 20–25 Rubel = 40–50 M, und Eichen, Eschen, Akazien, Phellodendron das Doppelte. Die Tanne ist in der jüngsten Zeit in grösserem Umfange an Stelle des Lärchenholzes für Bretter getreten. Brennholz variiert zwischen 3–5 Rubel oder 4–10 M. pro Ster; Kohle pro 1 Tonne sehr schlechter Qualität von Sachalin kostet zwischen 11–12 Rubel (22–24 M) im Grossankauf; man bezieht jetzt eine viel bessere Qualität von Hokkaido und Moji in Japan.

Stadt hauptsächlich zu ihrem amerikanisch rapiden Aufschwung verholfen hat, will ich später nähertreten und zuerst versuchen, den Eindruck, den die Ussuriregion und die Gegend am unteren Amur auf mich machte, zu schildern.

Zuvor jedoch sei mir gestattet, mit ein paar Worten den Befund der Waldregion in nächster Nähe Wladivostocks, und 70 km zählen in Sibirien dazu, zu erwähnen. Die Gegend um Wladivostock ist hügelig und mit Ausnahme der grasigen Talsohlen scheinbar gut bewaldet, soweit das Auge reicht. Betritt man aber auch diesen sogenannten Wald, so bleibt kein Zweifel, dass er praktisch zerstört und durch Axt und Feuer in eine Verfassung gebracht ist, die ihn auch nur mit Schwierigkeiten zur Brennholzlieferung ferner heranziehen lässt. Da sich derzeit die einzige wirtschaftliche Massregel auf ein völlig ungeordnetes, verschwenderisches und wüstes Herumhauen beschränkt, so ist das Ende leicht abzusehen. Die einfachsten Prinzipien einer Regelung und etwas Aufsicht hätten es wohl möglich gemacht, das Material für so manche Tausende von Holzhäusern in Wladivostock zu entnehmen, ohne zugleich so bald schon den jetzt fühlbaren Holzmangel heraufzubeschwören, aber in wilder Zerstörung ist Sibirien gross wie kaum ein anderes Land, höchstens Amerika ausgenommen. Die Zusammensetzung solcher ausgebeuteter Forste ist jetzt in der Hauptsache durch schlechte Eichen (Quercus Mongolica), Erlen, Linden, Pappeln, Weiden, Birken und Phellodendron Amurense gegeben, die wertvollen Nadelhölzer, wie Lärchen, Fichten, Kiefern, sind grossenteils verschwunden und waren ehedem zweifellos in gutem Verhältnisse und in grösseren Horsten beigemischt. Das Feuer in seiner vielfachen periodischen Wiederkehr vernichtet natürlich, wo es hingelangt, das Nadelholz jeden Alters, und die widerstandsfähigen Laubhölzer erhalten dann die Oberhand in einer Weise, die den mit solchen Bildern Unbekannten zu dem Glauben verführt, als ob er in der jetzigen Zusammensetzungsweise die ursprüngliche vor sich habe, was keineswegs der Fall ist. Die ganzen klimatischen Verhältnisse weisen hier auf eine Nadelholzregion hin, und an einzelnen dem Verderben entronnenen Plätzen kann man sich von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugen.

Folgen Sie mir nun im Geiste durch das Ussurigebiet zum Amur.

Die Strecke Wladivostock-Habarovsk stellt eigentlich das eine Ende der sibirischen Bahnlinie zwischen Transbaikalien und

dem pacifischen Ozean dar, wie selbe ursprünglich geplant war. Vom Baikalsee sollte die Trace um die Mandschurei herumführen, ungefähr dem Laufe des Amur sich anschmiegend, bis zur Einmündung des Ussuri in denselben bei Habarovsk. Politische Konstellationen und diplomatische Erfolge Russlands ermöglichten nun die Ausführung der geraden Verbindungslinie vom Baikalsee nach Wladivostock durch die Mandschurei vor Vollendung der ersteren Trace. Das Stück zwischen Kaidalovo und Stretensk zeigt auf der Transbaikalischen Seite noch den Ansatzpunkt der erstgewählten Route. Diese wird, wenn auch mit einiger Verspätung, unzweifelhaft noch vollendet werden, um die ungünstigen Verkehrsverhältnisse auf dem Amur und Shilka zugunsten der Amurprovinz zu bessern.

Der Zug, der den Reisenden aufnimmt, um ihn in 27–30 Stunden die 716 verst = 750 km bis Habarovsk zu bringen, ist aus 10 bis 15 Waggons zusammengesetzt, deren geräumige Platzeinteilung, solide Konstruktion und namentlich Höhe, z. B. im Vergleich mit der Enge der japanischen, als eine ausserordentliche Annehmlichkeit empfunden wird. Die Möglichkeit für mindestens die Hälfte der Passagiere, bei Nacht auf sehr praktisch angeordneten breiten Klappmatratzen schlafen zu können, trägt nicht wenig zur Erleichterung der Tour bei; die Vollbesetzung eines Zuges dürfte nur sehr selten eintreten, und so findet sich durch eine selbstgeübte liberale Verteilung der Schlafplätze innerhalb des mit durchlaufendem Seitengang versehenen Zuges wohl für jeden bei Nacht ein Ruheplatz. Wer sich besonderen Luxus gestatten will, der mag Kopfkissen und Decke mitbringen; auf der sibirisch-mandschurischen und zentralmandschurischen Bahn, wo man mehrere Tage zu fahren hat, um an die grösseren Knotenpunkte, wie Tashihchiao (Newchwang), Port Arthur, zu kommen, wird dies zur Notwendigkeit. Das Handgepäck wird jedermann in Sibirien und der Mandschurei auf das allernotwendigste beschränken müssen, so dass er sich im Falle der Not auf kurze Strecken selbst behelfen kann; denn nicht immer sind bei einem durch irgend welchen Zufall veranlassten Umparkieren oder dergleichen hülfreiche oder sichere Hände in genügender Anzahl zur Verfügung. Das erlaubte Freigepäckgewicht ist zudem sehr beschränkt und die Taxen für den Gepäcktransport ausserordentlich hoch. Die Geschwindigkeitsleistung geht bei diesen Zügen, alle Aufenthalte eingerechnet, selten über 25 km pro Stunde hinaus.

Für leibliche Bedürfnisse ist durch einen Speisewagen mit guter Küche gesorgt; das russische, aus der nationalen Kraut- oder irgend einer andern Suppe, dann aus Fleisch und etwas Mehlspeise bestehende Menu zu 1 Rubel ist als preiswert und verhältnismässig billig anzusehen. Besondere Gelüste kulinarischer Art können im Umfang der Speisekarte eines kleinen Restaurants befriedigt werden, und alkoholische Stärkungsmittel vom simplen Wodka, dem russischen Nationalschnaps, bis zum Champagner stehen jederzeit zur Verfügung, allerdings zu enormen Preisen.* Man wird stets gut tun, sich mit einem kleinen, womöglich metallenen Teekessel, einem ebensolchen Becher, Löffel sowie mit Tee und Zucker zu versehen; heisses Wasser ist überall auf den Stationen unentgeltlich zu haben, und ein Glas Tee wird aus irgend einem der fünf klassischen Gründe für Trinken, immer gern genommen.

Die Landschaft ist kurz nach dem Verlassen von Wladivostock anfangs wenig interessant und die Amurbai, eine Einbuchtung des Meeres, welche umfahren wird, etwas monoton. Die Bahn erreicht nach einigen Stunden, 108 km von Wladivostock entfernt, Nicholskoe, und hier sieht man zuerst die Anzeichen eines etwas grösseren Ackerbaus, während bis zu diesem Punkte die Linie zwischen den niedrigen mit Eichen, Pappeln, Birken etc. schlecht bewaldeten Hügeln hin und abwechslungsweise über endlose grassteppenähnliche Talmulden führt.

Nicholskoe ist auch die Abzweigstation für die sibirische Bahn durch die Mandschurei, und ein geschäftiges Treiben herrscht auf dem hübschen geräumigen Bahnhofe. Die Stadt Nickolskoe liegt ca zwei km abseits in einer weiten, flachen Terrainmulde und inmitten unabsehbarer Felder, auf denen Weizen, Gerste und Kartoffeln, bei dem Raumüberfluss an Ackerboden einstweilen offenbar nur auf den besten Plätzen, mit sehr gutem Erfolge gebaut werden.

Wenn einmal die Besiedelung dieses Landstriches in grösserem Umfange vor sich gegangen ist, dann wird sich auch die Versorgung der grösseren Städte z. B. Wladivostock mit landwirtschaftlichen Produkten aus der Umgegend besser geltend machen können, und die derzeitigen, künstlich hoch getriebenen

* Ein Flasche russisches Bier unbestritten mittelmässiger Qualität kos.et z. B. 1 Rubel 25 Kop. = 2 Mark 50 Pfennig und das unschuldige Fläschchen Selterswasser zu ca ½ Liter Inhalt 40 Kop. = 80 Pfennig; 1 Flasche Champagner 12-13 Rubel = 25-26 M.

Preise der an sich trotz weitem Transport nicht teueren, in erster Linie aus der Mandschurei importierten Lebensmittel auf ein mehr bekömmliches Mass zurückführen. Der Ackerboden, ein schwach lehmiges Land, gedüngt mit dem tausendjährigen Humus der einstigen Wälder, ist bis gegen Habarovsk und noch eine Strecke darüber hinaus für Landwirtschaft zweifellos sehr gut geeignet, in erster Linie natürlich im Ussurital selbst und dann auf den tieferen, welligen Abhangshügeln, welche die westlichen Ausläufer der nord-südlich verlaufenden Grenzberge an der Seeküste (Shikota-Alin) darstellen.

Die Temperatur der 5 Vegetationsmonate, welche allein für Bodenkultur in Betracht kommt, ist merkwürdigerweise nördlich gegen Habarovsk hin grösser (+ 17° C) als in Wladivostock trotz der selbstverständlich hier niedrigeren Wintertemperatur. Als Hinderungsmittel des bei diesen Wärmeverhältnissen in beträchtlichem Umfange möglichen Getreideanbaus erscheint aber die ungemein hohe Feuchtigkeit während der Sommermonate.*

Ausgedehnte Waldungen, Sümpfe und Moräste finden sich allenthalben, leider die ersteren gegen die Talsohlen und die Besiedelungszone hin sichtlich stark durch Feuer in Mitleidenschaft gezogen.

Das ganze, wenig hinter der Grösse Italiens (ohne Sardinien und Sicilien) zurückstehende Ussuriland ist in landwirtschaftlicher Hinsicht bedeutend höher anzuschlagen als das westlich angrenzende Amurland, wenigstens im zentralen und südlichen Teile. Gegen den Unterlauf des Amur (also um Nicholajevsk) dagegen wird Landwirtschaft von nennenswertem Umfang klimatisch unmöglich.

Die Fahrt geht ununterbrochen abwechselnd an Feldern, Wiesen mit stattlichen weidenden Rinderherden, sumpfigem Terrain und Wald vorüber, ausser zwei grossen Flussüberbrückungen keineswegs besondere Schwierigkeiten beim Bau aufweisend. Die eine dieser beiden mächtigen eisernen Brücken ist über den Ussuri gelegt, etwa auf halbem Wege zwischen Wladivostock und Habarovsk, und von da an läuft die Linie den genannten Fluss entlang und in geringer Entfernung von demselben. Die Stationen sind wenige und in grossen Intervallen (15–20 km).

Was an Wald passiert wird, setzt sich durchschnittlich, bis auf weite Distanzen von der Bahnlinie entfernt, aus einem ungleichalterigen Gemisch von Eichen, Erlen, Ulmen, Pappeln,

* 560 mm pro Jahr, davon 312 mm während des Sommers.

Birken und diversen Sträuchern zusammen, ist unregelmässig, licht, mit viel Gras am Boden, das richtige Bild des wiederholt vom Feuer verwüsteten Urwaldes. Hier waren, wie schon betont, die heute nur noch in grosser Entfernung von den Kolonisationsgründen vorhandenen Nadelhölzer wie Fichten, Tannen, speziell Pinus Cembra und Lärche, früher umfangreich beigemischt. Ab und zu passiert man ein kleines Restchen dieser originalen Bestockungsform, um aber, gewissermassen als Aequivalent, kurz darnach durch das Vorhandensein grösserer reiner Partieen von Krüppeleichen, Pappeln und Birken über riesigen Nadelholzstöcken wiederum an die Herrschaft des Feuers erinnert zu werden. Dann und wann sind abgestorbene und frisch von Feuer und Rauch geschwärzte Waldriesen in der Ferne an den Abhängen der Hügel sichtbar, oder eine gnädige Laune des Schicksals bereitet uns nahebei ein solches Brandschauspiel in voller Aktion, wie man Aehnliches ja auch in Hokkaido dutzendemal wahrnehmen kann.

Gegen Habarovsk sieht man die stattliche Pinus Cembra mit ihrer dunklen Krone und der eigentümlichen Zwieselform des Schaftes häufiger, ebenso sind Lärchen (Lar. dahur.) auf grossen Flächen in Mischung mit Cembra erhalten und zwar in der Form wertvollsten starken Altholzes Ihre Rettung mögen diese Forste dem ausserordentlich nassen, sumpfig moorigen Boden verdanken, der sie vor der Feuerpest bewahrte. Diesen Waldungen wurde auf der Rückreise ein Besuch abgestattet. Einstweilen war die Absicht, unter Ausnützung des guten Wetters womöglich ohne grössere Aufenthalte die Amurmündung zu erreichen. Reizende kleine, aus Holz konstruierte Sommerwohnungen bei Korkovskoe verraten die Nähe von Habarovsk, das auch nach einer Stunde erreicht ist.

Habarovsk trägt die Anzeichen einer erzwungen raschen Entwicklung; es ist weitläufig mit breiten geraden Strassen ohne Pflaster, die einzelnen Quartiere etwas unzusammenhängend über drei Hügel und deren Verbindungstäler zerstreut, mit klaffenden Lücken der Häuserbebauung und dementsprechender Ausdehnungsmöglichkeit im fixierten Raume. Unscheinbar und im scharfen Kontrast zu den roten Ziegelbauten der neueren Zeit stehen die alten Quartiere mit niedrigen Holzhäusern, und eine gewaltsame Hand hat mit energischen Strichen in neuerer Zeit ihr „*Sic volo, sic jubeo*“ hinsichtlich der Formung der Stadt ins Terrain gezeichnet, seit sie von einem im Jahre 1858 gegründeten

Kosakenposten Hand in Hand mit den Erfolgen der lautlosen und energischen russischen Politik an Bedeutung gewann. Heute ist sie der Sitz des Generalgouverneurs von Ost-Sibirien.

Das Museum, die Kathedrale, der Palast des Gouverneurs, das Kasino der Garnison etc. liegen auf dem Plateau des hohen, steil zum Amur abfallenden nördlichen Ufers. Die Böschung zum Flusse hinab selbst ist in hübsche öffentliche Anlagen umgewandelt. Weit schweift das Auge über die breite Wasserfläche des majestätischen Amur, der 256 km stromaufwärts den Ussuri in sich aufgenommen hat, und marschige Ebene im Vordergrunde, niedere Hügelreihen mit dunklem Walde in weiter Ferne vervollständigen ein ruhiges Panorama von imponierender Grösse. Die Statue Muraviov's, des rastlosen Eroberers der Länder am Amur, auf einem Vorsprunge des Plateaus bringt in der einfachen Komposition der sinnend die Arme faltenden überlebensgrossen Figur die Willenskraft, das Zielbewusstsein und die Erfolge des eisernen Mannes beredt zum Ausdruck. Nach Süden ist sein Blick gerichtet,—dort überm Fluss liegt Mandschuria, und die Gegenwart zeigt nur zu deutlich, wie die magischen Wellen seines Geistes den Tatendrang seiner Nachfolger belebten!

Der Aufenthalt in dem Hotel „Habarovski" mit seiner vordringlichen neugebauten Front in der Hauptstrasse wirkt ungemütlich durch die schäbige Eleganz, zu der die Preise um so weniger passen, als die Reinlichkeit und die Qualität alles Gebotenen den Grad tiefer Mittelmässigkeit kaum überschreiten. Gewisse sanitäre Einrichtungen und die Wasserrationen zur Reinigung des Körpers lassen einen bedenklichen Schluss auf sibirische Verhältnisse in dieser Richtung zu. Die daraus keimende Voreingenommenheit gegenüber sibirischen Zuständen findet leider ihre Bestätigung, je kleinere Orte man besucht, und der Kontrast ist umso fühlbarer, wenn man, wie wir, vom reinlichen Japan herüberkam. Eine gewisse Abtönung hatte freilich schon in Wladivostock Platz gegriffen.

Habarovsk mit 16–18.000 Einwohnern, die Garnison nicht eingerechnet, zeigt natürlich die Eigentümlichkeit aller gewaltsam in grössere Verhältnisse heraufgepressten Posten in Ostsibirien. Es hat keine eigentliche Umgebung mit landwirtschaftlichem Betriebe, der die Stadt oder den Platz genügend mit Lebensmitteln und den diversen Produkten des Bodens oder der Viehzucht versorgen könnte. Es liegt dies in der Art des

Fortschreitens der russischen Okkupation neuer Länder. Die politische und militärische Wichtigkeit erfordert die Schaffung eines Stützpunktes in kürzester Zeit mit vollem Zubehör an Verwaltungsorganen, oft mitten in einer bisherigen Wildnis. Die weitere Entwicklung geht dann später von diesem Zentrum aus, und da z. B. im Ussuri- und Amurland im grossen ganzen erst eine ackerbautreibende Bevölkerung durch Kolonisten vom europäischen Russland her geschaffen werden muss, so steht man hier eben vor dem umgekehrten Faktum sonstiger Landesentwicklung, wo aus den sich verdichtenden Ansiedlungen der Ackerbauern durch Abscheidung der Handwerker etc. sich Industrie- und Handelszentren, eben die Städte bilden. Aehnliches findet man ja auch in Amerika, wo die Städte pilzartig aus dem Boden schiessen, aber man darf nicht vergessen, dass ein gewaltiger Unterschied zwischen der Bevölkerung Amerikas und jener Sibiriens besteht. Amerika mit seinen Legionen werktätiger, intelligenter Kräfte, mit seiner hohen Entwicklungstufe hinsichtlich Landwirtschaft, Industriebetätigung und Minenbenützung, mit dem überall bereiten gesamten Apparat der Kultur in Eisenbahnen, Telegraphen und Maschinen etc., unter der Aegide enormen Kapitals und der volkstümlichen amerikanischen Unternehmungslust, gestützt durch Freiheit und Vielseitigkeit, ist grundverschieden von Sibiriens zwangsweise angesiedelter, der amerikanischen materiell und geistig inferioren Bevölkerung. Die Absatzverhältnisse der Produkte irgend einer Unternehmung sind in Amerika durch ein reiches Netz von Verkehrslinien und die Handels- und Kreditverhältnisse auf eine weitaus günstigere Basis gestellt als hier, wo die generelle Unaufgeschlossenheit der Gegend, widriges Klima und namentlich eine zur Initiative erzogene Bevölkerung gänzlich fehlt. Die Zähigkeit des Russen und die Konzentration aller geistigen Fähigkeiten der leitenden Kreise in der neueren Zeit auf ein bestimmtes Ziel, das meist bemerkenswert hoch gesteckt ist, werden den Erfolg zweifellos schliesslich auch hier erreichen lassen, wenn auch langsamer.

Habarovsk ist klimatisch sogar günstiger gestellt * als die Gegend am oberen Ussuri und mag somit erwartet werden, dass der Anblick grösserer Getreidefelder wie bei Nicholsk nur eine Frage der Zeit ist. Gegenwärtig kommen die landwirtschaft-

* (Während der Vegetationszeit + 17° C).

lichen Produkte (Getreide und Vieh) in der Hauptsache von der Mandschurei auf dem Sungari und Amur zum Importe.

Der Wasserweg nach Transbaikalien, den Amur und Shilka hinauf, repräsentiert eine lebhafte Verkehrsstrasse für Produkte aus Mandschurei und Transbaikalien (Getreide, Kartoffeln etc., Rindvieh), obwohl in seiner Wirksamkeit nicht wenig gehemmt durch ungünstige Bettverhältnisse des Flusses (Schiffe können höchstens 4 Fuss Tiefgang haben) und Eis. Blagoveschzenzk, einige 975 km Amuraufwärts, eine blühende Handelsstadt und das Zentrum der sibirischen Goldindustrie, mit seinen 40.000 Einwohnern wurde mir ebenfalls als der Typus einer kontinentalen sibirischen Stadt bezeichnet, aber die Fahrt von Habarovsk über Blagoveschzenzk nach Stretensk den Amur und Shilka aufwärts erfordert einerseits fast 24 Tage Zeit, und zahlreiche Cholera-Fälle eröffneten anderseits die Möglichkeit, bei der Ankunft an der sibirischen Eisenbahn in Stretensk ein paar weitere Wochen in Quarantäne gelegt zu werden. So wurde von dem Plane des Besuches dieser interessanten und durch waldbedecktes Hügel- und Gebirgsland führenden Strecke abgesehen, obwohl ein solcher den Vorteil gehabt hätte, uns den Rückweg nach Wladivostock zu ersparen.

Um von Habarovsk nun weiter nördlich vorzudringen, ist man auf die Schifffahrtsgelegenheiten auf dem Amur angewiesen. Ein regelmässiger Postdampferdienst ist zwischen Habarovsk und Nikolajevsk mit einer Anzahl Anlegepunkte auf der Strecke eingerichtet. Die hiefür bestimmten Schiffe sind flachgehende kleine und mittlere Raddampfer (ca 60 m lang, 14 m breit) und enthalten Kabinen für ca 50 Personen im Durchschnitt; I. und II. Kl. differieren in Bequemlichkeit und Essen nicht auffallend, die Räume sind jedoch sehr prekär und lassen die nötige Sauberkeit oft stark vermissen.* Das vorhandene Oberdeck gewährt dagegen die Möglichkeit, sich angenehm zu ergehen. Das Hauptdeck und der hintere Teil des Oberdecks sind für die Zwischendeckpassagiere bestimmt, die in buntem Durcheinander eine interessante Rassenmischung aufweisen. Die Zwischendeck-

* Der Fahrpreis kann nicht eben niedrig genannt werden, er beträgt 13½ Rubel = 27 M in II. Kl. für die ca 900 km lange Strecke, und zwar ohne Verpflegung. Die letztere ist genügend und besteht aus einer einfachen Mahlzeit mit reichlichen Portionen, Abends nur 1 Fleischgang, Morgens Kaffee und als Beigabe zu jeder Mahlzeit Tee. Der Preis hiefür ist 2 R 25 = 4 M 50 Pf. pro Tag. Sehr teuer sind Getränke jeder Art ausser Tee (1 Fl. Bier russischen, japanischen oder amerikanischen Ursprungs kostet von 70 Kop.—2 Rubel, Kwass und kohlensaueres Wasser 30–40 Kop. = 60–80 Pf).

passagiere, meist ganze Familien, kampieren schlecht und recht auf dem Boden unter Zuhilfenahme mitgebrachter alter Decken oder Bündel, welche die schmale Habe enthalten. Man findet da repräsentiert den russischen Bauern, untersetzt, mit struppigem Vollbart, Chinesen als Handwerker oder kleine Kaufleute, koreanische Kuli, Goldwäscher von den Golddistrikten, Jäger, Kosaken und ab und zu ein paar Vertreter der einheimischen Mongolenstämme wie Giliaken, Golden, oder Buriaten (letztere vom oberen Amur aus Transbaikalien stammend). Die europäische Gesellschaft der I. und II. Kl. besteht aus einer Anzahl (uniformierter) russischer Beamten und aus Kaufleuten, welche Dienst oder Geschäft zum Reisen veranlassen. Die ganze 3½ tägige Fahrt ist etwas monoton: weit und breit niedriges Land oder schwachwellige Hügel mit endlosem Wald, Sümpfen oder Grasland, und nur in grosser Entfernung vom Flusse sieht man einmal eine höhere Bergkette in östlicher Richtung, die bei Sofiesk etwas näher herantritt. Der Fluss ist von einer wechselnden Breite, zwischen 400 und 1.000 m, und kleine Poststationen an seinen Ufern werden in Zwischenräumen von 6–10 Stunden angelaufen. Es sind dies Orte von 20 bis zu 100 Häusern, an der Uferbank langgestreckt zerstreut und auf Lichtungen früheren Wald- oder Sumpfterrains erbaut. Die Häuser, ganz von Holz konstruiert und niedrig, machen mit ihren weissen Fensterrahmen keinen unfreundlichen Eindruck. Frauen, Männer und Kinder bieten die Erzeugnisse ihrer kleinen Wirtschaft, Milch und Brot oder Backwerk, auch Fische zum Kaufe an, sobald der Dampfer anlegt. In der Hauptsache ist es eine Fischerbevölkerung, welche in diesen Niederlassungen haust. Nirgends fehlt die Kirche (wenn auch oft in recht baufälligem Zustande) als Wahrzeichen, dass orthodoxer Glaube hier eine Heimstätte hat.

Eine Anzahl der Ansiedler erwirbt sich neben etwas Viehzucht und Ackerbau noch Verdienst durch Holzfällen für den Bedarf der Schiffe. Holzzaine grob aufgespaltenen Scheitholzes stehen zur Verladung als Feuerholz am Ufer bereit. Natürlich hilft diese Art der Kesselfeuerung ebenso kräftig zu der Zerstörung des Waldes mit wie die Lokomotive, welche auf der Ussuribahn oder der sibirischen und mandschurischen Linie ja auch nur mit Holz geheizt wird. Diese Poststationen erhalten ihre eigentliche Wichtigkeit erst im Winter, wenn der ganze Verkehr von Nicholajevsk nach Habarovsk und umgekehrt auf dem festgefrorenen Amur vor sich geht; sie sind dann die Relaisplätze für

Pferde und Rastpunkte der Reisenden, die sich an den riesigen aus Ziegeln gebauten Oefen von der schneidenden Kälte der Fahrt erholen mögen.

Was den Wald entlang dieser ganzen Flussstrecke anbelangt, so trägt er in nächster Nähe der Ufer die Zeichen der Vernichtung durch Hochwasser und Eis und durch Feuer auf weiter entfernten Plätzen nur zu deutlich zur Schau, namentlich jede hügelartige Erhebung lässt dies sicher wahrnehmen. Die Brände am Amur erfreuen sich einer gewissen Selbstverständlichkeit, der nur Aufmerksamkeit geschenkt wird, wenn dieselben wie im Jahre 1887 eine solche Ausdehnung annehmen, dass die Schifffahrt auf dem Amur wegen der unerträglichen Hitze und des jede Aussicht hindernden Rauches für Wochen eingestellt werden muss. Ungleichalterige Horste von Lärchen, Fichten, Erlen, Birken, Pappeln und Weiden ziehen in reinen Gruppen oder untereinander gemischt am Auge vorüber, und die Monotonie der flachen Uferlandschaft wird durch eine stundenlang das Ufer einsäumende niedere Weiden-oder Erlenbestockung geradezu unangenehm gesteigert. Freut man sich einmal, eine Partie alten Hochwalds in der Nähe zu erblicken, so ist man nur umsomehr enttäuscht beim Näherkommen, da man in der Regel nur einen geschwärzten abgestorbenen Bestand vor sich sieht, zu dessen Füssen eine junge Generation von Birken, Pappeln etc sich anschickt, dem unausbleiblichen Schicksal des Feuertodes entgegen zu wachsen. Moorige Wiesen mit hohem Gras kontrastieren in ihrem lebhaften Grün mit dem sie umschliessenden dunkeln, mattfarbigen Walde. Im grossen ganzen bleibt der Eindruck eines endlosen moorigen, waldbedeckten Tief- und niedrigen Hügellandes, das wohl in der Hauptsache als ewige Forstregion bezeichnet werden muss, zweifellos in seiner nördlicheren Hälfte gegen Nikolajevsk, da die klimatischen Bedingungen dort zu ungünstig für Landwirtschaft sind. Rein landschaftlich betrachtet sind manchmal die Gegenden am Amur, besonders gegen Abend, von einem eigenartigen Reize. Ruhig zieht das Schiff seinen Kurs auf der weiten Wasserfläche, tief schwarz erscheint das Wasser in nächster Nähe, während es gegen die Ufer im Westen, wo die Sonne eben untergegangen ist, in successiv hellere Schattierungen vom tiefen Blau in Grün, Rot und zuletzt in intensivstes Gelb verläuft, wie ein Regenbogen von riesiger Breite. Dazu die stillen gespensterhaften Uferweiden, deren unzählige Spitzen und Blättchen sich

mit frappanter Deutlichkeit gegen den in Glut getauchten Himmel abzeichnen. Darüber wiederum die allmähliche Abtönung der feurigen Gloriole, vom flüssigen Golde zu hellem Smaragd-Grün und Azur-Blau, an das sich im Zenit tiefstes Violett anreiht, um gegen Osten in unbestimmtes Grauschwarz überzugehen. Kobaltblaue Bergeshöhen sind gegen Südosten zu in Dämmerung versinkend sichtbar, und über ihnen emporsteigend der Mond, dessen langstreifiger Widerschein im Kielwasser des Schiffes silberne Kringel formt. Langsam vergeht Glut und Farbenspiel, und rotfunkelnd wie gierige Augen von Dämonen blitzen die Signallichter der Richtpunkte am düsteren Ufer — die Luft eine seltsame Mischung von Maiglöckchen, Kieferduft und moderiger Substanz. Wer Abende an einem der moorumsäumten Seen, etwa dem Chiemsee im südlichen Bayern, verlebt hat, dem werden solche Bilder bekannte Heimaterinnerungen vorzaubern!

Die Temperatur schwankt im Amurlande zwischen Extremen, und wer sich im Juli bei 30° im Schatten am Vormittage den zugigsten Platz auf Deck des Schiffes aufsucht, um etwas Kühlung zu erhalten, wird sich schwer mit dem Gedanken befreunden, dass im Winter hier eine Kälte von—25° C und mehr eben nicht zu den Seltenheiten gehört und dass in der letzten Hälfte des Oktober wegen des Eises die Schifffahrt auf demselben Amur wieder eingestellt werden muss bis Ende Mai, wo dann wiederum verhältnismässig rasch der Eisgang erfolgt.

Endlich ist Nikolajevsk in Sicht, und der Dampfer dreht, in grossem Bogen laufend, bei, um nicht mit den angehängten Transportbarken in Kollision zu geraten. Nach dem üblichen Aufenthalte durch ärztliche Untersuchung etc legt man schliesslich an einem wellblechgedeckten Schuppen an, der den kühnen Namen „Landungshalle" trägt. Der Pass muss vorgezeigt werden und stellt in meinem Falle den riesigen Gendarm vor eine recht kitzlige Alternative. Lesen kann er ihn nicht, weil er deutsch verfasst ist, und das Publikum betrachtet mit unverhohlener Neugierde den Fremdling, der nicht so glücklich ist, sofort passieren zu können, wohl vermutend, dass mit dem Fremden „was" nicht „richtig" sei. Ohne weiteres den Fremden durchzulassen, scheint dem Gendarmen nicht angängig, und so hilft sich der Brave unter dem Drucke der murrenden landungssüchtigen Passagiere durch das Auskunftsmittel einer sinnenden Miene, und weiss Gott was murmelnd gibt er mit gnädigem Kopfnicken das Zeichen zum Passieren. Staunend be-

wundert wieder einmal das niedere Publikum die Ueberlegenheit der Polizeimacht, die alles kann, sogar verkehrt in der Hand gehaltene deutsche Pässe lesen.

Da mir von einem Deutschen an Bord der Rat gegeben war, mich bei Zeiten nach Quartier umzusehen, so gehts im Galopp mit einer der schmutzigen Troikas durch Staub und Sonnenbrand zum Städtchen hinauf, von dem man anfänglich recht wenig wahrnimmt, da es auf dem Plateau der Ufereinfassung gelegen ist und ganz in kleinen Baumgruppen versteckt zu sein scheint. Das einzige Gasthaus hat nur sieben Schlafräume; Zimmer sind wohl nur zwei davon zu nennen, und die durchschnittliche Ausstattung derselben lässt alle, auch die bescheidensten Ansprüche unerfüllt. Das Einzige, was man sich ersehnt, ein annehmbares Bett oder eine Lagerstatt, ist repräsentiert durch ein Holzbrettplanum in einer eisernen oder hölzernen Bettstelle und darauf eine 3 cm dicke Matratze sowie eine Decke zum Zudecken; Leintücher sind selbst mitzubringen oder werden extra berechnet. Die gute Laune wird unter solchen Umständen auch bei wenig verwöhnten Forstleuten nicht gehoben, denn die Aussicht, nach drei Tagen harten Liegens auf einer Art Panzermatratze während des Aufenthaltes auf dem Schiffe in noch weniger einladende Verhältnisse zu geraten, ist wenig dazu angetan, Segenswünsche für sibirische Gasthäuser zu erzeugen, aber die begleitenden Umstände, die wir erst nachher erfahren sollten und die in Sibirien als selbstverständlich hingenommen werden, hatten nach wenigen Tagen den Entschluss gezeitigt, im Freien auf dem Erdboden zu kampieren. Infolge menschenfreundlicher Vermittlung des Vertreters der deutschen Export- und Importfirma von Kunst und Albers kam dies jedoch nicht zur Ausführung.

Es ist mir aus begreiflichen Gründen nicht möglich, mehr wie Andeutungen über die Ursachen des obigen Entschlusses zu geben; man schien in ein richtiges Nest verrufenster Art geraten zu sein, dessen Spektakel durch mehrere Tage weder bei Tag noch bei Nacht auch nur eine Minute Ruhe erlaubte und dessen Reinlichkeitsverhältnisse in jeder Richtung eben „sibirisch" sind, worüber sich freilich der Russe als über etwas Selbstverständliches ohne jede Notiz hinwegsetzt. Und dabei war dieser einstöckige halbverfallene Blockhausbau die einzige Unterkunftsmöglichkeit in dem ca 7.000 Einwohner zählenden Nikolajevsk, wo der Verkehr von Fremden, d. h. Kaufleuten immerhin ein ziemlich reger ist.

Nikolajevsk steht unter dem Zeichen des „Fisches". Der

Fischfang (Lachsfang) und Verkauf desselben beherrscht alle Verhältnisse, da er die nahezu einzige Beschäftigung und Einnahme der russischen, seit 1850 angesiedelten Bevölkerung darstellt. In ungezählten Scharen kommen die Lachse aus der Ochotskischen See den Amur zum Laichen herauf, und von der 25 km von Nikolajevsk entfernten Mündung des Amur bis weit hinauf stromaufwärts ist im Sommer am Ufer Fischerniederlassung an Fischerniederlassung gereiht, deren Insassen dem Fange der geschätzten Wasserbewohner obliegen. Die ganze Ausbeute wird tatsächlich fast allein von japanischen Fischern gewonnen, die zur warmen Jahreszeit mit 70–100 Dschunken und 6–700 Mann hierher eilen. Der Hafen von Nikolajevsk hat deshalb zu gewisser Zeit einen ganz japanischen Anstrich.

Das Geschäft ist zweifellos sehr lukrativ, wenn man die Preise der gesalzenen und geräucherten Lachse in Japan, wohin fast das ganze Fangergebnis geht, und den Wert am Fangorte in Erwägung zieht. Interessant ist, dass den japanischen Fischern theoretisch nicht erlaubt ist, den „Fisch“ zu fangen, sie dürfen ihn nur von den russischen Fischern kaufen und haben natürlich auch bestimmte Abgaben für Benutzung der Ufer zur Errichtung von einfachen Holzbaulichkeiten zwecks des Einsalzens, Verpackens und Räucherns der Lachse, sowie für Brennholz etc zu zahlen. Zwischen Theorie und Praxis scheint aber ein grosser Unterschied zu herrschen, und nur zu bereitwillig mögen die Einheimischen das mühsame Geschäft des Fangens unter nomineller Oberhoheit den Fremden überlassen, damit ihnen mehr Zeit für die Konsumierung von Wodka bleibt. Wie viel von diesem Feuerwasser und Fluch Sibiriens jährlich vertilgt wird,* mag man aus dem Umstande entnehmen, dass, ein paar Ansiedelungen der Umgegend mit höchstens 1.000 Personen zu den 7.000 Einwohnern Nikolajevsks hinzugerechnet und unter Ausserachtlassung des massenhaft geschmuggelten Alkohols, pro Jahr von den somit insgesamt 8.000 Köpfen dieses Platzes 50.000 Eimer à 20 Fl., also = 1.000.000 Flaschen = ca 800.000 Liter vertilgt werden, das sind ca 125 Flaschen oder 100 Liter pro Kopf der Bevölkerung. Die Ausgabe hiefür beziffert ca 500.000 Rubel oder 1 Mill. Mark im ganzen.

Die relativ hohen Löhne, welche gezahlt werden (1½ Rubel pro Tag für den gewöhnlichen Arbeiter), gehen meist den „gei-

* In Minusinsk, einer andern Ortschaft Sibiriens, hat ebenfalls die dortige Bevölkerung in 1 Jahre für 1 Mill. Rubel Wodka verbraucht. Cf. J. Stadling, Through Siberia.

stigen" Weg, und für die Landwirtschaft, die in beschränktem Umfange hinsichtlich Gerste, Hafer, Kraut und insbesondere Kartoffeln sowie Viehzucht möglich wäre, sind sie geradezu ein Hindernis, soweit die in der verdorbenen Bevölkerung festwurzelnde Faulheit noch eine Neigung hiezu aufkommen lassen würde. 25 Rubel ist für den landwirtschaftlichen Arbeiter neben Verpflegung der Monatslohn im Sommer und 15 Rubel im Winter. Die 40.000.000 Pfund Lachse zu rund 1.000.000 Rubel = 2 Mill Mark Wert, welche alljährlich an dem Unterlauf des Amur gefangen werden, sind für die wenigsten eine Quelle des Wohlstandes geworden, wie sie es sein könnten, das sieht man an dem ganzen verkommenen Anblick der Leute und an ihren Wohnungen.

Auch Nikolajevsk leidet infolge seiner Waldbrände in der Umgegend wie alle bisher am Amur und Ussuri beobachteten grösseren Niederlassungen an Mangel von Holz in einigermassen annehmbarer Nähe. Der cbm Lärchenholz, das meist gebrauchte Bauholz, erzielt einen Waldpreis von 15 Kopeken = 30 Pf., aber die Transportkosten zu 1 Rubel pro cbm und 1 verst erhöhen bei einer mittleren sehr gewöhnlichen Lieferungsentfernung von 20 verst = 21 km die Kosten auf 20-23 Rubel = 40-50 Mark pro cbm. Wassertransport, wenn er möglich ist, drückt die Kosten natürlich bedeutend herab, immerhin sind solche Preise im Herzen eines Urwaldes enorme. Der Preis von 5 Rubel=20 M für 1 Ster des hauptsächlich verwendeten Lärchenbrennholzes ist geradezu deprimierend hoch für einen grösseren Haushalt, der mit Leichtigkeit in einem Winter seine 50-60 Ster und mehr verfeuert.

Die hohen Kosten aller Lebensmittel in Nikolajevsk sind die Folge des Fehlens von Landwirtschaft in der Umgegend, und die Aufhebung der zollfreien Einfuhr derselben seit einem Jahr scheint gleichfalls bestimmt, das Uebel zu verschlimmern. Der Preis von 1 Pud (40 russische Pfund) Kartoffeln vermag bei geringer Ernte von 80 Kopeken bis auf 2 und 3 Rubel=4-6 M zu steigen. Das sind düstere Schatten auf dem sonst so freundlichen Landschaftsbilde!

Ein Spaziergang durch das Städtchen macht uns in kurzer Zeit mit den Sehenswürdigkeitem, soweit man von solchen sprechen kann, bekannt. Die Kirche von Holz, etwas baufällig und schief, der Feuerturm im Stile der Holzkasten à la Tokio und langestreckte niedere Kasernen für die Garnison sind dazu

zu zählen. Armselige, Alpenhütten ähnliche Blockhäuschen mit blinden Fenstern und schreiend roten Vorhängen, hinter denen sich russische und namentlich japanische vorübergehend stationierte Weiblichkeit mit grösster Ungeniertheit bewegt, stechen scharf ab von der Bebauung der paar Strassen oder Strässchen, in denen gruppiert um die öffentlichen Gebäude die besser situierte spärliche deutsche, japanische oder russische Kaufmannschaft ihre Quartiere aufgeschlagen hat. Zwischendurch allüberall die kleinen Detailläden mit dem schlechtesten Krimskrams der Bedürfnisse des täglichen Lebens und dem Kainsmal des allgegenwärtigen Wodka. Gewerbetätigkeit ist verhältnismässig wenig wahrnehmbar. Der Gesamteindruck des besseren Stadtteils mit den frischen Farben des Häuseranstriches (weiss), den kleinen Baumgärten oder wenigstens einzelnen Exemplaren von Birke, Pappel oder Lärche um das Haus, ist kein ungemütlicher, er entbehrt durchaus nicht einer gewissen einfachen Behaglichkeit, und der Ueberblick über den Landungsplatz, die den Fluss einsäumenden niedrigen Hügel und die breite spiegelnde Fläche des Amur im Sommer muss ein freundlicher genannt werden. Und warm ist's hier im Juli unglaublich. Bei den Exkursionen zum Walde wähnte man sich in die Breiten um Kolombo oder Formosa versetzt, so brütend lag die bleierne, unbewegliche Schwüle über dem moorigen Grunde der Forste.

Die Wälder selbst sind nur in grosser Entfernung von menschlichen Ansiedelungen in natürlicher und einigermassen durch Feuer oder Mencheneingriff unveränderter Form anzutreffen. Sie sind ohne besondere Charakteristika eben Urwaldungen schlecht und recht, wie so viele andere, die ich gesehen. Aus Lärchen,* mit Fichten von mittlerem Höhen- und Stärkenwuchse in der Hauptsache zusammengesetzt, verrät sich das etwaige längere Verschontsein vom Feuer durch die Anwesenheit von Jungwuchsgruppen in allen Altersstufen, und die Aestigkeit älterer Bäume deutet auf ein Aufwachsen in ziemlich freiem Stande hin. Birken, Pappeln, Weiden, Erlen etc. finden sich als Füll- und Unterstandsholz und helfen getreulich mit, die Schneedrucklöcher sowie sonstige dem Menschen oder der Natur zu dankende Fehlstellen im Grundbestande beschönigend zu decken, so dass von der Ferne gesehen solche Bestände mehr konsolidiert und geschlossen erscheinen, als sie es tatsächlich sind. Das Eindringen

* Larix dahurica.

in solchen Wald ohne Weg und Steg auf moorigem Boden durch mannshohes Gras, Unkraut und Staudengewirr, das ungezählte Male nötige Ueberklettern gestürzter Waldriesen mit ihren harten, dürren Aesten und die Monotonie und Gleichförmigkeit auf endlosen Flächen ist trotz der Grossartigkeit des Ausdrucks einer ungezügelten Natur nicht wenig anstrengend und ermüdend. Man freut sich darauf, vielleicht einem der Bären zu begegnen, deren Fährten man hier einen kleinen Fluss entlang deutlich wahrnehmen kann, aber Meister Petz ist untertags wenig zu Spaziergängen aufgelegt, und ihn etwa schlafend hinter einem der grossen Wurzelstöcke umgestürzter alter Bäume zu überraschen, war uns auch nicht beschieden.

Müde und erschöpft kehrt man gegen Abend über ein von brodelnder Hitze wogendes Sumpfland zurück, auf dem sich neben Laubhölzern einige Partieen junges Nadelholz (Fichten) infolge ihres Standortes auf sehr nassem Grund von dem letzten Feuer erhalten haben, und die unfreundliche, miserable Herberge erhöht am Abend in keiner Weise die Annehmlichkeit der Situation.

Was hätte man gegeben um einen der armseligsten, aus Rinden oder Holz erbauten reinlichen Holzarbeiter-Unterkunftsräume im stillen Walde! Aber auch für den Fall des Vorhandenseins eines solchen hätte es wohl zur Unmöglichkeit gehört, ihn zu benutzen, denn die sibirischen Wälder scheinen im Sommer eben nicht blos Moskitos sondern 10 000 losgelassene Teufel aller Sorten zu beherbergen. Eine diesbezügliche Erfahrung im Walde bei Habarovsk lässt mich die Tatsache würdigen, dass Tausende von wilden Renntieren aus der endlosen „daiga“ oder Waldregion Sibiriens alljährlich im Sommer zu den kühlen Küsten des arktischen Ozeans eilen, um diesen Quälgeistern zu entrinnen.

Ein geplanter Ausflug in die Ochotskische See musste leider infolge des nähergerückten Abfahrtstages des Dampfers unterbleiben. Ungern schied man von dem freundlichen russischen Oberförster, dessen deutschsprechende Gemahlin die Aussprache von Ansichten über forstliche Themata mit unendlicher Geduld und feinem Verständnis als Dolmetscherin ermöglichte. Die Wirksamkeit der derzeitigen, seit den 80er Jahren eingerichteten Forstverwaltung kann bei den vorhandenen Schwierigkeiten der Kommunikation naturgemäss nur eine höchst minimale sein und ist auf allmähliche Ausscheidung von Ansiedelungsland und von

bestimmtem Staatskronwald aus dem ursprünglich für Jeden freien Kronwaldterrain gerichtet, sowie auf die Kontrolle besonderer Nebeneinnahmen des Waldlandes, wie Fischerei etc.

Dem Oberförster von Nikolajevsk unterstehen zur Aufsicht über ein Areal von ca 17.000.000 ha Wald und Sumpfland 17 Mann Schutzpersonal, Waldbereiter genannt, so dass auf 1 Mann 1 Million ha treffen, was den Inhaber einer solchen Stelle eigentlich mit berechtigtem Stolze ob eines solchen Vertrauens erfüllen müsste. Zum Abschiede gab uns der Wald um Nikolajevsk einen seiner selbstlosen Brände zum besten, und der Eindruck, den die prasselnde, wogende Feuerglut bei dunkler Nacht macht, ist ein wildschöner. Die 3 tägige Rückfahrt nach Habarovsk vollzog sich ohne bemerkenswertes Ereignis, man müsste nur etwa den momentanen Wirrwarr dazu rechnen, welcher durch ein plötzlich entstandenes Feuer mit kolossaler Rauchentwicklung an Bord unseres Schiffes veranlasst wurde. Harziges Holz, welches neben den Kesseln mittschiffs lagernd in Brand geraten war, gab die Veranlassung zu dieser aufregenden Scene, bei der sich insbesondere die Chinesen unter den Zwischendeckpassagieren entgegen ihrer sonst so ruhigen Art wie wahnsinnig geberdeten, obwohl das Feuer in kürzerer Zeit von der Besatzung gelöscht war, als ich hier zum Erzählen des Vorfalls brauche.

Von der einstigen Herrschaft der Chinesen über diese Gegenden (rechts des Amur von seiner Mündung bis zum Ussuri und diesen aufwärts ebenfalls auf dem rechten Ufer) ist keine Spur übrig geblieben; eine halbverfallene russische Kirche auf einem steilen Uferfelsen bei einem armseligen Fischerdorfe Tir wird als der Platz einer früheren chinesischen Stadt bezeichnet, und es sollen diesbezügliche Funde gemacht worden sein.

Von Repräsentanten einheimischer Mongolvolksstämme begegnet man hier nur den Golden und Oroken in den kleinen Fischeransiedelungen am Amur und vereinzelt in Nikolajevsk und Habarovsk auch wohl ab und zu einem Tungusen. Sie bilden im Ussuriland einen so geringen Prozentsatz neben der russischen angesiedelten Bevölkerung, dass man diese Gegend als rein russisch ansehen darf.

John Chinaman ist natürlich in einem oder ein paar Exemplaren in allen Ecken anzutreffen, aber nicht von früher her sondern in der Neuzeit dem Zug des Handels und Wandels, wo der Dollar klingt, folgend. Man findet ihn in der Form des Kuli von Wladivostock angefangen an der ganzen Ussuribahn

als Handlanger, Güterlader, Erdarbeiter, Maurer, Steinbrecher, Holzarbeiter u. s. w., und treu bewahrt er seine Eigenart der Vorliebe für den schmutzigsten Unterschlupf und das Opium. Bei Habarovsk im Walde lebten die Leute in Erdlöchern wie Tiere, und man mag sich füglich nur wundern, wie nicht mehr an Krankheiten sterben.

Die Habarovsker Waldungen, deren eigenartige Form mir schon bei der Hinfahrt aufgefallen war, wurden nunmehr mit einem besonderen Besuche bedacht. Man fährt ein paar Stationen bis Korkoffskoe in südlicher Richtung, um in das Herz typischer Forste zu gelangen, die in ihrer Zusammensetzung zweifellos eine mir interessante Neuheit boten. Von der Bahnstation aus einen Bach als Weg benützend, ging es über mooriges Waldland bergan durch Unter- und Jungholz sowie dichtes Unkraut der lockeren Bestände, bis man auf einer Höhenkuppe anlangte, welche einen prächtigen Ueberblick über ein wunderbares Waldbild gewährte. In kolossaler Ausdehnung liegt zu unseren Füssen ein Wald, dessen gleichmässige Mischung von hell- und dunkelgrünen Holzarten eine dem Auge wohltuende Harmonie gewährt. Den helleren Grundton formen weiss- und rötlich-borkige Birken (Betula alba, Ermanni), Pappelarten (P. alba, tremula), wenige Eichen (Quercus mongolica), Eschen (Fraxinus mandschurica) und Lärchen (Larix sib. und dahurica). In diese Grundmasse sind nun die dunklen Pin. Cembra (Sibirische Zeder) und ein recht bescheidener Anteil von Fichten (Pic. orientalis) fast gleichmässig verteilt und so locker eingesprengt, dass fast jedes einzelne Exemplar auf dem hellen Untergrunde unterscheidbar ist. Die vorherrschende Pin. Cembra ist bei einem zwischen 150 und 200 Jahren schwankenden Alter in Dimensionen von 1 m Brusthöhendurchmesser und 25–30 m Länge sehr zahlreich anzutreffen, die Fichten stehen in Stärke und Höhe der Cembra ein weniges nach, und die Lärchen behaupten die letzte Stelle im Range, indem sie, über 100 und 150 jg., den mittleren Durchmesser von 50–70 cm bei guter Höhe von 25 und 30 m aufweisen. Birken (Weiss-wie Schwarzbirken) sind in Dimensionen anzutreffen, wie ich sie nie zuvor sah, 70–80 cm Brustdurchmesser bei einer Höhe von 20 m (150 Jahre alt) sind keine Seltenheit. Das frappierendste der ganzen Erscheinung ist die verhältnismässige Gleichalterigkeit und Gleichförmigkeit der Nadelholzbestockung auf solch riesigen Flächen. Es gibt dafür nur *eine* Erklärung und zwar das Eingreifen des Feuers. Durch wiederholte Brände ist

vermutlich die in lichten Urwaldbeständen sich vollziehende Naturverjüngung im neu sich bildenden Bestande all der schwächeren Glieder beraubt worden, und diese wiederholte Dezimierung schuf nicht nur den Raum für die heraufdrängenden Lichtnadel- und Laubhölzer, sondern bewirkte auch die lockere Verteilung der Hauptholzart. Die stattlichen Zapfen der Cembra mit den öligen essbaren Samen sind eine Zierde des Baumes. Mit welcher Zähigkeit sich Cembra-Jungwüchse oder Einzelpflanzen unter dichtem Schirm auf feuergeschützten Plätzen zu halten vermögen, hat man vielfach Gelegenheit wahrzunehmen; sie gleichen hierin den Tannenvorwüchsen, aber mit weniger Neigung zur Verbuttung.

Die fast durchweg bei Pin. Cembra zu beobachtende Zwieselbildung des sonst schlanken, vollholzigen Stammes scheint eine Eigentümlichkeit dieser sibirischen Nadelholzform zu sein. Der Bahnbau hat die unmittelbar der Strecke anliegenden Waldteile natürlich stark von Cembra und Lärche entvölkert und wird zweifelsohne wie in Hokkaido durch Feuer und Ausnützung jene merkwürdigen Einfassungen der Bahnlinie mit *reinen Laubhölzern* herbeiführen, welche dem Uneingeweihten ein Rätse[l] sind.

Holz ist wiederum auch hier im Walde billig, während die Preise im nahen Habarovsk bemerkenswert hoch stehen. So erzielt Lärchen- und Cembrabauholz, welches beim Häuserbau allein verwendet wird, einen Marktpreis von 40 und mehr Rubel pro cbm, und dabei ist die Bringungsmöglichkeit sogar durch die Bahn erleichtert. Man kann daran die harte Strafe erkennen, welche einer schrankenlosen Vernichtung von Wald in der Nähe der grossen Ansiedelungspunkte unweigerlich auf dem Fusse folgt. Ich bezweifle jedoch nicht, dass mit der steigenden Entwicklung rührige Geschäftsleute dem ausbeuterischen Monopolsystem der wenigen Holzhändler mit ihrer 200 % Rentierlichkeit ihres Handels durch die Konkurrenz ein Ende machen werden, wie ja auch die mehr und mehr in geregelte Bahnen einlenkende Benutzung der Waldungen (wenigstens in besiedelten Distrikten) zur Verhinderung planloser Vernichtung und zur richtigen Aufschliessung und Verwertung von Naturschätzen führen muss. Bei den in Frage kommenden immensen Flächen, den schmalen Personalverhältnissen und den niedrigen Einkünften des Waldes ist schon viel erreicht, wenn nur eine nutzlose Zerstörung des Vorhandenen einigermassen hintan gehalten werden kann. Die Tatsache, dass der Bedarf an Feuerholz für eine kleine Familie

in Habarovsk pro Jahr einen Aufwand von 300 M erfordern kann, gibt sicherlich zu denken.

Das Leben der sibirischen Forstleute in diesen Gegenden scheint mir einer kurzen Erwähnung wohl wert zu sein. Die leitenden Kreise am Sitze der Regierung, z. B. des Generalgouvernements in Habarovsk, sind in Ansehung des ihnen zugeteilten Waldes zweifellos oft vor die Entscheidung sehr weitreichender Zukunftsfragen gestellt, welche neben voller, sichtlich vorzüglicher Ausbildung auch reiche Erfahrung erfordern; die untergeordneteren Betriebsvollzugsstellen und -Organe haben mit klimatischen und Terrainverhältnissen zu kämpfen, deren Ueberwindung zweifellos die höchsten physischen Anstrengungen und volle Hingabe an den Beruf verlangt. Dieser Punkt verdient eine besondere Würdigung. Es erfordert eine kräftige Konstitution, im Winter bei-15 und 20° oder noch mehr im Schlitten pro Tag 300 km in einer Tour auf dem gefrorenen Amur zu machen, mit vorgespannten Pferden oder den zähen sibirischen Zughunden, welche an Schnelligkeit mit den Pferden wetteifern und halb hungrig gehalten werden, um vom knurrenden Magen getrieben den Eifer des Strebens nach vorwärts nicht zu vergessen.

Nach solch einer „Tagesexkursion" in einem im Schnee begrabenen Erdloche zu rasten, wo 20–24 Giliaken, enggepfercht wie Heringe, durch den augenbeizenden Qualm des Feuers hindurch kaum zu unterscheiden sind, gehört m. E. auch nicht gerade zu den Erholungen. Aber die Dienstgeschäfte fragen wenig darnach, ob der zu erreichende Punkt in der Nähe einer der halbwegs menschlichen Amur-Poststationen liegt oder nicht. Von der Vorzüglichkeit des Platzes in der Mitte einer solchen Giliakenwohnung, wo sonst die Hunde ihren Lagerort haben, die etwas unzart in solchem Falle disloziert werden, vermochte ich mich bei persönlich mangelnder Erfahrung schwer zu überzeugen, aber sie wurde mir eindringlich geschildert. Die Zughunde selbst habe ich mehr wie einmal gesehen, da sie im Sommer etwas melancholisch ihres Daseins Fäden spinnen, indem sie holzbeladene kleine Boote den Amur aufwärts ziehen. Es sind struppige, untersetzte, hellgelbe oder schwarze Spitze, denen es bei Hunger im Winter auf das gelegentliche Anfallen eines einzelnen Menschen durchaus nicht ankommen soll. An Riemen zu 11 oder 12 vor einen Schlitten für 1 Person gespannt, machen sie 10–15 km pro Stunde, und Hindernisse kennen sie kaum. Die ganze Leitung geschieht durch Zuruf des frei vor-

auflaufenden Leithundes, an dessen Intelligenz übrigens keine geringen Anforderungen gestellt werden.

Das Leben der Waldhüter und Schutzwächter auf ihren einsamen und verlorenen Posten kann sich dem eines Trappers in Nordamerika vergleichen, nur dass das aufregende Element der Jagd meist wegfällt, da eine besondere Lust und Anlage hiefür nicht entwickelt zu sein scheint. In dem niedrigen Blockhaus eines solchen Wächters nimmt der Raum mit dem riesigen Ofen den Hauptplatz ein, entspricht etwa unserem Hausflur, an den sich ein oder zwei kleine Nebenabteile, höflich Zimmer genannt anschliessen. Eine baufällige Scheune mit einem oder zwei Stück Vieh und einige Hühner vervollständigen die ganze ärmliche Niederlassung im schweigsamen, sumpfdurchzogenen sibirischen Wald.

Der Russe liebt Wärme, und der Ofen wird selten kalt. Was das aber bedeutet, wenn 4 Personen an einem schwülen Sommerabend eines regnerisches Tages das einzige vorhandene kleine Fenster eines 10qm haltenden Zimmers und ausserdem dessen Türe beinahe hermetisch verschliessen müssen, der Moskitos halber, weiss nur der zu würdigen, der das selbst miterlebt hat. Die Bruthitze des Ofens im Vorraum steigert sich durch die davor gehängten nassen Kleider zum türkischen Bad, und wem schliesslich nach ungezählten Gläsern Tee auf alten, moderigen Getreidesäcken am Boden Schlaf beschieden ist, dem muss eine besondere Fähigkeit der Ignorierung äusserer Einwirkungen zu Gebote stehen. Ich für meine Person, obwohl ich in dieser Beziehung einen Hieb vertragen kann, hörte dem Geknister der Insekten im Balkenwerke ein gut Teil der Nacht mit erzwungener Ruhe zu. Aufstehen verbot sich gewöhnlich für jeden von selbst, da es ohne Fusstritte auf menschliche Nachbarwesen nicht wohl geschehen honnte.

Der Tag bringt in der Sommerzeit kaum eine Erleichterung von solcher „Ruhe". Zur unerträglich dumpfmodrigen Hitze im Walde kommt das Heer von Stechfliegen und Insekten etc, die eine der ungeschwächten Naturkraft des Urwaldes proportionale individuelle und Massenwirkung besitzen, die einen Menschen tatsächlich zur Verzweiflung bringen kann. Tücher etc, um das Gesicht gebunden, schützen nicht, sie stechen durch, und nur ein eisengepanzerter Ritter der alten Zeit hätte etwa höhnisch lächelnd und ungestraft die anerkennenswerten Bemühungen derer vom genus „Moskito" ignorieren können.

Der Herbst mag, wie überhaupt im Walde der ganzen Welt so auch hier, als schönste Jahreszeit angesehen werden, wenn frische kalte Nächte von klaren sonnigen Tagen gefolgt werden und die beschwingten kleinen Waldteufel längst in die ewigen Jagdgründe verschwunden sind. —

Man wird begreiflich finden, dass schliesslich unter den z. Z. obwaltenden Umständen dem Aufbruche nicht allzu bedauerlich entgegengesehen ward. In Habarovsk lohnte ein Besuch des interessanten Museums mit seinen zoologischen, botanischen und ethnographischen Sammlungen den darauf verwendeten Tag reichlich. Die Anlage eines kleinen forstlichen Versuchsgartens auf einem der Forstbehörde gehörigen Areale zeugte von dem Streben, botanischen Fragen näher zu treten.

Die Rückkunft nach Wladivostock von diesem fast 3 Wochen dauernden Ausfluge ins östlichste Sibirien erfolgte sodann ohne weitere Zwischenfälle.

Ehe ich nun zur Erzählung meiner Eindrücke von dem in der Mandschurei Gesehenen übergehe, lassen Sie mich einige Momente bei „Sibirien“ als Ganzem verweilen und auch der Bedeutung der sibirischen Bahn, die die Welt in so grosses Erstaunen gesetzt hat, einige Betrachtungen widmen, die bei der Mandschurei noch ergänzt werden werden.

Der Grund, warum ich das *Allgemeine* nicht vorausgestellt habe, wie man billigerweise erwarten könnte, liegt darin, dass ich den Zuhörer (Leser) durch die Erzählung, wie mich selbst tatsächlich persönlich durch Augenschein auf der Reise, etwas mehr familiär wenigstens mit einem kleinen Teile der sibirischen Verhältnisse machen wollte. Auf diese Weise wird die Absurdität mancher Dinge im grossen erklärbar und eine Beurteilung bis zu einem gewissen Grade eine gefestigtere Richtung nehmen. Was vor allem Sibirien als Land bedeutet, kommt uns erst zum vollen Bewusstsein, wenn das vage Gefühl eines grossen, eisigen und unfreundlichen Teiles des russischen Reiches, in präzise Zahlen gepresst, dem Bewusstsein klarer ist: fünfundzwanzigmal die Grösse des deutschen Reiches oder 250.000 geogr. □ Meilen asiatisches Russland ohne Transkaukasien, Transkaspisches Territorium und einen Teil von Turkestan, sich hinstreckend vom Ural nach Osten bis zum Pacific in einer Ausdehnung von mehr als 4½ tausend Meilen und einer mittleren Breite in der Nord-Süd Richtung von etwa der Hälfte seiner W–O Dimension. Dabei handelt es sich keineswegs um

nutzlose Wüste, wie mitunter angenommen wird. Eine Fläche von der doppelten Grösse Deutschlands ist für Agrikulturzwecke geeignet; tausende von Quadratmeilen von Steppen, für Viehzucht passend, formen die südliche Zone Sibiriens, soweit nicht Bergland in Frage kommt, und daran reiht sich nördlich bis zum Polarkreis ein Gürtel von Forstland und Wald, von dessen Ausdehnung man sich kaum einen Begriff machen kann. Durch volle 130 Längengrade erstreckt sich dieses grüne Band in einer wechselnden Breite von 1000–1300 Meilen vom Ural bis zu den Ufern des Pacific. Hier liegt der Reichtum der Zukunft, dessen Realisierung eine der Riesenaufgaben des russischen Volkes involviert und zu deren Lösung die Erbauung der sibirischen Bahn einen weitreichenden Schritt nach vorwärts darstellt. Der kolossale Raum schliesslich zwischen Waldzone und den arktischen Meeren ist von den öden traurigen Tundras eingenommen, deren Moos-, Flechten- und krüppelige Staudenvegetation höchstens während der kurzen Sommerzeit, wo der bis zu 1.000 Fuss Tiefe gefrorene Boden auf einige Fuss zum Auftauen gelangt, den Renntieren zur Nahrung dienen kann. Wenn nun auch zugegeben werden muss, dass dieser letztere, praktisch wertlose Teil Sibiriens einen bedeutenden Flächenraum einnimmt, so wird doch ebenso klar, dass Agrikultur- und Waldzone ein Gewicht in die Wagschale des Wertes von Sibirien zu dessen Gunsten werfen, das in seinen Konsequenzen vielleicht von den übrigen Ländern noch nicht genügend erkannt, noch weniger richtig geschätzt wird. Ich bewerte die Agrikulturalzone Sibiriens weniger im Sinne einer entstehenden Konkurrenz für andere Agrarstaaten, obwohl diese einstige Wirkung bis zu einem gewissen Sinne nicht geleugnet werden kann, sondern vorerst noch für lange Zeit als das unentbehrliche Hilfsmittel zur Nutzbarmachung der unermesslichen Forste und Mineralschätze des Landes.

Hand in Hand mit der natürlich anfangs im Vorzugsrange befindlichen Besiedelung des die Nahrungsstoffe für den Menschen produzierenden Bodens wird und muss sich wohl eine Industrie entwickeln zur Fruktifizierung der enormen z. Z. latenten Kapitalien an Wald und Wasser und besonders an wertvollen Mineralien. Hier liegt aber eine Macht verborgen, die dereinst die Verhältnisse des Weltmarkts gewaltig beeinflussen mag, und dabei wird oft vergessen, dass sich dieser ziemlich sichere Schluss einstweilen schon aus einer oberflächlichen Erforschung der natürlichen Hilfsquellen des so lange Zeit im Schatten gestandenen

Landes folgern lässt. Eingehende Untersuchungen in dieser Richtung versprechen, wie aus den diesbezüglichen Feststellungen hervorgeht, ein weit grösseres Mass von natürlichem Reichtum, als man ursprünglich annahm.

In erster Linie wird nun die Bevölkerungsziffer und damit die Kolonisation mit allen Mitteln, über die ein mächtiger Staat wie Russland verfügt, zu heben gesucht. Es handelt sich dabei in vielen Teilen keineswegs um ein Anfangsstadium. Die Zeiten, da russische Bevölkerung in Sibirien eindrang, liegen jedoch nicht sehr weit zurück. Dem Kosaken, diesem den russischen Verhältnissen so wohl angepassten Bauernsoldaten, ist die erste Aufschliessung Sibiriens zu danken*; ihre flinken Scharen auf den unscheinbaren Rossen drangen in schnellen Raids bis tief in das Herz des Landes vor, durch Steppen, Berge, Moräste, unendliche Wälder, Schnee und Eis; kein Hindernis gab es für diese wetterharten kriegserprobten Scharen, als sie gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Ural überschritten, um nach Osten vorzudringen. Sie trafen auf Staaten nomadisierender eingeborener Völker, deren gegenseitige Befehdung eine Eroberung durch die neuauftretende Macht nicht allzu schwer gestaltete. Die folgende Abhängigkeit derselben war eine mehr nominelle, jedenfalls sehr lockere, auf bestimmte Abgaben (Yassack) sich beschränkende, und sicherlich war auch die stossweisse Machtentfaltung der beinahe ebenso nomadenhaft auftretenden Eroberer bei einer Nomadenbevölkerung dem Ausweichen und dem Entschlüpfen vor der starken Hand vielfach günstig. Aber schon beginnt in den Fusstapfen der die Hindernisse zur Seite räumenden bewaffneten Macht der russische Fischer, der Jäger, der Kaufmann zu folgen, und in deren allmählicher Festsetzung liegen die ersten Anfänge einer definitiven Kolonisation bestimmter Teile des unermesslich weiten Landes, die in weiterer Entwicklung vielfach der mit pekuniären Mitteln wohl ausgestatteten privaten Initiative gewisser Familien, wie der Stroganov's zu danken sind. Der Gedanke, den eindringenden westlichen Kolonisten gewisse Stützpunkte als Basis für weitere Ausbreitung zu geben, führte zur Gründung befestigter Posten, und so findet man 1604 bereits die Namen Tiumen, Tobolsk, Tomsk, Yenisseisk, Irkutsk etc., aus denen sich späterhin die heutigen Städte gleichen Namens entwickeln.

Kosaken hatten um diese Zeit ihre Streifzüge bis zum

* cf. „Siberia and the great Siberian railway" by the department of trade and manufactures ministry of finance; historical sketch p. 1 and sequ.

arktischen Ozean und anderseits zum Ochotskischen Meere ausgedehnt und somit die natürlichen Grenzen des neuen Landes erreicht. In dieselbe Epoche (1647) fällt die erste Durchfahrt entschlossener Seeleute durch die Asien und Amerika trennende Meerenge (später Behringstrasse genannt), sowie die Entdeckung des Amur, und energische Vorstösse von den erwähnten Basispunkten aus führten mit wechselndem Glück im Endeffekte zur tributären, wenigstens teilweisen Abhängigkeit der eingeborenen Volksstämme, so dass gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in erkennbaren Umrissen die Grenzen des heutigen russischen Sibirien politisch bestimmt erscheinen. Die früher mehr der privaten Initiative entspringende Niederlassung russischer Kolonisten erfuhr eine Unterstützung von seiten der Regierung des Heimatlandes, mit dem Hauptziele, den Ackerbau an geeigneten Plätzen als Grundlage zukünftiger Festigung der Sesshaftigkeit einzuführen und das Kulturland nach Kräften zu erweitern. Nicht wenige der bisher an ungebundenes Nomadenleben gewohnten Kosakenhorden werden dadurch schliesslich an den Boden gefesselt, an und neben dem Ackerbau ist der Tauschhandel mit den sesshaften oder nomadisierenden Eingeborenen in Entwicklung begriffen. Die Entdeckung der reichen Mineralschätze im Ural- und Altai-Gebirge gab einen weiteren Anlass zum Zuzuge aus Europäisch Russland nach diesen Plätzen, und die endlosen Wälder und Sümpfe werden in immer steigendem Masse Zufluchtstätten von Flüchtigen, welche aus politischen oder weniger raisonablen Motiven den Staub des Landes diesseits des Ural von den Füssen schüttelten. Diese Niederlassungen, welche sie bildeten und vergrösserten, gewährten ihnen Freiheit und Unterhalt, und es verging manchmal lange Zeit, ehe sie offiziell entdeckt wurden und schliesslich um des Zweckes willen sogar die schützende Hand der ehemals sie verfolgenden Heimatregierung erfuhren.

Hier liegen die Anfangsgründe zu der später zur russischen Staatsinstitution gewordenen Deportation nach Sibirien, indem man von den günstigen Anfängen solcher freiwilligen Niederlassungen auf denselben Effekt bei Zwang schloss und neben dem kolossalen Missgriff einer mangelnden durchgreifenden Separatbehandlung politischer und gemeiner Verbrecher zu jenem Fehlerfolge gelangte, der schliesslich die Aufhebung der Deportation in der Neuzeit nur mehr eine Frage weniger Jahre macht. Hand in Hand mit der Kolonisierung des neuen Landes, die sich

allerdings wie vereinzelte Regentropfen auf einem Teile einer weiten Fläche ausnimmt, greift die Erkenntnis der Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Erforschung des riesigen Territoriums der neuen Herrschaft Platz, und in effektvoller Eintracht widmen Private (Sibiriakoff, Sidorov), Staat und Männer von wissenschaftlichem Rufe mit unentwegter Ausdauer sich diesem Riesenwerke. Die frühere Geschichte ihrer Unternehmungen und Erfolge füllt Bände und ist mit den bekannten Herrscherfiguren Peters des Grossen und Katharinas II. eng verknüpft. Aus der grossen Reihe der Forscher bis zum heutigen Tage seien nur die Namen Gmelin, Steller, Lepeckhin, Ledebur, Humboldt, Gebler, Middendorf, Schmidt, Maximow herausgegriffen.

Die Entdeckung Alaskas 1768 (1867 an Amerika zurückgegeben), die Weiterentwicklung der südlichen Teile Sibiriens, die allmähliche Okkupation der Kirghisensteppe von ihren früheren Herren sowie die Einverleibung der Amurländer geben die markanten Punkte des Fortschrittes der russischen Machtentwicklung bis in die neuere Zeit.

Immerhin ist kein Zweifel, dass das schliesslich rasche Tempo des ins Rollen gegen ein fernes Ziel gebrachten Steines seine Ursache in einer Erscheinung findet, die kaum vorausgesehen wurde. Die Aufhebung der Sklaverei in Russland 1861 verstärkte den Strom der Einwanderer, der einen erhöhten Antrieb in der intensiveren Aufschliessung eines kleinen Teiles der entdeckten Mineralschätze (Ural) bekam, von Jahr zu Jahr, so dass zwischen 10–20.000 Einwanderer nach Sibirien seit dieser Zeit, abgesehen von den abnorm hohen Ziffern einzelner Jahre, zu rechnen sind.

Anderseits war die Bevölkerung aus gleichem Grunde der Sklavereiaufhebung in einem nicht zu erwartenden Masse in Europäisch Russland als Folge des herrschenden Agrarsystems angewachsen, so dass das verfügbare Ackerland sich in absehbarer Zeit als unzureichend erweisen musste. Das auf der Hand liegende günstige Auskunftsmittel der Ansiedelung des Ueberflusses in den volksleeren Territorien Sibiriens bot dem Staate eine Gelegenheit zur Lösung der brennenden Frage in einer doppelt vorteilhaften Weise. Die Erfahrungen der Vergangenheit sich zunutze machend, warf man nun neben der Fürsorge für entsprechende Land- und Mittelzuteilung an die Auswanderer auch ein kritischeres Auge auf die Qualität derselben und nahm eine Sichtung vor, die man nur als günstig für die

gute Lösung des Unternehmens bezeichnen kann. Die Verteilung des Landes unter die Kolonisten hat bislang im allgemeinen Umrisse nach dem Grundsatze stattgefunden, dass 20 ha auf den Kopf der männlichen Emigrantenbevölkerung treffen sollten und 3 ha für den exilierten Verbrecher oder Deportierten.

Die Ansiedelung selbst weist die verschiedensten Formen auf, von der hofweisen (würde man in Deutschland sagen) bis zur Schaffung grösserer Gemeinwesen, deren Land *en bloc* nach dem Verhältnis der summierten Kopfanteile zugewiesen wurde und deren weitere Subdivision den Beteiligten überlassen ist. Diese geregeltere Form ist eine Entwicklungsphase neuerer Zeit; früher fand das Besitztum des Einzelnen oder ganzer Korporationen sein Ende lediglich an der Grenze der physischen oder pekuniären Fähigkeit zu weiterer Okkupation.

Das Land selbst ist Kroneigentum, und der Ansiedler ist für lange Jahre von einer Taxe für den Gebrauch desselben entbunden. Die Erwerbung von Privateigentum ist unter keineswegs schwere Bedingungen gestellt z. B. im Amurlande 3 Rubel pro dessjatine. Erleichterungen, wie Befreiung vom Militärdienst für eine gewisse Anzahl von Jahren, sind dazu vermeint, die Ansiedlungslust zu wecken.

Das weitere Wachstum der einzelnen Kolonieen wurde natürlich von äusseren und inneren Verhältnissen verschieden beeinflusst, und so wird man heute neben respektablen Städten in dichtbevölkerten Gegenden ganze Distrikte antreffen, wo sich nur ab und zu eine verlorene Gemeinschaft in dürftiger Existenz fristet. Je besser der Boden, desto dichter die Bevölkerung, desto mehr Subdivision des Landes, um den zugezogenen Neuankömmlingen Anteil am Lande zu verschaffen. Je weniger ertragsreich, je schwieriger die Okkupation, z. B. an der Grenze der Waldzone, desto grössere Areale sind infolge geringeren Zuzugs dem Einzelnen oder der Gemeinde zur Verfügung. Die Verschiedenheit der natürlichen Fruchtbarkeit und der Gunst oder Ungunst der klimatischen Faktoren in einem so weiten Lande gruppiert, ausserdem noch von Zufällen beeinflusst, die Bevölkerung in launenhaftester Weise, und man darf sich keineswegs dem Gedanken hingeben, die für Ackerbau brauchbare südliche Landzone auch nur ganz obenhin als dünn bevölkert anzusehen: da sind Lücken und Fehlstellen von hunderten von □ Meilen, wo man vergeblich nach menschlichen Niederlassungen suchen würde,

und in bergigem Land mögen ein oder ein paar Täler Ackerbau aufweisen und der Rest schlechthin Wildnis repräsentieren.

Die heutige Bevölkerung zählt ungefähr 9 Millionen, worin bei 2,5 Mill. Eingeborene inbegriffen sind. Die Existenzmöglichkeit einer verzehnfachten Zahl ist allein mit Beziehung auf kulturfähiges Land ausser Zweifel, und die Expansionsfähigkeit über einen Teil der Forstzone ist nicht minder eine Frage der Zeit, wenn unter dem Druck des Raummangels auf minderwertigeren Boden zurückgegriffen werden wird. Die Steigerung des Ertrags durch die Mittel, welche die Wissenschaft an die Hand gibt, ist auf weite Zukunft gegenstandslos, solange das im Ueberflusse vorhandene brauchbare Land nur in extensivster Weise zur Nutzung kommt. Vom ganzen Territorium Sibiriens mögen zur Zeit jährlich 200.000.000 Pud Getreide zur Ernte gelangen, und die reichliche Mehrproduktion über den Bedarf der Produzenten muss als direkte Vermögensquelle für dieselben betrachtet werden. Das Plus an Getreide findet seinen Weg wohl nur zum geringsten Teile durch Export auf weite Entfernungen z. B. nach Europäisch Russland, sondern vermittelt einen mehr lokalen Ausgleich für die Gegenden, wo die Natur den Getreidebau nicht zulässt und die Bevölkerung anderweitig den Unterhalt des Lebens erwirbt wie z. B. in den Minendistrikten etc.

Die geringe Entwicklung des Verkehrs und der Kommunikationsmittel und die enormen Distanzen erlauben jedoch keinen genügenden regulären Ausgleich auf weite Entfernungen, so dass oft genug überreiche Ernte in dem einen Gouvernement die Hungersnot eines Missjahres in allen Teilen einer grossen Nachbarprovinz nicht zu mildern vermag; bei allgemein während eines Jahres ungünstigen Verhältnissen tritt eine jener grossen periodischen Hungersnöte ein, denen infolge der mangelnden Verkehrsmittel eben nicht wirksam begegnet werden kann. Der fernere Mangel von geregeltem Handel, von Kredit und die allgegenwärtige Erpressung und Beraubung der wirtschaftlich Schwächeren durch einzelne finanziell Mächtigere, die geringe Bildungsstufe der Bevölkerung, die nur zu häufige Aussaugung der Bauern durch gewissenlose Beamte, die Unsicherheit von Recht und Gesetz, wo Bestechung und Begünstigung die Wahrheit besudeln, die häufige Gefährdung von Leben und Eigentum durch das vorhandene Element der exilierten Verbrecher, die, gleich ausgestossen und verachtet von Ansiedler wie Eingebornem, mitunter ohne Aussicht auf Lebensunterhalt, zur Verzweiflung

getrieben wie wilde Tiere ihren ungezügelten Leidenschaften, freien Lauf lassen, bis eine Kugel oder die Wildnis ihnen den Tod als Erlösung bringt, das alles hat die Erfolge der Kultur in Sibirien in starkem Masse beeinträchtigt so dass der Rückschritt und schliesslich der Untergang unausbleiblich wäre, wäre nicht ein neues Lebenselement, tatsächlich das Herz Sibiriens, geschaffen worden — die sibirische Eisenbahn!

Die Urteile über den Erfolg einer nun über dreihundertjährigen Kolonisationstätigkeit und Kulturmission in Sibirien, wie sie der Stadtrat von Yenisseisk 1883 bei dem dreihundertjährigen Jubiläum der Begründung der russischen Hoheit über Sibirien in einem Rückblick auf die Vergangenheit bis zur Gegenwart gegeben hat, sind so deprimierend, dass man an ihrer Wahrheit zu zweifeln beginnen müsste, wären sie nicht sichtlich der schrille Notschrei der schwer die Hand des Schicksals Fühlenden. Darüber vermag uns der glänzende Anstrich einiger grösserer Städte, den sie durch staatliche Initiative in gezwungener Weise, oft mit verschwenderischen Mitteln, erreicht haben, nicht hinwegzutäuschen, dass im allgemeinen die Seele eines jeden Fortschritts des Volkes, seine geistige Entwicklung und damit der innere Impuls zur Regsamkeit unter Misswirtschaft, Not, Bedrückung * und nicht zum wenigsten unter dem Einflusse des allmächtigen Wodka auf einen Gefrierpunkt gelangt war, der schliesslich doch die Aufmerksamkeit der offiziellen Kreise erregt hat. Mit staatlicher materieller Hilfe und Initiative allein ist der Erfolg in der Zukunft auf keinem Gebiete gesichert, die geistige Hebung wird Hand in Hand mit materieller Unterstützung als die *conditio sine qua non* angesehen werden müssen, und auch nach dieser Hauptrichtung hin scheint die Eröffnung der sibirischen Bahn als eine Erlösung und als Anbruch einer neuen Aera betrachtet werden zu müssen.

Das Sprichwort „der Himmel ist hoch und der Zar weit" muss durch den mit dem Schienenstrang angebahnten Zufluss gebildeter und charaktervoller offizieller und privater Elemente in Beamten- und Kaufmannschaft und die in grossem Masse ebenfalls dadurch geförderte Kontrolle nach allen Richtungen seinen ominösen Geschmack verlieren und dem Volke die Zukunft schaffen helfen, die es durch unsägliche Opfer wohl verdient hat. Deportationssystem und Wodka sind grosse Hinder-

* cf. „Through Siberia" by Stadling, p. 283 and sequ.

nisse auf dem Wege zum Ziele. Wie soll mit den an sich geringen Mitteln Ruhe und Ordnung auf einem solch grossen Territorium zur Geltung kommen, wenn pro Jahr bis zur 4000 wegen gemeiner Verbrechen Verurteilte von Europäisch Russland in diese Gegenden entleert werden.*

Man muss solche Verbrecher konzentriert gesehen haben, wie z. B. in Sachalin, um den vollen Eindruck ihrer verderblichen Wirkung auf die Bevölkerung einfacher Bauernansiedler und auf eingeborene Stämme zu ahnen, auch wenn man nicht aus offiziellen Berichten wüsste, dass sie durch ihre Laster, durch Mord, Totschlag und Räubereien fast einen ebenso grossen üblen Effekt bewirkten, wie der Wodka, mit dem gewissenlose Kaufleute die Stämme der Daiga und Tundra um ihre wertvollen Pelze und die Bauern um ihr Getreide betrügen, sie dem Siechtum weihen, wie einst die berüchtigten amerikanischen Vermittler der Kultur die Indianer mit dem Feuerwasser auf den heutigen Zustand des geistigen und physischen Elends herabbrachten.

Wodka öffnet Tür und Tor, und der Gewinn unendlicher Mühe und Arbeit ist in wenigen flüchtigen Stunden vergeudet, und Hunger und Not grinsen dem Ernüchterten ins Anlitz, den der Mangel eines inneren, auf etwas Bildung und Erziehung ruhenden Haltes von Stufe zu Stufe und bis zum Untergang sinken lässt.

Die Bedeutung Sibiriens liegt zweifellos weit weniger in seinem für Ackerbau tauglichen Territorium, das aus klimatischen Gründen, wie gezeigt, nur einen bescheidenen Prozentsatz der Landesfläche aufweist, als vielmehr in den Mineralschätzen des Bodens, deren Umfang noch keineswegs erschöpfend erforscht ist. Was allein davon zur Zeit bekannt ist, verspricht dem Lande eine glänzende Zukunft, sobald Maschinen und Arbeitskräfte durch erleichterte Verkehrsmöglichkeit beigeschafft werden können. Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Quecksilber und Zinn neben Kohle, Schwefel, Naphta etc. sind schon bis jetzt in einer Menge nachgewiesen, welche die sichere Fundierung von Industrieen der verschiedensten Arten garantiert, und ihren Halb- oder Ganzfabrikaten ist bei dem kaum von einem anderen Lande in solcher Ausdehnung gebotenen natürlichen Flusssystem die weitgehendste Absatz- und Verbreitungsmöglichkeit gesichert.

Goldgewinnung ist als der Beginn industrieller Tätigkeit in

* 1898: 8000 exilierte Verbrecher, davon die Hälfte wegen gemeiner Verbrechen.

Sibirien bezeichnet worden. Leider steht die Technik der Ausbeutearten noch auf einem wenig vollkommenen Zustande. Die vorhandenen Minen sind in einfachster und verschwenderischer Art zur Nutzung herangezogen, und ausgedehnte Lager des Edelmetalls, welche der Entdeckung harren, sind zweifellos noch vorhanden. Die Produktion an Gold bewegte sich während der letzten 10 Jahre etwa im Rahmen von etwa 2.400 Pud für ganz Russland und pro Jahr, mit einem Werte von 26.500.000 Rubel; davon treffen auf Sibirien nicht weniger als 70 %.

Der bisherige niedrige Stand der Industrie ist auch leicht ersichtlich aus einer Angabe vom Jahre 1895, wonach im ganzen die Anzahl der Industrie-Etablissements zu jener Zeit 650 betrug, von denen nur ein sehr geringer Prozentsatz auf Metallindustrieen entfällt; bis vor kurzem zählte man beispielsweise in ganz Sibirien nur 3 Eisengiessereien, und dadurch ist der Preis dieses vorzugsweisen Hilfsmetalls einer Produktionsentwicklung, in Form von Werkzeugen aus Europäisch Russland und anderen Ländern Europas eingeführt, ein solch hoher, dass manche Industrieen deshalb z. Z. ohne weiteres ausgeschlossen sind.

Durch die sibirische Eisenbahn werden die Schätze des Ural an diesem Metall einen weiteren Absatz erhalten, und die Unmöglichkeit, z. Z. die Eisenlager bei Yakutsk wegen ihrer Entlegenheit vom Verkehrswege der sibirischen Bahn, auszubeuten, ist nur als eine vorübergehende Schwierigkeit zu betrachten, nachdem der Richtpunkt alles Absatzes in dem neuen Schienenwege klar zu Tage liegt und an die eine grosse Hauptader die Saug- und Verteilungslinien zwischen Ueberfluss und Mangel in dem Areale sich erst allmählich angliedern werden.

Neben der Goldindustrie Sibiriens verdient noch sein Pelzhandel Erwähnung. Ungeheuere Massen der wertvollen Pelztiere, wie Zobel, Bär, Fuchs, werden in den unermesslichen Forsten und Oedländereien erbeutet. Ueber den Wertumfang dieser Industrie ist auch nicht annähernd ein Ueberblick möglich, da der Tauschhandel nach den Nachbarländern und nach Europa (London) etc. die verschiedensten Wege einschlägt. Nur das dürfte sicher sein, dass der Wert der Beute erst zu einer einträglichen Erwerbsquelle werden kann, wenn die bessere Verbindung und Aufschliessung Sibiriens dem Raub- und Plündersystem der Händler ein Ende bereitet und den Lohn des Schweisses mehr in die Hände derer leitet, die ihn verdient haben, und dadurch deren materielle Lage erhöht. —

Alle Betrachtungen über Gegenwart und die mögliche Zukunft Sibiriens gipfeln immer wieder in der Schätzung des Wertes, den die Aufschliessung des Landes im Gefolge hat, und da die sibirische Bahn das schlafende Riesenreich mit einem Schlage mit dieser Lebensader versehen und es in den Vordergrund des Interesses gestellt hat, so geziemt sich wohl, einige Momente bei der Frage zu verweilen, inwieweit die Hoffnungen, welche sich an die sibirische Bahn für Sibirien knüpfen, gerechtfertigt sein mögen.

Der strategische Wert der über 7.500 km langen und bis zu ihrer definitiven Fertigstellung wohl 2.000.000.000 Mark * verschlingenden sibirischen Bahn ist ein so unbestritten anerkannter, dass er hier keiner weiteren Erwähnung bedarf. Russland hat sich eine Verbindungslinie seiner Operationsbasis am Pacific mit der Zentrale in der Heimat geschaffen, deren unschätzbare Macht und Kraft im gleichen Verhältnisse mit der durch sie zu bewirkenden Bevölkerungszunahme und Entwicklung Sibiriens wachsen wird. Aber gerade diese letztere Hoffnung der Stärkung und günstigen Entwicklung Sibiriens, die einem grossen Teil der erwähnten enormen Kosten auch die allgemein ökonomische Rechtfertigung verleihen soll, wird keineswegs durchgängig geteilt, sondern von hervorragenden Kennern der Verhältnisse einstweilen stark bezweifelt.

Es liegt klar auf der Hand, dass, solange Sibirien der Bahn nur Ackerprodukte zum Transporte zu übergeben hat, ein lebhafter Ein- und Ausfuhrhandel sich nicht zu entwickeln vermag, denn der an sich niedere Preis der Agrarprodukte verbietet den teureren Bahntransport auf Streckenlängen von mehreren Tausenden von km, wie er hier in Frage kommt. Ein Aehnliches mag von den Produkten des Waldes, vom Holze, mit noch besserer Begründung behauptet werden. Eine Erhöhung des Wohlstandes der vorhandenen Bevölkerung oder ein besonderes Anlockungsmittel für Neuansiedler ist also darin kaum zu erblicken. Solange kein Einfluss von Kapital als Erlös für die Ueberproduktion an Getreide, Holz etc. über das eigene Bedürfnis erfolgt, fehlt auch die Kaufkraft für Einfuhrgüter aus den Ländern, mit welchen der Tauschverkehr stattfinden soll; und technische Hilfsmittel, Maschinen etc., welche in Sibirien ganz besonders nötig wären, haben durch ihren Bezug von Europäisch Russland, den langen

* Henry Norman „All the Russias."

Transport etc. Preise, welche von der Bevölkerung nicht erschwungen werden können. Zudem wird geltend gemacht, dass sich der Einfluss der Bahn aus den genannten Gründen, wegen der grossen Entfernungen und der mangelnden Kommunikationswege auch bei günstigen Umständen kaum über 150 km * zu beiden Seiten der Bahn erstrecken wird, im Zusammenhalte mit der Flächengrösse Sibiriens ein verhältnismässig schmaler Streifen, und als weiterer nachteiliger Umstand wird die Tracenlage der Bahn ins Feld geführt, welche keineswegs das Herz Sibiriens durchschneide, sondern sich am südlichen Rande desselben halte.

Industrieen, deren Produkte durch ihren hohen Wert weite Transporte lohnen würden, sind praktisch ausser wenigen Bergwerks- und sonstigen Betrieben noch in keiner Weise vorhanden, und der Schaffung derselben stehen die obengenannten hohen Preise der Maschinen, die angeborene geringe Unternehmungslust der an Landwirtschaft gewöhnten niederen Volksschichten und der hohe Preis von Kapitalnutzung wie auch Unsicherheit der gesetzlichen und sozialen Zustände und das herrschende Ausbeutesystem gegenüber den wirtschaftlich Schwächeren stark entgegen. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass den Hungersnöten in den nördlichen Teilen Sibiriens und dem Aussterben ganzer Volksstämme durch die Zufuhr des Ueberflusses aus anderen südlichen Distrikten durch die grosse Entfernung von dem Ausgleichsmittel zwischen Ueberfluss und Mangel, der sibirischen Bahn, nicht begegnet werden kann, so wird zweifellos der Enthusiasmus, mit dem die Optimisten die Eröffnung dieser neuen Weltlinie begleiteten, bedeutendere Ernüchterung erfahren müssen. Aber es ist eine Eigentümlichkeit unserer hastenden Zeit, dass sie mit Entwicklungen und Entwicklungsperioden nicht mehr rechnet, sondern das Rennpferd mit dem neuen Sattelzeug sogleich die Bahn entlang in rasender Gangart dem Ziele zusteuernd sehen will!

Wenn je ein Land vorsichtig und überlegt einer Zukunft entgegengeführt werden muss, so ist es das sibirische Russland. Denn wo die Bildungsstufe der gewöhnlichen Volksklasse noch so niedrig steht wie in Sibirien—und teilweise ist das Einwandererkontingent nicht besser—, dass kaum 0,5 % den dürftigsten Schulunterricht geniessen, da kann man namentlich in industrieller Richtung keine raschen Evolutionen erwarten, umsomehr als tatsächlich die sibirische Bahn nur einen sehr begrenzten Teil

* J. Stadling, Through Siberia p. 274. ff.

Sibiriens zum Aufschluss bringt und das nicht einmal als billiges Verkehrsmedium.

Ein Blick auf die hydrographischen Verhältnisse des Landes enthüllt uns seinen Reichtum an Wasserkommunikationslinien in den Stromsystemen riesiger Flüsse wie Ob, Yenissei, Lena, welche von den Küsten des arktischen Meeres bis zur Grenze von China Verbindungslinien bilden und für Seeschiffe bis zu 1.500 km von der Mündung bis in das Herz des nördlichen Sibirien hinein schiffbar sind. Die natürlichen Hindernisse des Zufrierens der Mündungen und der widrigen Eisverhältnisse des arktischen Meeres, in das unglücklicherweise diese Flüsse einmünden, scheinen nach neuesten Erfahrungen keine unüberwindbaren Schwierigkeiten zu bieten, und gelingt es, diese Seeroute während eines Teiles des Jahres auch nur dem Schiffverkehr dienstbar zu machen, dann würde eines der grössten Hindernisse der raschen Entwicklung Sibiriens, die grossen Distanzen, durch den billigen Seeverkehr auf die Seite geräumt werden. Anschliessend daran könnte auch die sibirische Bahn sofort eine enorm gesteigerte Bedeutung erhalten, da sie rechtwinkelig diese Ströme durchschneidet und so als internes Verbindungsglied fungieren würde; auch der Bedingung, dass solch grosse Bahnen nur im vielseitigen Anschluss an Wasserstrassen ihre volle Bedeutung und Rentierlichkeit erlangen, wäre genügt.

Was man an ungünstigen Urteilen über die Rentabilität der Bahn z. Z. hört, wird kaum überraschen können, da die Voraussetzungen zur Rentierlichkeit in gewissem Sinne eben erst geschaffen werden müssen; latente Güter zu realisieren braucht Zeit, und Russland selbst hat am wenigsten für die nächste Zukunft auf finanziell günstige Ergebnisse gerechnet, da vorerst die arithmetisch nicht ausdrückbaren Vorteile die materiellen Ergebnisse überwiegen. Aber all dies vermag die Bedeutung der sibirischen Bahn nicht zu verkleinern. Sie ist der erste Schritt zur Verkörperung eines in riesenhaften Zügen entworfenen Zukunftsprogramms. Mag auch vorerst der günstige Einfluss, den ohne Zweifel die Aufschliessung eines so weiten Areals für sich hat, auch nur auf einen schmalen Saum zu beiden Seiten der Bahn sich erstrecken, das Weitergreifen des kulturellen Ferments wird sich von selbst mit der materiellen Hebung der ursprünglich schmalen Zone vollziehen, Kapital, Intelligenz und Unternehmungsgeist werden mit dem Zuzug besserer Elemente und dem Herrschen geordneterer Zustände, wenn auch langsam, sich einfinden. Liegt nicht

eben der grösste Vorteil gerade darin, dass die landwirtschaftlich beste Zone von der Bahn berührt ist, auf der die Möglichkeit des Fussfassens einer Industrie durch die allgemein für das Leben nötigen günstigen Bedingungen gegeben sit? Und sind nicht weite Territorien angeschnitten, deren Reichtum an Gold, Eisen, Kohle und Holz in fabelhaften Ziffern zum Ausdruck kommt? Allmählich werden Seitenlinien zu Minenzentren sich angliedern an dieses mächtige Rückgrat! Die Industrie, durch eine Ackerbauzone gestützt, vermag in die Forstzone und jene Gebiete vorzudringen, wo sie die besten Bedingungen für ihre Fabrikation findet, und jede neue Industrie macht das Land unabhängiger, selbstständiger, lebensfähiger! Aus den Anfängen des lokalen Austausches von Rohproduktion in der Nähe der Bahn werden sich von selbst mit dem Ansiedeln von Industrieen die Distanzen kommerziellen Ausgleichs vergrösseren und die Unternehmungslust die Kreise ihrer Interessensphären immer weiter ziehen, bis sie endlich mit den Grenzen des bewohnbaren Landes sich decken. Für manche Güter besteht schon heute trotz der enormen Distanzen die Weitwirkung der Bahn, welche im grossen ganzen allerdings erst nach langer Zeit voll zur Geltung kommen kann. Chinas Seide und Tee finden schon jetzt ihren Weg nach Europa auf diesem Wege, und Russland wird China mit Gütern versorgen, die dieses seither von anderwärts bezogen hat, z. B. Baumwolle und Wollefabrikate. Aber nicht nur gegen Westen gravitiert die Bedeutung der Bahn, der Osten wird durch sie nicht weniger beeinflusst werden. Je schneller es der unerschütterlichen, ruhigen Energie Russlands gelingt, auf liberaler Basis die Schätze Sibiriens der nationalen Produktion dienstbar zu machen, desto überwältigender wird die Wucht seines Auftretens im Kampfe der Weltmächte um die Märkte des Pacific sein.

Der persönliche Eindruck, den man auch auf einer nur partiellen Reise mit der sibirischen Bahn empfängt, ist ein gewaltiger. Unwiderstehlich kommt in ihr die Wucht des russischen Volkes zum Ausdruck, dessen Massenwirkung, geleitet von der hochentwickelten Intelligenz in seiner Führung, kein Hindernis kennt. Die Einheit der Idee und Ausführung, garantiert durch die absolutistische Regierungsform, die Entfaltung der enormen materiellen Mittel nicht minder wie die intellektuelle Höhe, die sich in Ueberwindung der riesigsten technischen Schwierigkeiten äussert, der sichtliche Verzicht auf momentane Rente fabelhafter

Bahnbaukapitalien zugunsten ferner Zukunft und der vermutliche Siegespreis solch weitschauender Politik macht geradezu stumm vor Staunen, wo solcher Ehrgeiz sich dereinst das Ziel nehmen wird!

Ich stimme Henry Norman bei: „Seit der Erbauung der chinesischen Mauer in China hat die Welt kaum ein Werk ähnlicher Grösse gesehen.“ Aber es ist nicht eine tote Masse wie dort, nein, ein lebendiger Geist beseelt diesen Koloss, — der Geist, aus dem Weltherrschaften geschmiedet werden.

Dem Besuch des Ussurigrenzlandes schloss sich die Reise durch die Mandschurei an. Wenn schon an sich ein Land unser Interesse beansprucht, das einst den Eroberer Chinas gebar, der sich nach der Unterwerfung und Verschmelzung der zahlreichen kleinen Herrschaften des eigenen Landes zu einem einheitlichen Staate im Jahre 1644 zum Herrscher Chinas machte und dessen Nachkommen noch heute die herrschende Dynastie dortselbst bilden, so sind es namentlich die Ereignisse seit 1894, welche den Namen *Mandschurei* fast ständig bis zum heutigen Tage unter den politisch beachtenswerten Veränderungen finden lassen. Ich weise nur darauf hin, wie hier die tapfere japanische Armee 1894 der Welt die staunenswerte Genugtuung verschaffte, zu sehen, wie europäischer Geist in ihr wirkte, so dass sie die Streitkräfte des mächtigen China mit seiner unermesslichen Bevölkerung in wenigen entscheidenden Schlachten und in unglaublich kurzer Zeit über den Haufen warf, und wie 1896 die Absicht der Erschliessung des nördlichen Teiles dieses wenig gekannten Landes durch die sibirisch-mandschurische Bahn von russischer Seite für dasselbe wohl den Beginn einer neuen Aera bedeutet. 1897 war der erste Spatenstich zu dieser Abkürzung der ursprünglichen Trace der sibirischen Eisenbahn getan, und Schlag auf Schlag kam nun 1898 die Abtretung eines Teiles der Liatong Halbinsel * an Russland durch Vertrag und die Inangriffnahme einer zentralmandschurischen Bahn von Norden nach Süden als Verbindung der sibirisch-mandschurischen Linie mit den eisfreien Häfen Dalny und Port Arthur. Diesem folgte die Besetzung der Mandschurei durch Russland während der Boxerunruhen, und von da an datiert die überwiegende Macht Russlands in Mandschuria infolge der ihm mit besonderen Rechten eingeräumten Besetzung der Bahnen, wodurch auch nach der sogenannten Evakuation eine tatsächliche Loslösung der drei die

* Port Arthur und Talienwan.

Mandschurei bildenden Provinzen, Hai-lungchiang, Kirin und Feng-tien (Liatong) von Chinas Hoheit bewirkt ist. Man ist umsomehr auf den Eindruck dieses Landes gespannt, als man schon am Amur und in Ussuriland den Einfluss des mächtigen Importgeschäftes der beiden nördlicheren Provinzen Hai-lungchiang und Kirin hinsichtlich Vieh und Getreide etc, kurz der wichtigsten Agrarprodukte zu fühlen bekam.

Ich stehe nicht allein mit der Ansicht, dass Russland zur Entwicklung der Amurprovinz und besonders des Ussurigrenzlandes einstweilen, bis eine bessere Besiedelung dieser russischen Provinzen stattgefunden hat und dadurch diese selbst genügend landwirtschaftliche Produkte hervorbringen, in dieser Hinsicht fast mit zwingender Notwendigkeit auf den Reichtum der Mandschurei angewiesen bleibt. Das gilt ganz besonders für Wladivostocks engere Umgebung, wo strategische Gründe und der Handel eine grosse, zunehmende Anzahl nicht ackerbautreibender Bevölkerung zusammenführt.

Um zur Grenze Mandschurias zu gelangen, fährt man mit einem der täglich in diese Richtung abgefertigten gewöhnlichen Züge von Wladivostock bis Nikolskoe auf der Ussurilinie; hier zweigt die sibirisch-mandschurische Bahn nach Westen ab, um mit fast rein östlich-westlicher Richtung gegen Kaidalovo 1146 verst = 1223 km auf mandschurischem Boden zu laufen; von Nikolskoe bis Krodekovoe sind 110 verst = 117 km und vom Verlassen der mandschurischen Grenze bis nach Kaidalovo 324 verst = 346 km zu rechnen, so dass für die Länge zwischen dem Ansatzpunkte an die ursprüngliche sibirische Linie in Kaidalovo (Transbaikalien) bis zum Einlaufen in dieselbe Linie in Ussuriland bei Nikolskoe 1580 verst = 1686 km zu rechnen sind. Welche Ersparung an Weg bei der direkten Verbindung: Baikalsee—Wladivostock durch die Möglichkeit der geraden Linie via Mandschurei erzielt wurde, mag daraus ersehen werden, dass dieselbe Strecke Kaidalovo-Nikolskoe den Amur entlang und den Ussuri von Habarovskoe aufwärts bis Nikolskoe um nicht weniger als nahezu die Hälfte länger sich gestalten würde.

Hat man die bereits von der Fahrt nach dem Amur via Habarovskoe bekannte Strecke Wladivostock-Nikolskoe hinter sich, so hält der etwas monotone Charakter dieser Gegend auch gegen die mandschurische Grenze zu an; welliges, niederes, breit angelegtes Land mit wenig Ackerbau und weiten Grasflächen ohne Wald begleitet den Reisenden rechts und links, und nur

gegen Krodekovoe zu, nach 17stündiger Fahrt von Wladivostock, erhält die Landschaft durch eine westwärts sichtbare höhere Hügelkette einen etwas ausgeprägteren Charakter. Der humose und stellenweise direkt moorige Boden in den flachen Mulden zwingt die Bahn, sich dicht an den sanften Böschungen der niedrigen, welligen Bodenerhebungen zu halten, um härteren Boden für die Linie zu gewinnen; das ist naturgemäss dann die Ursache einer fortwährenden Kurvenbildung. Krodekovoe liegt hart an der mandschurischen Grenze, die Wagen müssen verlassen werden zum Uebersteigen in den Zug für die nominell der chinesischen Ostbahn zugehörige, aber ohne weiteres durch ihre Finanzierung und Besetzung als russische Bahn zu bezeichnende mandschurische Strecke.

Es mag spitzfindig feine Unterschiede bezüglich der Eigentumsfrage der Bahn geben, äusserlich wenigstens zeigt sich nicht im geringsten irgend welche Auffälligkeit gegenüber einer Bahn in Russland. Die Spurweite ist die russische, das rollende Material ist ebenfalls russisch, und so die Besetzung der Bahn und die Bahnbeamten bis zur allgegenwärtigen Figur des gestiefelten Gendarmen. Man ahnt noch nicht, dass man hier von dem nicht übermässigen Komfort der sibirischen Bahn für einige Zeit Abschied zu nehmen hat, denn der Teil von Krodekovoe bis Harbin ist zweifellos zu den am wenigsten fertigen und komfortablen Strecken zu rechnen. Ein regelrechter Fahrplan scheint nicht zu existieren, wenigstens ist sehr oft niemand im stande, eine Aufklärung über die Dauer des Aufenthaltes auf einer Station zu geben; er mag 10 Minuten, unter Umständen auch wohl mehrere Stunden betragen. Ich erinnere mich nicht ohne ein gewisses Vergnügen, wie der Gendarm aus den sich um 5 Uhr Nachmittags in Masse für die Billetabgabe an den Schalter drängenden Passagieren ein Queue bildete, und wie die definitive Abgabe der Billete um 8 Uhr Abends erfolgte; während dieser ganzen Zeit passte man nebenbei auf den Zug, der kommen sollte, wann — das wusste niemand oder wollte niemand sagen. „Nitschewo", denkt sich der Schalterbeamte und liest seine Zeitung weiter, unbekümmert um die Sehnsucht der Aussenstehenden nach Billeten. Die Passagiere, welche den Zug zur Mandschurei benützen, sind zweifellos mehr von lokaler Charakteristik als auf der Ussuribahn, wo die Nähe des Meeres ein grösseres Prozent von Internationalität hineinbringt. Hier findet man russische Ansiedler oder Arbeiter für einen der Golddistrikte, Kosaken,

russische Offiziersdamen, welche mit dem gesamten Haushalt zu ihren Gatten auf einen der unwirtlichen Posten entlang der mandschurischen Bahn reisen, dann etwas zweifelhafte, französisch aufgeputzte japanische Damenwelt und endlich den allgegenwärtigen John Chinaman als Bewohner und Passagier der gedeckten Viehwägen.

Der Bahnhof in Krodekovoe ist noch nicht ganz fertiggestellt, und so sitzt oder liegt männiglich, da der Abend mild ist, auf seinem Pack oder was er sonst an Reisegepäck führt, und zweifellos tut man gut daran, sich nicht allzuweit davon zu entfernen, denn auf den sibirischen und mandschurischen Bahnen haben Gegenstände jeder Art eine unbegrenzte Neigung zu verschwinden. Das ist auch bei dem stark vertretenen Element von Exilierten und von ebenso skrupellosen Mandschuren, denen Räuberwesen und Diebstahl ja einen nationalen Hauptsport bedeutet, eben kein Wunder. Wie endlich der langerwartete Zug in die Station keucht, werden die Wagen gestürmt, und da die erste Klasse durch Abwesenheit glänzt, begnügt man sich gerne mit einem der luftigen Militärtransportwagen, die durch eine Tafel aussen in eine stolze II. Klasse verwandelt werden. Fehlt genannte Auszeichnung, so haben wir III. Klasse, und Vieh-und Packwagen bilden eine Abart der III., die namentlich von Chinesen, wohl aus Vorliebe für nationale Klubbildung und den herrschenden unendlichen Schmutz in denselben bevorzugt wird.

Die 36 Stunden dauernde Fahrt bis Harbin gibt ausreichende Gelegenheit zu Geduldproben hinsichtlich Fahrgeschwindigkeit und Aufenthalten, aber es wäre ungerecht, darüber scharf zu urteilen, denn zweifellos ist dieser östliche Teil der sibirisch-mandschurischen Bahn zwischen Krodekovoe und Harbin in seiner ersten Hälfte ein schwieriges Bauobjekt gewesen; zweimal werden nördliche Ausläufer der Shan Alin Berge bis zu 600 m Höhe von der Bahn unter beträchtlichen Steigungen und Gefällen überwunden; dabei trägt die Lage der Trace und ihre Ausführung nur zu deutlich den Stempel der militärischen Rücksicht für die rasche Ausführung aufgedrückt: „Durch um jeden Preis und in kürzester Zeit vom europäischen Russland nach Sibirien, Mandschuria und Wladivostock" zum Pacific. Ein Unterbau aus frisch aufgeschütteten, sich erst setzenden Dämmen, vielfach mangelhaftes Schotterbett der Geleise, ja stellenweise fast unvermittelte Auflage der Schwellen und Schienen auf mehr oder weniger nachgiebigem Boden und besonders die Wahl der Trace,

welche im Hügellande fast immer die Mulden aufsucht, wo der feuchteste und sumpfigste Boden sich findet, um möglichst wenig Hindernisse in Anschnitten oder Tunnels zu erhalten, das alles zeugt von der Hast und dem Drängen vorwärts ohne Rücksicht auf die den Erbauern wohlbekannten Nachteile solcher Geschwindigkeitsarbeit. Man half sich über die Mängel eines derartigen schlechten Unterbaues einigermassen hinweg durch Anwendung schweren Schienenmaterials, 64 ℔ per Yard, und durch starke Schwellen mit einem Abstande von 76 cm untereinander. Diese Vorsicht bei den zur Verwendung kommenden schweren Maschinen (85–90 tons) trägt gute Früchte, sie ist wahrscheinlich eine Folge der bösen Erfahrungen, die man auf anderen Strecken der sibirischen Bahn mit zu leichtem, aus falscher Sparsamkeit verwendeten Schienenmaterial machte. Immerhin ist noch vieles verbesserungsbedürftig. Ich erinnere mich, dass auf einem Plateau, bevor die erste der erwähnten Hügelketten überwunden war, der Zug einen Anblick bot, den ich bislang noch nie gehabt hatte. Fast jeder der den Zug zusammensetzenden Wagen hing unter einem anderen Winkel aus der Senkrechten, rechts und links abwechselungsweise, wie es eben kam, zur Seite, so weich war der moorige Untergrund, in den die Schwellen bis zu 7 und 8 cm tief ungleich eingedrückt wurden. Der Schlamm wurde durch den Druck neben der Schwelle mit einer Vehemenz heraufgepresst, dass manchmal ein zufällig aus dem Fenster sehender Passagier nicht gerade zum Vergnügen einen saftigen Spritzer erhielt. Solche gefährliche Stellen, die eben nur *à tout prix* für Kriegszwecke fahrbar genannt werden können, sind nicht selten, und die Umgestaltung der ersten Bahntrace in das, was man eine wirkliche Verkehrslinie nennen kann, ist an zahllosen Plätzen nunmehr erst im Gang. Tunnels werden gebohrt, die Mulden mit ihrem Moorgrund werden durchweg verlassen, und die Linie wird an feste Hänge gelegt, der Bahnkörper gut mit Felsenkleinschlag belastet u. s. w., kurz die mannigfachen Neubauten, namentlich Umlegungen der Strecke, dürften wohl einem kostspieligeren Neubau bis zu einer guten Hälfte der Gesamtlänge der sibirisch-mandschurischen Bahn gleichkommen, und erst nach Fertigstellung dieser Verbesserungen scheint mir die Einrichtung eines europäischen Begriffen verwandten Verkehrs zwischen Wladivostock—Baikalsee möglich zu sein. Die Brücken sind teilweise ebenfalls nur provisorische Holzgerüste resp. Pfahlroste mit Schienen oder Holzkastenaufbau, obwohl auch schon

jetzt manche fertige Steinpfeilerbrücke von erheblicher Länge in tadelloser Vollendung auf dieser und der zentralmandschurischen Linie passiert wird. Es ist eben unmöglich, selbst für russische Energie, in so kurzer Zeit, wobei die Arbeit auch noch mannigfache Unterbrechung durch Unruhen (Boxeraufstand) erhielt, alles fix und fertig zu stellen. Das sollten jene bedenken, die mit Nörgeleien über Kleinigkeiten die Riesengrösse des Unternehmens vergessen. Eine der interessantesten Partieen auf diesem östlichen Teil der mandschurisch-sibirischen Bahn ist zweifellos der Abstieg von der Höhe, deren Plateau die vorher erwähnte üble Sumpfstrecke enthält. Man fährt in vier Zickzacklinien zu Tal vor-, rückwärts ohne Ausgleichung des zusammenlaufenden Kehren durch Kurven. Der Ausblick des Landes von diesem Punkte über einen beträchtlichen Umkreis ist, da die Passhöhe hier offenbar zu den höchsten Lagen der Umgebung gehört, prächtig. Im hellen Sommersonnenschein liegt, einem feinen Reliefbilde vergleichbar, ein vielgefaltetes Hügelland mit weiten Tälern zu unsern Füssen; die Berge und Hügel tragen nur in ihren oberen Teilen Bewaldung von Nadel- und Laubholz, nach unten schliesst sich dann eine der Hara Japans vergleichbare Vegetationsform an, um endlich in den tiefsten Teilen und in den Tälern in saftiggrünes Grasland überzugehen. Die Ursache der mittleren eigentümlichen Hara-Waldvegetationsform ist dieselbe wie in Japan — das Feuer. Offenbar zur vermeintlichen Hebung des Graswuchses in diesen als Viehweide benützten Gegenden der Mandschurei zünden nomadisierende Mandschuren im Herbst oder zeitig im Frühjahr den Bodenüberzug an und erreichen damit die Vernichtung des Waldes hinsichtlich Nadelholz völlig, hinsichtlich des Laubholzes nur teilweise, da dieses widerstandsfähiger ist; es entsteht derart die richtige echte Hara. In grösseren Höhen aber ist um diese Zeit entweder schon Schnee gefallen oder noch vorhanden, und dieser schützt nun die Hochlagen vor Zerstörung ihres Waldmantels. Freilich hat auch dieser seinem Schicksal nicht entrinnen können, seit die Bahn den jungfräulichen Boden mit dem eisernen Schienenstrange durchschnitten hat. Tausende von alten Fichten, Lärchen, Tannen, Pinus Cembra, Rotbirken und z. T. Eichen (Quercus mongolica) sind zur Konstruktion der Bahn und der Gebäude an derselben, soweit die Herbeischaffung irgend möglich war, herausgehauen, und nur das weniger begehrte Laubholz ist stehen geblieben, einen zerrissenen Laubhochwald in abnormer und

schlechter Verfassung zurücklassend. All den Hochwaldungen auf den grösseren bergartigen Erhebungen (bis 800 m), in beträchtlicher Entfernung von der Bahnlinie, dürfte das Todesurteil gesprochen sein, denn die tiefer liegenden zentralen und westlichen Teile der Mandschurei mit ihrem Steppencharakter zeigen nirgends eine nennenswerte Bewaldung, und so muss, wie man sich aus den Frachten mancher Züge leicht informieren kann, das Konstruktionsholz für Hoch- und Brückenbauten, das Schwellenholz etc, ja selbst das Brennholz für die grösseren, im Entstehen begriffenen Stationsorte in der Nähe der Bahn aus dem Berglande oft auf ungeheure Entfernungen beigeschafft werden. Vorerst werden auch die Maschinen der mandschurischen Bahn noch mit Holz geheizt, und man fährt in den Bergen an endlosen Holzbeugen von zurechtgemachtem Feuerholze vorüber, das ebenfalls für die Stationen in den Niederungen bestimmt ist, um dort zur Auffüllung und Ergänzung der Tendervorräte der Zugsmaschinen und zur Feuerung in den Bahnhofgebäuden verwendet zu werden. Dass hiedurch eine weitere tiefgreifende Ausholzung oder besser gesagt Verwüstung des Waldes Platz greift, liegt auf der Hand; allein die Erfüllung des ins Auge gefassten Zwecks ist anderweitig vorerst nicht zu erreichen. Das Spiel der Durchquerung der verschiedenen Waldzonen vom Grasland über Hara zum Laub- und endlich vorwiegenden Nadelholzhochwald wiederholt sich natürlich als Folge der klimatischen Höhenzonen und der geschilderten besonderen Verhältnisse bei jedem Anstiege der Bahn auf bedeutendere Höhen.

Bei Chantachozu, etwas weiter als halbwegs Harbin, sind mächtige Altholzforste aus Tanne, Fichte, Lärche und Pinus Cembra auf einem der von der Bahn mit starker Steigung erreichten Berghöhenrücken, und die sämtlichen Gebäude der einer kleinen Stadt gleichenden hübschen Ansiedelung, welche die Russen aus dem Boden stampften, wo vor 5 Jahren höchstens ein halbes Dutzend Lehmhütten mandschurischer Räuber standen, sind durchwegs in Blockhausstil aus mächtigen Stämmen der genannten Holzarten gezimmert. Wo Laubwald vorhanden ist, findet man prächtige Eichen, Linden, Ahorne, Eschen, Erlen, und nur wo Birken (Rot- und Weissbirken) vorherrschen, ist man wohl keine Minute im Zweifel, dass man den Umwandlungswald durch Feuer vor sich hat; dafür spricht schon der auf grosse Strecken auffallende Mangel an Unterwuchs und Strauchholz. Der schöne hier bei Chantachozu und weiterhin auf dem Höhen-

zuge befindliche Urwald wird bald vermisst, denn nunmehr fällt die Bahn in Richtung auf Harbin zu von der erreichten Maximalhöhe, etwa 600 m, stetig gegen das Steppenland und die in Kultur genommenen Landteile. Was man dann vom Eisenbahnwagen durch die ganze Mandschurei bis zur Liatong-Halbinsel aus an Wald erblickt, verdient kaum den Namen eines solchen, es sind höchstens zerrissene kleine Gebüschflecke oder gar nur einzelne Exemplare melancholischer Weiden und Pappeln. Wer daraus aber schliessen wollte, dass die Mandschurei im allgemeinen holzarm sei, wäre sehr im Irrtum, denn die zentralmandschurische Bahn führt eben nur durch die fruchtbare Niederungs- und Ackerbauregion, welche, dem Abhange der Gebirge der Provinz Kirin und Fengtien westlich sich anschliessend, über das paradiesisch fruchtbare Tal des Liao hinüber gegen die endlosen Steppen der Mongolei sich erstreckt.

Die Gebirge der noch weniger bevölkerten und unwirtlicheren nördlichen Provinz Heilungchiang (169.000 qm.), deren Nordgrenze der Amur bildet, sind voll jungfräulicher Forste, ebenso wie die beiden anderen Provinzen im Innern ihres Berglandes die wertvollsten Wälder von Eichen, Ulmen, Walnuss, Birken Kiefern etc mit dichtem Unterwuchs bergen, was darauf schliessen lässt, dass der Mensch den Boden in der Nähe noch nicht ständig okkupiert und das Feuer noch nicht zu Hilfe gerufen hat zur Waldvernichtung gegen die Urkraft der Natur im Walde. Ist dies einmal der Fall, so wird der Wald alsbald beträchtlich quantitativ und qualitativ reduziert, leider, wie man oft in Japan, Sibirien China und Korea wahrnehmen kann, weit über das zuträgliche Mass hinaus. Das grosse Holzhandelszentrum der Mandschurei liegt an der Mündung des Yalu, auf dem kolossale Mengen von Starkholz von den Changpaisan Gebirgen im Zentrum der Provinz Kirin an die See getriftet und geflösst werden. Aus eben demselben waldreichen Berglande gelangt Werkholz auf dem Sungari, der ebenfalls in den Changpaisanbergen entspringt, nach der Hauptstadt der Provinz Kirin, um dort namentlich zum Bau von Dschunken Verwendung zu finden.

Bei solchem Reichtum an Holz bleibt es nur durch die Wegelosigkeit etc erklärlich, wie Schwellen für den Bahnbau im Süden, z. B. bei Tashitschiao vorteilhafter von Japan bezogen werden konnten.

Mit dem Herabsteigen von dem Höhenzug bei Chantachozu

gegen Harbin zu ist die ebene Steppen- und Ackerbauregion erreicht, die bis zum Uebertritt ins eigentliche China nicht mehr verlassen wird, wenn man von Harbin die zentralmandschurische Bahn entlang reist. Harbin, von wo die zentralmandschurische Linie mit der Richtung NO-SW. nach Port Arthur abzweigt, präsentiert sich als eine durch die Russen mit Treibhausenergie geschaffene Stadt, deren russische Bevölkerung z. Z. nahe an 9000 Seelen beträgt und stark im Anwachsen begriffen ist, während vor wenigen Jahren höchstens ein paar schmutzige Chinesenhütten diese weite Ebene zierten. Dadurch dass ganz nahe der Sungari vorüberfliesst, auf dem stromauf- und -abwärts ein enormer Schiffsverkehr mit kleinen Dampfbooten und Dschunken aller Grössen unterhalten wird, ist Harbin für den Binnenhandel von ganz besonderer Bedeutung. Der Sungari stellt die natürliche Verteilungsader für den Import von auf der Eisenbahn herangeführten Gütern ins Innere der zwei Provinzen Kirin (Süden) und Heilung-Chiang (Norden) dar. Umgekehrt ist Harbin zum grössten Teile auch der Zusammenflusspunkt der Exportprodukte dieser Provinzen, wenn für den Weitertransport die Bahn ins Auge gefasst wird. Das an der Bahn gelegene Harbin selbst wie das Sungariviertel am Sungari sind ein in Schmutz oder, wie bei meiner Anwesenheit, in unglaublichen Staub eingehülltes neues Gemeinwesen mit amerikanischen Wachstumserscheinungen, wo der „Saloon“ neben der Teebude und der Bazar japanischen Stils neben zweifelhaften Fleischerläden ein bewegtes Dasein führt. Das Treiben in den, Strassen genannten, mehr oder weniger geraden Geräumt-Erdlinien ist ein buntes: Mandschure, Chinese, Sibiriake, Jäger, Kaufmann, Kuli, Handwerker und Professionsräuber drängen sich, um ihren Geschäften nachzugehen, und nur wenn ein Kosak auf seinem kleinen Gaule sich nähert, stiebt die Gesellschaft etwas bereitwilliger aus dem Wege, denn der hat eine Peitsche, die zwar offiziell nur für den Gaul bestimmt ist, aber sich doch auch für Aufrechthaltung der Ordnung sehr wertvoll und nützlich erweist.

Zwischen Alt-Harbin und der geschäftigen Sungari-Stadt stösst man auf ein ganz neues, aus Ziegelstein in regelmässiger Bauordnung errichtetes und mit prächtiger Kirche ausgestattetes Viertel, alles damals im Rohbau fertiggestellt und noch unbewohnt; es ist das ein für die russischen Militär- und Zivilbeamten bestimmtes besonderes Quartier. Sehr gefällig im Aeusseren, in guter Lage an einem sanften Abhange und in

den Raumverhältnissen seiner Teile für die Zukunft berechnet, hat es mit der Evakuierung Mandschurias zweifellos nicht das mindeste gemein. Ein paar sog. Hotels in Sungari und Harbin gewähren einen gewissen Komfort europäischen Anstrichs, aber namentlich die Reinlichkeit steht im argen Kontrast zu den Preisen; doch ist man eben von Sibirien her in dieser Hinsicht nicht allzu verwöhnt. Japanische kleinere Kaufmannsfirmen sind auch hier zu finden neben einer Zweigniederlassung von Kunst und Albers, der bekannten deutschen Export- und Importfirma mit dem palastartigen Universalgeschäftshaus in Wladivostock.

Die Temperatur war zur Zeit meines Aufenthaltes in Harbin geradezu tropisch, was im Verein mit dem fürchterlichen Staube beim Fahren im Wagen beinahe das Atmen unmöglich machte. Extreme der Temperatur sind in der ganzen Mandschurei bemerklich, und wo in den wärmeren Jahreszeiten relativ hohe Temperaturen herrschen mögen, da tritt in langen, nicht sehr schneereichen Wintern ein Tiefstand des Thermometers ein, der für nahezu 6 Monate Flüsse und Boden auf mehrere Fuss Tiefe in den eisigen Banden des Frostes gefangen hält.

Harbin war damals von dem unheimlichsten Gaste, der Cholera, heimgesucht, und wenn wenn man die schmutzigen Winkel der Sungari-Stadt und von Alt-Harbin in Betracht zog, so konnte man sich schliesslich nicht gerade wundern, dass sie hier Absteigequartier genommen hatte. Durch die energische Initiative der russischen Machthaber aber schien das Möglichste zu geschehen, einem Umsichgreifen Einhalt zu tun. Man sah allenthalben die weissen Krankenzelte, an deren Anblick man sich schon auf der ganzen Fahrt in Ostsibirien am Amur gewöhnte, und das rote Kreuz hatte in den Strassen kleine Kochhütten für heisses Wasser aufgestellt, denen vom Volke für Teebereitung etc etc fleissig zugesprochen wurde.

Für mich bildet Harbin insofern eine unangenehme Erinnerung, als der Reiseplan mit der Absicht bis zum Baikalsee vorzudringen infolge der Nachrichten von zunehmender Cholera längs der Line dorthin, von Quarantänemassregeln, wie längeren zwangsweisen Aufenthalten zur Beobachtung etc mit Rücksicht auf die dadurch ungebührlich in Anspruch genommene Zeit fallen gelassen werden musste. So ging's denn schweren Herzens gegen Süden auf der hier abzweigenden zentralmandschurischen Bahn durch die Mitte der Mandschurei!

Ein gewöhnlicher Zug nimmt uns auf, denn besser ein-

gerichtete Züge mit beschleunigter Fahrt sind erst von jetzt ab (1905) eingestellt, und die nur bis zu II emporreichende Skala der Waggonklassen ist für nicht all zu anspruchsvolle Menschen m. E. auch ausreichend. Ein Militärwaggon neuesten Stils, gross, hell und freundlich, dokumentiert seine II. Kl. Eigenschaft nicht nur durch die angehängte Tafel, sondern auch durch etwa 2 Zoll dicke harte Polster, welche auf die abklappbaren Brettbetten und bei Tag auf den Sitz gelegt werden können. Ich ziehe stets etwas weniger komfortable Züge beim Reisen vor, da mir die Reisegesellschaft in denselben viel bunter und ländlich sittlich echter erscheint als der international überpolierte, oft recht farblose Inhalt der Express- etc. Trains, wie auch unvorgesehene Aufenthalte und geringe Fahrgeschwindigkeit so manches beobachten lassen, das dem im Eilzuge durch die Gegend Jagenden entgeht.

Die Mitnahme einigen Proviantes, der Besitz eines Teekessels und Bechers und für Anspruchsvolle die Vervollkommnung der Ausstattung durch ein Kopfkissen und eine besonders dicke Decke wird sehr wohltätig empfunden, ist im Winter auch wohl unumgänglich notwendig; für mich repräsentierten der vollgepackte bayrische Rucksack und mein Wettermantel die letztgenannten Gegenstände. Etwas unbehaglich fühlt man sich berührt, wenn man den aus 14–16 Wagen zusammengesetzten Zug entlang schlendert und an dem letzten Zuggliede, einem in Weiss-Anstrich gehaltenen Güterwagen mit intensivem Karbolgeruch, anlangt: es ist dies der sog. Cholerawaggon. Ab und zu ereignet es sich wohl einmal, dass jemand aus dem Zuge dorthin getragen wird, um bei Erreichung einer Station wieder an Lazarette etc. abgegeben zu werden. Das unheimliche Anhängsel begleitete uns auf dieser ganzen Reise.

Was die Verköstigung anlangt, so ist man auf dieser Route zur Zeit noch auf die Speisen angewiesen, welche auf bestimmten grösseren Stationen zu haben sind. Solche Punkte mit etwas längerem Aufenthalte werden fast regelmässig Mittags oder Abends erreicht, und das Hauptgericht des Menus am „Büffet" bildet die dampfend heisse „russische Krautsuppe", eine Fleischsuppe mit gekochtem Kohl und einem handgrossen Stück Tellerfleisch, deren guten Geschmack und Bekömmlichkeit ich aus Erfahrung bestätigen kann, wenn auch einige darin ertrunkene Fliegen anfangs irrtümlich und in der Eile als Gewürznelken passierten. Die privatim mitgeführte Verproviantierung hilft vielleicht ab und zu mit etwas Konserven nach und lässt den guten Humor, den

die Fahrt durch das fruchtbare, wohlbebaute Land erzeugt, nicht sinken.

Welche Fülle von Reichtum im Boden der Mandschurei liegt, ist auf solcher Fahrt sehr wohl schon vom Zuge aus zu beurteilen. Wohin das Auge blickt, Ackerbau, Viehzucht und Regsamkeit. Und zwar ist es weniger der an sich faule Mandschure, der dem Boden diese Schätze abringt, sondern der von Süden her in immer grösserer Anzahl das Land okkupierende Chinese, dessen vieltausendjähriges von den Vätern ererbtes Geschick im Ackerbau und dessen besondere Fähigkeit für Handel allüberall diese bienenartige Geschäftigkeit bemerkbar macht.

Die sibirisch-mandschurische Bahn westlich Harbin, und die zentralmandschurische führt durch die für den Ackerbau günstigsten Teile der Mandschurei mit meist ebenem, tiefgründigem, mineralisch reichem Lehmboden. Wenn schon jetzt die Produktion von Zerealien etc. in der Mandschurei einen ganz bedeutenden Betrag aufweist, was mag da noch zu erwarten sein, da doch zur Zeit erst ungefähr 1/5 des zur Landwirtschaft brauchbaren Bodens in Mandschuria unter Kultur steht! Und dabei sind die Gebirge reich an Forsten, wertvollen Pelztieren und Wild, die Ströme voll von Fischen, und das Vorkommen wertvoller oder kostbarer Metalle wie Eisen und Gold ist an vielen Plätzen nicht nur konstatiert, sondern der Minenbetrieb ist tatsächlich bereits da und dort im Gange.

Einem solchen Ueberfluss von natürlichem Reichtum steht zur Okkupation z. Z. nur eine Bevölkerung von etwa 20 Millionen gegenüber, und wie unzulänglich dieselbe ist, mag daraus ersehen werden, dass in der südlichen Provinz Feng-tien allein zur Bestellung der Ländereien der Ernte etc als Arbeiter und Hülfskräfte der Bauern im Frühjahr, Sommer und Herbst nicht weniger als 30.000 chinesische Arbeiter jährlich aus den nördlichen Provinzen Chinas, besonderes Shantung und Chili, zu Schiff herüberkommen.

Die tief liegenden Teile Mandschurias sind als die natürliche und unerschöpfliche Getreidekammer für die gebirgigen Teile nicht nur des eigenen Landes sondern auch für die angrenzenden Provinzen von Russland zu betrachten. Ich erinnere daran, dass, wie ich früher erwähnte, m. E. die ganze Entwicklung der Amurregion und des Ussuri-Grenzlandes zweifellos noch auf längere Zeit hinsichtlich der Versorgung mit Vieh und mit Agrarprodukten, insbesondere mit Weizen, auf den Reichtum Mandschurias hieran

angewiesen ist. Vielleicht ist diese Abhängigkeit eines Teiles von Ostsibirien, von Mandschuria, noch in manch anderen Punkten vorhanden; auf alle Fälle, schon um der z. Z. bestehenden offen erkenntlichen Notwendigkeit, Mandschuria als Hilfskraft zur Entwicklung des Primorsk-Gebietes zu haben, glaube ich nie an eine jemals eintretende Evakuation Mandschurias. Was darunter z. Z. zu verstehen sei, ist aus den Verträgen Russlands mit China hinsichtlich der Bahnen unter russischem Schutze sofort klar, es ist eine Art militärischen Spazierganges von den zur Zeit der Boxerunruhen besetzten Punkten zur nächten russischen Niederlassung in der Nähe der Bahnlinie, woselbst das Recht der Besetzung mit Truppen und deren Zahl ganz dem Ermessen Russlands anheimgegeben ist. Die Bahntrace selbst ist so geschickt gewählt, dass nicht nur die für die Mandschurei so wichtigen Wasserwege sondern auch alle wichtigen Handelsplätze und Hauptstädte innerhalb Greifweite sich befinden.

Es liegt auch zweifellos für die Mandschuren kein Grund vor, sich über die russische Okkupation zu beklagen, denn dieselbe brachte nicht nur bei Bahnbau etc Millionen von Rubeln unter das Volk und gab ihm Sicherheit und Ruhe, des Erworbenen sich zu erfreuen, sondern schuf auch den grossen Verkehrsweg, die Grundlage zum Aufschwung nach allen Richtungen: die Eisenbahn. Unter dem alten chinesischen Regime blieb die Entwicklung der Einzelnen und ganzer Kommunalwirtschaften bei dem blühenden Räuberunwesen und dem Mangel eines leichten Verkehrs auf grosse Entfernungen zwecks Entwicklung von Produktenaustausch mit anderen Nationen ganz erheblich hinter der natürlichen Möglichkeit in dem reichen Lande zurück.

Die hauptsächlichsten Ackerprodukte Mandschurias sind Hirse (Kao-liang, Holcus sorghum) und Bohnen in unzähligen Varietäten. Allüberall sieht man tatsächlich unabsehbare Felder damit bestellt und man begrüsst in dieser eintönig wirkenden Fülle Gerste, Mais, Trockenreis, Buchweizen, Kartoffel oder Eierpflanzen-Felder als eine Abwechslung. Ab und zu sieht man einen Bauernhof in Ulmen, Pappeln oder Weidenbüschen verborgen; alle sind sie aus Lehm erbaut, ohne Fenster nach aussen, und nicht selten mit einer Art von Zinnen versehen oder mit niederen Türmen in den Ecken zur Verteidigung gegen Räuberbanden. Diese Räubergilden bilden eine wahre Landplage, sind aber erklärlich in einem Lande, wo bis jetzt keine starke Faust mit ihnen abrechnete. Die reicheren Leute und namentlich die Kaufleute

schützen ihr Hab und Gut und ihre Warentransporte durch Zahlung einer gewissen Quote an die organisierten Banden, und es bestehen eine Anzahl von Versicherungsanstalten auf dieser Grundlage.

Solange die militärische Besetzung des ganzen Landes durch Russland während der Boxerunruhen dauerte, war denselben das Handwerk gelegt, es blüht aber jetzt wieder auf in entlegeneren Punkten, nachdem die Truppen an die Bahn evakuiert sind. Man kann während der Bahnfahrt viel von Räubergeschichten erzählen hören, verliert aber auch jedes Bedauern, wenn man erfährt, dass sich in arbeitsfreier Zeit bisher so ziemlich jeder Bauer ein bisschen am Räubern beteiligte, wenn Fremde oder ihm nicht Nahestehende, z. B. Karawanen von Landsleuten aus entlegenen Gegenden, diese gemütlichen Plätze passierten.

Die Agrarprodukte Mandschurias sind keineswegs mit den oben genannten Arten erschöpft, ich habe mich nur auf die Aufzählung des in grösserem Anbau selbst Gesehenen beschränkt.

Ein vortreffliches Buch über Mandschuria von Alexander Hosie * gibt dem sich dafür Interessierenden weitgehenden Aufschluss. Nach derselben Quelle wird Kaoliang (Hirse) fast vollkommen im Lande selbst aufgezehrt als Nahrungsmittel für Menschen und Tiere oder zur Samshu- (Sake-) Bereitung, während die Bohnen, das zweitbedeutendste Ackerprodukt der Mandschurei, fast ebenso völlig zum Export gelangen, entweder in ihrer natürlichen Form oder als Bohnenkuchen und Bohnenöl. Die Bohnenkuchen oder gepressten Rückstände von der Oelbereitung werden neuerdings vielfach dem teureren Fischdünger in Japan vorgezogen, wie sie seit langem als Düngemittel auf den Zuckerplantagen in Südchina und auf Java Absatz gefunden haben.

Opium wird meist mit anderen Produkten geschmuggelt. Von der Geschäftigkeit und dem Treiben auf der Haupthandels- und Verkehrsader der Mandschurei, auf dem mittleren und unteren Liao-Fluss mit seinem Hafen bei Newchwang, mag man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, dass die ca 600.000 tons beziffernde Produktion der Mandschurei an Bohnen auf diesem Wege zum Export gelangt.

Da für 6 Monate aller Verkehr auf den Flüssen durch das Zufrieren derselben unmöglich ist, so werden während der Wintersaison die Bohnen aus dem Innern auf dem Landwege an ver-

---

* Manchuria, Its People, Resources and Recent History. London 1901.

schiedene grosse Plätze an den Ufern des Liao, wie Tien-chuang-tai, Hsinming, Tienh-ling etc. gebracht, dort aufbewahrt, bis die Schiffahrt beginnt, und nun bemühen sich nicht weniger denn 20.000 Dschunken von 8 bis 15 Tonnen Inhalt während des Frühjahrs, Sommers und Herbstes in wiederholten Fahrten, diese Bohnen und Cakes nach Newchwang zu bringen und auf die dort ihrer harrenden grossen Exportdampfschiffe zu verladen.

Dem vorausgehenden Landtransporte, oft auf kolossale Distanzen, stehen nun keineswegs gute Strassen zur Verfügung, wie man vermuten könnte. Von den Strassen, die ich sah, kann man höchstens behaupten, dass sie nichtbebautes Land darstellen, sonst aber sich in keiner Weise von dem übrigen Ackerboden unterscheiden. Mangel an Steinen und auch wohl der Ueberfluss an Tierkraft — denn die Zahl der Ponny, Esel Maulesel und Ochsen, welche im Durchschnitt jeder Bauer besitzt, ist sehr beträchtlich —, Gewohnheit und Indolenz verhindern ein ernstes Zusammengehen der Leute zur Herbeiführung besserer Zustände.

Es liegt auf der Hand, dass bei solchen Voraussetzungen der Landtransport nur im Winter bei gefrorenem Boden vor sich gehen kann, und es mag allerdings ein interessant lebendiges Bild sein, diese Tausende von zweiräderigen schwergebauten und schwer beladenen Fahrzeugen, oft mit mehr als 10 Tieren bespannt, in endlosen Karawanenzügen aus dem Innern nach Newchwang oder einen der andern stromaufwärts gelegenen Hauptplätze ziehen zu sehen, wohin sie kommen, um ihre Ladung abzusetzen und dafür Salz, Zucker und chinesische wie fremde, in neuerer Zeit namentlich japanische Produkte nach dem Innern zu führen. Schlitten können bei dem spärlichen Schneefall nur in der nördlichen Mandschurei verwendet werden.

Ich konnte zur Zeit meiner Reise auf den verschiedenen Stationen ein paar solche Lastwagen bei Arbeiten für die Bahn in der Nähe beobachten: sie imponieren namentlich durch ihre zahlreiche Bespannung, welche der auf dem Wagen sitzende Chinese ohne Zügel mit mächtiger Peitsche dirigiert. Eine Reise aber auf den etwas leichteren, wie sie an grösseren Stationen, z. B. in der Nähe von Mukden (an dem die Bahn weitab vorbeiführt), für Passagiere zur Stadt warten, muss bei diesen Strassenverhältnissen und eventuell noch ungünstiger Witterung fraglos ein sehr problematisches Vergnügen sein.

Eigenartig ist der Anblick reitender Bauern- oder Kauf-

mannsfrauen in ihrer farbenprächtigen Tracht auf einem herausgeputzten Maulesel oder Pferde, während die männliche Bevölkerung, wenn nicht mit stattlichen Ponny oder Mauleseln beritten, vielfach recht komisch wirkt; man denke sich nur einen 6½ Fuss langen Chinesen auf einem winzigen Esel von knapp über 1 m Höhe sitzend!

Die Fahrt nach Süden auf der zentralmandschurischen Bahn wird trotz der in vollem Wachstum stehenden Felder und der weidenden Herden von Vieh, wie Mauleseln, Ochsen und den nach Tausenden zählenden schwarzen Schweinen, dem Reisenden, besonders dem Forstmanne, durch das Fehlen jeden grösseren Forstes oder Waldes langweilig. Dabei zeigen sich deutlich die Folgen der an manchen Orten geübten rücksichtslosen völligen Vernichtung von Wald in den an die Ackerbauzone anstossenden Landesteilen. Da das Land hügelig und der Boden weich ist, so ist die Wirkung der Regengüsse und der Schneeschmelze in rascher Wasserabfuhr und ausgedehnter Geschiebeführung der Wasserläufe fühlbar. Im eigentlichen Berglande östlich der zentralen Ackerlandpartie Mandschurias, durch welche die Bahn führt, ist, wie man aus der Ferne manchmal sehr wohl wahrnehmen kann, in den dem kultivierten Lande zunächst liegenden Teilen der Berge ebenso gründlich mit dem Walde aufgeräumt; auch darf als sicher angenommen werden, dass die ganze Holznutzung im Innern der Gebirge ohne Regelung und Rücksicht auf Erhaltung der Bodendecke ausgeübt wird. Kein Wunder daher, dass Ueberschwemmungen mit allen Begleiterscheinungen zur Regenzeit an der Tagesordnung sind.

Der Mangel ausgesprochener Betten bei den kleineren Wasserläufen hat seinen Grund in dem sehr schwachen Gefälle und der sehr breiten, flachmuldigen Ausbildung der Bachlauftäler im Unterlauf; dadurch wird die bei dem leicht abschwemmbaren Boden (Lehm) begreiflich hohe Mitführung von Sinkstoffen im Wasser zur Regenzeit die Veranlassung zur Bachlaufauffüllung und Verschwemmung. Fehlende Bewaldung ist lokal auch vielfach die Ursache, dass die Wasserläufe im Sommer ganz austrocknen, und nur an der Form oder an etwaigen Geschieben kann man eine solche Mulde im Terrain als Bach noch erkennen. Bei heftigen Regengüssen ist infolge der aufgefüllten Bette dann eine im Verhältnis zur geführten Wassermenge ungeheuer ausgedehnte Ueberschwemmung und Zerstörung von Kulturland die Folge. Diese fällt zwar jetzt, wo der Ueberfluss an Ackerland

noch keineswegs haushälterische Rücksichten fordert, nicht so schwer in die Wagschale wie sicher einmal in späteren Zeiten.

Ich passierte mehrmals auch bedeutendere Flüsse, die, damals zur Sommerzeit ausgetrocknet, keine genau erkennbaren Ufer hatten und sich wie eine Kiesschlange im Terrain ausnahmen. Solche Zustände bilden grosse Hindernisse für den Brückenbau, und ein mitfahrender Ingenieuroffizier wusste von den Schwierigkeiten des Brückenbaues infolge der unregelmässigen Wasserstände und der enormen Geschiebeführung, den unweigerlichen Folgen unvernünftiger Waldbehandlung, zu erzählen.

Die Eisenbahnbrücken waren damals noch zum Teil in provisorischem Baustadium, mit hölzernen Kastenbauten als Pfeilern, die aber nunmehr durch Steinpfeiler solidester Konstruktion ersetzt werden. Die übermässige Länge solcher Brücken und die grosse Zahl der teueren Brückenpfeiler ist durch die völlig zugeschwemmten Flussbetten bedingt. Weit bergauf und talwärts müssen dann noch die weichen Lehmufer durch Steinbelag geschützt werden, um nicht beim geringsten Hochwasser dem Angriff zu erliegen oder den Wasserlauf zum Vagabondieren zu veranlassen, eine sonst ganz gewöhnliche Erscheinung, da schon eine Wassertiefe von 1 m infolge der seichten Rinnsale Quadratkilometer angrenzender Uferländereien unter Wasser zu setzen vermag.

Was die in der Nähe der Bahnstationen gesehenen Ortschaften anlangt, so ist allen der chinesische Typ unendlicher Schmutzigkeit eigen, und nur manchmal wie in Tieh-ling erzählt eine Pagode oder eine mit Zinnen gekrönte zerfallene Stadtmauer vom Glanze vergangener Zeiten. Ich möchte hier auch das in Zeitungen so vielfach recht verschieden geschilderte Verhältnis zwischen Bevölkerung und den russischen Okkupationstruppen durch ein paar selbstbeobachtete Scenen illustrieren. Im allgemeinen ist der „Kosak“, der ja die Hauptsache der „Grenz-“wache ausmacht, wie die Eisenbahnschutzarmee bezeichnenderweise heisst, ein gutmütiger Mensch, und wenn mitunter berichtet wird, er nehme dem Chinesen alles weg, so vergisst man, dass er ebenso gern mit ihm teilt. Ich werde das Genrebildchen, das sich mir auf einer der Stationen bot, nie vergessen: zwei ernste, ganz dem Geschäfte des Verschlingens eines Stücks schön geräucherten und von Fett triefenden Schweinespecks sich hingebende Himmelssöhne sehen zu ihrer Ueberraschung plötzlich ihre Tafelrunde durch einen hungrigen Kosaken

vermehrt, der ungeniert fest mitschneidet. John Chinaman duldet diese Einmischung in seine Privatrechte aus Gründen ohne Protest, aber siehe da, Freund Kosak lässt sich nicht lumpen, er hat Wodka und Tabak, und mit ebenso vieler Freigebigkeit wird davon ausgeteilt und angenommen; es ist ein Picknick, das in allseitiger Fröhlichkeit schliesst. Oft kann man Chinesen und Kosaken sich herzlichst wie alte Freunde begrüssen sehen, und der Grund dazu scheint mir darin zu liegen, dass der Kosak, Bauer und Soldat wie er ist, dem Bauernanwohner manches Interesse entgegenbringt und manche Freude, manche Sorge des Ackergewerbes mitfühlen und mitverstehen kann. Ein andermal sah ich einen Kosaken mit vollem Brotbeutel ein paar erbärmlich zerlumpte Kinder fütternd, die schliesslich den Beutel nach besonderen Leckerbissen durchsuchen durften. Auch dies zeugt nicht von der fettgedruckten „Roheit" der Barbaren, in welchen oft solche Berichte schwelgen. Der Schrei der Entrüstung über ein paar saftige Durchzieher der Kosakenpeitsche gegenüber der unendlichen Frechheit, Dreistigkeit und Unverschämtheit manchen Gesindels, das die Bahnstationen aufsucht, um bei günstiger Gelegenheit zu stehlen, ist gesund denkenden Naturen nicht nur verständlich, ich finde darin eine den Umständen entsprechende indirekte Hebung der verloren gegangenen Moralität.

Dass bei der tatsächlich vorhandenen von Nachbarnationen in allen Formen und Verkleidungen durchgeführten Spionage über die russischen Verhältnisse mitunter das Misstrauen die Besatzungstruppen Fehlgriffe machen lässt, soll nicht bezweifelt werden, und ebenso sollen sich fremde Reisende nicht wundern, wenn sie, womöglich in chinesischem Kulianzug mit falschem Zopf und Notizbuch beschwert und fortwährend schreibend, etwas unsanft im Reisevergnügen gestört werden; auch in Europa stände ich in solchem Falle nicht für mehr oder weniger kräftige Intervention durch einen Wachsoldaten etc von dem hinwieder auch nicht verlangt werden kann, dass er bei seinem Vorgehen etwa ein Höflichkeitskonversationsbuch zur Richtschnur nehme. Gerne gebe ich zu, dass mancher Uebergriff vorkommen kann, aber im allgemeinen erschienen mir die Offiziere (die ich sah und teilweise sprach) viel zu gebildet und höflich, um eine Zuwiderhandlung Untergebener nicht alsbald zu rektifizieren, und wer die armen Mandschuren gar so bejammert, der vergisst, dass sie sich unter russischer Oberhoheit zweifellos zehnmal besser befinden, wenn sie auch dem alten Vergnügen sich untereinander und andere zu

berauben und zu bestehlen nicht mehr so ungehindert nachgehen können.

Für Fremde jeder Nation ist irgend eine Unannehmlichkeit auf den Reisen kaum zu fürchten, sobald man sich vielen Kartenschauens, Notizenmachens und Photographierens enthält, eine bei militärischer Okkupation und einer Art Kriegszustand von selbst einleuchtende Sache. Schärfer werden infolge der Abneigung der Russen Reisende aus Japan beobachtet, ob mit oder ohne Grund will ich nicht untersuchen. Aber es steht etwas im Widerspruch mit der Tatsache einer offenbaren Zuneigung zum weiblichen Teile japanischer Nationalität, von dem z. B. in Harbin mehrere Hunderte ein vergnügtes Dasein führen.

Ehe ich mich abwende von dem Schienenstrange, der nunmehr zu so hoher Kulturaufgabe in Mandschuria und Sibirien berufen ist und den Osten dem Westen nicht nur materiell sondern auch geistig näher bringen soll, geziemt es sich wohl, auf die Leichtigkeit hinzuweisen, mit der schon jetzt die Reise nach Westen oder umgekehrt gemacht werden kann, und es ist selbstverständlich, dass mit dem Ausbau der Linie von einem strategischen zu einem Verkehrs- und Handelsmittel ersten Ranges noch weitgehende Erleichterungen und Verbesserungen erwartet werden müssen, worüber noch eine geraume Zeit vergehen wird. Nimmt man Dalny oder Port Arthur als Ausgangspunkt an (von Wladivostock aus ungefähr dieselben Verhältnisse), so durchfährt man die Strecken:

		I. Kl. Rubel.	II. Kl. Rubel.	Tage.
Dalny—Mandschuria via Harbin	1.901 verst (II. Kl.)	39.60	39.60	4.5
Mandschuria—Irkutsk (1 Mal wöchentlich 1 Speisenwagen).	1.302 „	39.60	21.40	3.5
Irkutsk Moskau (Schnellzug). (Luxuszug zweimal wöchentlich.)	5.106 „	118.—	66.95	8.—
S:	8.309 verst	192.10	127.95	15.0

Rechnet man hiezu die Verpflegung, welche für I. Kl. zu 5 Rubel und für II. Kl. zu 3 Rubel pro Tag anzuschlagen sein mag, so kostet die Strecke Dalny-Moskau I. Kl. 192 + 15 × 5 (= 75) = 267 Rubel(= 534 M). II. Kl. 128 + 75 = 203 Rubel (= 406 M). Die Fahrt von Moskau nach Berlin beansprucht weitere 2 Tage und eine Auslage von ca 80 Rubel I. Kl. und 56

Rubel II. Kl., so dass mit Verpflegung 90 Rubel 1. Kl. und 64 Rubel II. Kl. hinzugenommen werden müssten. Die Totalausgabe mag sich also beziffern für:

Dalny-Berlin 17 Tage I. Kl. 357 Rubel (=714 M); II. Kl. 267 Rubel (534 M). Da nun ab 1903 nicht nur I. Kl. Wagen in die Züge Dalny-Mandschuria (oder Wladivostock-Mandschuria) eingestellt werden sollen, sondern auch eine Vermehrung der Geschwindigkeit beabsichtigt ist, so werden sich die Zeit- und die Verpflegungskosten vermindern. Ist endlich die Strecke um den Baikalsee vollendet und sind die verschiedenen Tunnels, Umlegungen und Brückenbauten in Transbaikalien, West- und Zentral-Mandschuria allseitig fertig gestellt, so dass ein eigentlicher Schnellverkehr Platz greifen kann, so wird die Zeit auf 9 Tage reduziert werden können, und da die russische Regierung dem richtigen Prinzipe huldigt, den Verkehr durch niedrige Fahrtaxen zu heben, so werden auch die Fahrkosten sich um ein Bedeutendes vermindern lassen.

Passagiere, welche grosse Bequemlichkeiten lieben, werden z. Z. noch die Seeroute über Indien trotz höheren Zeit- und Geldaufwandes vorziehen. Ich zweifle aber nicht, dass, wenn die Sache ähnlich den amerikanischen Bahnen in Fluss und Vollendung gekommen ist, die Ostasiendampfer sich der Scharen ihrer Passagiere beraubt sehen werden.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zurück zu unserem Ausgangspunte.

Die fernen Berge, die umso näher herantreten, je mehr man südlich kommt, liegen blaudunstig im warmen Sonnenschein, und die satten Farben roter Mohnfelder auf dem bräunlichen Untergrund des Bodens mit den in hellem Grün versteckten Bauernhöfen grauer Schattierung geben ein friedliches, harmonisches Bild, das dem Gedächtnis nicht so schnell entschwindet.

Indessen nähert man sich unaufhaltsam dem Endpunkte, Tashitschiao, wo nach inzwischen erwogenem Plane die Südbahn verlassen werden soll. Port Arthur, vom dem mich noch 1/2 Tagereise Fahrt trennte, musste ich leider aus demselben Grunde wie die Baikalroute bei Harbin vermeiden, da die Cholerafälle von dort in wachsender Zahl gemeldet waren und ein vierzehntägiges Festliegen in Quarantäne sehr tief und unerwünscht in die zur Verfügung stehende Zeit eingeschnitten hätte. In Tashichiao wurde daher der Zug verlassen und auf die Seitenlinie nach Yinkow, dem Hafen von Newchwang, über-

gegangen. Yinkow war in zwei Stunden erreicht, und Nachts 10 Uhr entstiegen wir den Wagen auf einem mässig erleuchteten, von dem Höllenlärm chinesischer Gepäckträgerkulis erfüllten Bahnhofe. Wir hatten nach einigen handgreiflichen Redensarten zwei derselben ausgewählt, und nun gings in die Nacht hinein, dem chinesischen Gasthause zu, dessen Diener nach Tashichiao gekommen war, um Gäste anzulocken für sein Hotel, das auf einer riesig grossen knallroten Empfehlungskarte, die der Mann verteilte, als ein Ausbund von Schönheit, Eleganz und Komfort gepriesen wurde, in dem jeder reisende Europäer einkehre.

Ein junger japanischer Student, der auf seiner Fahrt nach Habarovsk von Harbin auf dem Sungari bei einem Ueberfall durch Räuber rattenkahl ausgeplündert worden war, hatte sich uns seit unserer Rückreise von Habarovsk angeschlossen, und da er ein paar Brocken Chinesisch verstand, war er von Nutzen, namentlich aber hier, wo es die Lage dieses Gasthausjuwels aus den Kulis zu eruieren galt. Die Wanderung der kleinen Karawane, aus meinem Begleiter, dem Studenten und mir sowie den beiden Kulis bestehend, ging am Ufer des Liao-Hafens entlang, durch Strässchen und Winkel zwischen einzelnen und zu Klumpen vereinigten Lehmhütten hindurch, über freie Plätze mit Bauholz und Tauen, über die sichs so lieblich stolperte; dazwischen huschten mehr wie zweifelhafte Gestalten vorbei und drangen Stimmen aus einer Art Kneipe, kurz, man war in einem echten und rechten Chinesenhafenviertel mit Düften ohne gleichen und einem so wenig Vertrauen einflössenden Aeusseren, dass die Hand den Revolver fester umspannte. Man denke sich dabei diese Nachtscene durch ein fahles Zwielicht des hinter leichten Wolken verborgenen Mondes undeutlich erhellt, das Gurgeln des nahen Wassers, die gespenstischen Spitzen der Hunderte von Dschunkenmasten auf dem Flusse und die so herzlich wenig Vertrauen erweckenden Gestalten, denen man begegnete! Es mag eine Stunde so fortgegangen sein, als unsere Kuli vor der Rückseite, wie mir schien, eines chinesischen Bauernhofes 5[ter] Güte, aus dem Licht und Lärm kam, Halt machten. Das Hotel war erreicht, und auf etwas unmelodisches Schreien unserer Träger kam der Portier und stiess das zerfetzte Hoftor auf, um uns über einen richtigen schmutzigen, landwirtschaftlich verzierten Hof in das Zentralgebäude abzuliefern, über dessen türlosem Eingang am besten die Worte Dantes: „Lasst alle Hoffnung

zurück, die ihr eintretet!" gestanden hätten, wenn dieser Scheunenlehmbau eine Tafel wert gewesen wäre.

Lassen Sie mich Ihnen diesse Hütte und ihre Gäste etwas schildern. Sie bildet einen eigenen, bisher unerreichten Punkt in der Reihe meiner Reiseerinnerungen. Die „Gasthof" spielende Scheune aus Lehm mit wenigen Papierfenstern war ein länglicher Bau von einigen 15 oder 20 m mit vier durch Lehmzwischenwände hergestellten Räumen und den Durchgängen in der Mitte; der Eintritt von aussen erfolgte direkt in die in „Schwarz" gehaltene Küche, wo bei einer unglaublichen Hitze auf qualmendem Feuer in Töpfen erheblicher Grösse ein nichts weniger als angenehm duftender Inhalt brodelte, der von den schlanken und mit langen Nägeln bewehrten unsauberen Händen des Koches in diverse Schüsseln zum Auftragen verteilt wurde. Rechts von der Küche ging es direkt in zwei Haupträume, wo zu beiden Seiten des Mittelganges in einer Art von Wandnischen ein im übrigen zahlreiches Publikum, meist nur mit Hose bekleidet, auf Matten kauerte und mit lauter Unterhaltung die bereits geschilderten vom Kellnerkuli ohne Serviette präsentierten schmutzigen Schüsseln ihres Inhaltes beraubte. Rauch und Dampf von der „Küche" liessen die Oelfunzeln dieser Räume bald blinzeln wie Eulen und bald wieder hell aufjauchzend ihre volle Leuchtkraft entfalten, was beinahe einen Walpurgisnachtähnlichen Teufelszauber hervorbrachte; links vom Eingang, und durch die Küche zu betreten war der Staatsraum des Hausherrn, das Privatkontor, mit zwei Holzpritschen zu beiden Seiten und einem kleinen Tisch, bereits besetzt, aber nur von zwei Gästen und daher uns zum Aufenthalte angewiesen.

Eine im Rucksack noch aufgefundene Konserve stillte mir den Hunger, ein Rest von Wodka den Durst. Auf einer der Pritschen sitzend und umringt von neugierigen, schwitzenden, in nichts weniger als Weiss gekleideten Küchenkulis, hatte ich dabei genügend Musse, die Aussichten auf Nachtruhe zu überlegen, wenn ich die Lumpen ansah, die dem schlafenden vis-à-vis als Decke dienten. Der edle Gast, der auf einer etwa spannhohen Art von Longchair aus Holz, mit Matte bedeckt, ruhte, bemühte sich in angemessenen Zwischenräumen, wenn ihm im Traum etwas im Hals stecken geblieben sein mochte, sich zu räuspern, und revidierte bei dieser Gelegenheit seine Schlafstätte, indem er mit einem eigens jedem Reisenden vor dem Bettgehen überreichten kleinen Besen unberechtigte Bewohner seines Longchairbettes

unbarmherzig auf den kalten Lehmboden, der den Mittelgang der „Zimmer" bildete, oder auch auf die Füsse passierender Gäste hinabbürstete. Man wird es mir kaum übel nehmen, dass ich mich auf einen Nachtspaziergang bereit machte und auf solche Ruhekissen verzichtete, auch war's enorm heiss in diesen Räumen. Da pries der aufmerksame Wirt der räuberartigen Hotelgesellschaft den Pavillon im Garten an, der, erst seit 10 Tagen in Form eines Pferdestalles aus Stroh erbaut, mit zwei Reihen Matten einen verhältnismässig reinlichen und namentlich kühlen Aufenthalt versprach; auch mochten die Legionen der Kleintierweltvertreter sich dort noch nicht so üppig eingenistet haben.

Hier ruhte ich denn auch, gestiefelt und gespornt hingestreckt den Kopf auf dem Rucksack, den Wettermantel als Deckbett nützend, den Revolver in Faust, und konnte die Nacht mit Beobachtungen zubringen, wie spät das Treiben in dieser Höhle schloss, und wie die allmählich im Gartenpavillon eintreffenden Schlafgäste die Austreibung ihrer Inwohner per Besen ebenso gründlich auf den Mittelgang besorgten, indem sie sorglich ihre Hosen abbürsteten, ehe sie sich auf die Matten legten. Manch ein konfus Problem wanderte mir während der Nacht durch den Kopf, und eine intensive Beobachtung einiger mir besonders wenig vertrauenswürdig erscheinender Brüder, die beim Schein einer Lampe geschlossenen Auges sich stellten, als ob sie in tiefem Schlafe lägen, vertrieb mir rasch die Nacht, und als der Morgen graute, verschmähte ich sogar das vorhandene gräuliche Waschwasser; nach Zahlung der Hotelrechnung im Betrage von 20 sen pro Mann wanderten wir hinweg von dieser schönen Stätte, die bei Tag noch mehr von ihrem romantischen Reize verlor und geradezu abschreckend auf Gesichts- und Geruchsnerven wirkte

So bin ich auch einmal in einer richtigen Chinesenkneipe gewesen!

Der Weg zum Fluss war bald zurückgelegt, denn um zum Bahnhof der nordchinesischen Bahn auf der anderen Seite des Liao zu gelangen, ist beim Mangel einer Brücke, welche die Verbindung zwischen dem russischen Endstück Tashichiao—Yinkow und dem Bahnhof auf dem Westufer des Liao der chinesischen Nordbahn herstellen könnte, eine Bootfahrt nötig, und da wir Abends weit stromab gewandert waren, hatte man ein gut Stück zurückzufahren. Eine Schar bezopfter Himmelssöhne verfolgte das gleiche Ziel, und zum Schluss mochten sich 200 Menschen auf der Dschunke eingefunden haben. Da war der

behäbige, verhältnismässig reinlich gekleidete chinesische Beamte mit seinem Stab von Sekretären und Dienern, daneben Handwerker, Kaufleute und endlich ein Lehrer mit sehr intelligentem Gesichtsausdruck, der sich kaum über das schwankende Landungsbrett auf das Schiff getraute und eine an einem Stäbchen mitgeführte kleine, 1/4 m grosse Flagge mit seinen Personalien neben seinem geringen Gepäck aufpflanzte, als er endlich auf Deck sass. Eine unter seinen Nachbarn lebhaft geführte Debatte, zweifellos über seine Zaghaftigkeit auf dem Brett, bekundete, dass auch hier die reinste Freude die Schadenfreude ist.

Geradezu überwältigend wirkte während der ca 1 stündigen Fahrt der Anblick des Hafens von Newchwang d. h. des Liao-Flusses bei Yinkow. Diese Tausende und Tausende von Dschunken mit ihren Masten, welche Produkte des Landes aus dem Innern den Liao herab zur Einschiffung auf verankerte grössere Dampfschiffe brachten oder Rückfracht aus denselben landeinwärts nahmen, gingen und kamen, das Ameisengewimmel von geschäftigen Menschen, welche dabei ihren Verdienst finden, das Schreien, Gestikulieren, Rennen, Schimpfen, Hasten und Stossen, es ist ganz unglaublich. Hier bekommt man erst einen Begriff von der Bedeutung des Liao als Haupt-Export- und Importkommunikationsmittels während des Sommers. Da liegen bis zum Rande mit Bohnen gefüllte Boote, dort sind hoch aufgetürmt am Lande die Bohnenkuchen, diverse Hülsenfrüchte, Reis und ungezählte eigenartig gleich aussehende Kisten oder mit Papier wasserdicht gemachte Körbe, Bohnenöl enthaltend. Samshu ist in Steinkrügen oder wasserdichten Körben verpackt. Tabak, Seide, Haut, Hunde- und Ziegenhäute (als Decken etc. präpariert) warten der Verladung, und daneben wird, wie man mir versicherte, unter anderer Ladung Opium aus Heilungchiang und Gold aus Heilungchiang und Kirin geschmuggelt. All das ist im Winter zum Liao auf dem Landwege gebracht worden, und die gleich dem Sand am Meere zahllosen Aufbewahrungsmagazine entleeren nun ihre Schätze in die Dschunken und diese wieder, wenn sie Yinkow erreicht haben, in die grossen Dampfer. Als Import nehmen sie dann Zucker, Salz, Baumwollstoffe aus China und Japan sowie leichtere englische Stoffe u. s. w. auf ihrer Bergfahrt mit, von wo diese Importen dann im umgekehrten Verfahren ihren Weg ins Innere finden.

Ob die Eisenbahn diesem Treiben bis zu einem gewissen Grade ein Ende machen wird? Man behauptet es, da die Lager-

gebühren der Exportprodukte über Winter und die Kosten des Land- und Flusstransportes bis Newchwang der Konkurrenz der Eisenbahnfracht, die zudem einen Geschäftsgang ohne Unterbrechung garantiert, nicht standhalten könne. Ich bin auch der Meinung, dass die zentralmandschurische Bahn weitreichenden Einfluss und die Oberhand gewinnen wird. Ein Land von 360.000 englischen Quadratmeilen wie die Mandschurei, um ein gut Teil also grösser als Deutschland, ist namentlich für den Osten ein zweifellos nicht zu unterschätzender Faktor als Exporteur und als Abnehmer, besonders wenn man bedenkt, dass seine riesigen natürlichen Hilfsmittel erst zur Vollentwicklung gebracht werden müssen, und als ein Mittel dazu ist ja die zentralmandschurische Bahn gebaut worden, die bestimmt ist, mit den grossartigen, aber antiquierten Transportverhältnissen auf dem Liao aufzuräumen.

Die Eisenbahnfahrt von Yinkow auf der nordchinesischen Bahn nach Shanghaikwan in ziemlich guten, wenn auch nicht so grossen Wagen, wie die russisch-mandschurische Linie sie besitzt, bot des Interessanten nicht viel. Öde, marschig und höchstens ab und zu mit einem niederen Gestrüpp bedeckt, liegt bald nach dem Verlassen der Station das Tiefland, auf dem die Salzgewinnung durch Austrocknen von Seewasser erfolgt, in der Sonnenglut.

Wir sind die ersten Stunden Fahrt noch im Flussgebiet des Liao, und erst späterhin wird das Gelände mit seinem langweiligen Grau durch Weidenbüsche etwas freundlicher, um aber bald darauf wieder durch den Anblick von zerstörten kleinen Dörfern (wohl vom Kriege her) und durch die zahllosen Gräber noch einen um einige Töne düstereren Anstrich zu bekommen. Wie eine organisierte Versammlung nehmen sich diese Totenstätten, einfache runde Erdkegel von 1 m Höhe, an der Spitze mit einem abgeplatteten Stein bedeckt, aus. Um einen grösseren Grabhügel scharen sich, wie um das Haupt der Familie oder des Clans, eine Reihe kleiner. Kein Name nennt ihre Zugehörigkeit, sie mögen einzig der Familie bekannt sein, deren Glieder hier ruhen. Hochwasser oder eine hohe Flut vom Meere her wird oft genug auch diese letzten verbliebenen Erinnerungen an teure Tote vom Erdboden verschwinden lassen.

Die Gegend ist im ferneren wechselweise hügelig und flach, im allgemeinen niedrig-wellig, und sobald die ursprünglich nordwestliche Richtung der Bahn in eine südwestliche übergeht,

stellen sich auch die unabsehbaren Felder von Kaoliang (Holcus sorghum), Mais und Bohnen ein, unterbrochen von einigen Strichen süsser Kartoffeln. Wald ist weit und breit keiner zu bemerken, nur Prunus Mume, Maulbeer, Pappeln und Weidenbäume sind in einzelnen Exemplaren sichtbar und in dem Ueberschwemmungsgebiete zahlreicher Flüsse und Wasserläufe, welche man überfährt, haben sich einige grössere Partieen von Pappeln, Weiden, Ulmen als eine Art von Anwald eingefunden.

Gegen Abend, ehe man Shanghaikwan erreicht, sieht man auf einigen grösseren Hügeln des völlig vegetationslosen bergigen Terrains Wachtürme aus alter Zeit, kühn im Bau und dräuend noch trotz des bettelhaft zerlumpten Aeussern; es sind die Vorposten der chinesischen Mauer, die hier in der Nähe aus dem Innern des Landes über das Gebirge herab zum Meere verläuft. Shanghaikwan, das mit einbrechender Dämmerung erreicht ward, liegt unmittelbar an derselben, ja der grosse Wall ist auf einer Seite in die Stadtbefestigung einbezogen, so dass wir Shanghaikwan als ein Art Festung an der grossen Mauer selbst betrachten müssen, deren Verteidigungskraft, ebenso wie jene der grossen Mauer, längstvergangener Zeit angehört. Auf den drei modernen Forts in der Nähe, die den Barbaren des Nordens und Ostens den Einfall ins Himmlische Reich wehren sollten, weht leider —die russische Flagge.

Die Lage von Shanghaikwan entbehrt durchaus nicht einer gewissen natürlichen Anmut, und das dunkle, zackige Gebirge zur einen, die fruchtbare Ebene zur anderen Seite, die Riesenschlange der chinesischen Mauer, wie sie sich vom Meere durchs ährenwogende Gelände zum Berge hinanschlängelt, bis sie in einer Hochschlucht verschwindet, um an einer Biegung weiter oben wieder wahrnehmbar zu werden, die altertümlichen Befestigungen, die mächtigen Tortürme von Stein und Holz, deren zahllose Fenster in kindlicher Naivität auf den Läden der Fensterhöhlen dräuende Geschützmündungen gemalt zeigen, so dass man sich auf ein paar Minuten in der Entfernung wirklich täuschen lässt: all das macht in seiner malerischen Gruppierung einen günstigen Eindruck.

Die Ruhe des Verfalls herrscht in den verwahrlosten Strassen des Städtchens und auf der einst für unüberwindlich gehaltenen grossen Mauer, deren turmartige Verbreiterungen in regelmässigen Abständen von ca 100 m die Monotonie der langen gleichartigen grauen Linie unterbrechen und deren Wachthäuschen mit

ihrem filigranartig durchbrochenen Holzwerk und den bunten Ziegeln von künstlerischer Vollendung eine gewisse Abtönung des rauhen Zwecks erreichen. Hier weht Moderluft zerfallener Grösse, dort unten aber zieht die neue Zeit ein unter disharmonischem Pfiff ihres Symbols, der Lokomotive. Die grosse Mauer ist für sie durchbrochen, als ob Artillerie Bresche geschossen hätte, und im Widerspruche mit praktischen Gründen bedauere ich doch, dass man den stolzen Mauerkoloss mit seiner nahezu 2.000 jährigen Vergangenheit nicht einmal eines Durchfahrt-Bogentores gewürdigt hat, so dass er die ewige Wahrheit: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen" der Nachwelt würdiger überliefern könnte.

Ich möchte jedem Reisenden raten, die chinesische Mauer hier zu besuchen, wenn ihm nicht Gelegenheit gegeben ist, sie in allerdings besser erhaltener Gestalt und grossartiger am Nankow Pass, 1½ Tagereisen westlich von Peking, sehen zu können. Sie ist den Besuch wohl wert und deucht mir nicht der „riesenhafte, nutzlose Steinwall, welcher die Hügel und Berge hinaufklimmt und dann wieder in die Täler hinabtaucht", wie ihn John Thompson * genannt hat, sondern sie repräsentiert, meine ich, die gigantische Wucht Chinas, von mächtiger Faust in Schwung gesetzt; sie ist ein Denkmal seiner riesigen Bevölkerungsgrösse, dieses $\frac{1}{12}$ des Erdumfanges messende Verteidigungswerk gegen die nördlichen Stämme, und ein Ausdruck der, wenn auch heutzutage falsch angewendet erscheinenden Kraft, von welcher der Westen zittern mag, wenn sie einmal gelernt hat, ihre bisherige philosophische Weltanschauung abzustreifen und ihre physischen und geistigen Fähigkeiten mehr im modernen Sinne zur Entfaltung zu bringen. Vorerst freilich steht die „gelbe Gefahr" noch im langen Felde, und der Streit über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Aufrüttelns Chinas aus seiner Schlafsucht ist ein würdiges Objekt des Disputes zwischen bewährten Heroen des Geistes und solchen praktischer Erfahrung. Möchten die Nationen, welche Chinas Zukunft auf moderner Linie vorwärts zu treiben suchen, niemals erfahren, dass sie die Geister, die sie riefen, nicht mehr werden zu bändigen vermögen!

Die Eisenbahnlinie von Shanghaikwan bis Peking bildet ausser bis gegen das letzte Drittel hin wenig Besonderheiten. Die festungsartig mit Mauer, Schiessscharten und Türmchen ver-

---

* Through China with a Camera p. 269.

sehenen Stationen in ihrem weissen oder grauen Anstrich werden von Shanghaikwan ab von (englisch) indischen Shiks bewacht, während bis hierher die Russen die Besetzung in Händen haben. Dass wir hier noch nicht ganz im friedlichen Zustande leben, wurde uns zum Bewusstsein gebracht, als ein paar japanische Militärs zu uns in den Wagenabteil einstiegen, um ein paar Stationen mitzufahren bis zu einem Platze, von wo aus sie dann eine Strafexpedition gegen chinesische Räuber, welche eine Ortschaft beinahe unter den Augen der Bahnbesatzungstruppen niedergebrannt und geplündert hatten, zu leiten. Man könnte sich, ohne um eine Antwort verlegen zu sein, doch leicht auch die Frage stellen, was aus all der mühsam erzwungenen Ordnung und Kultur werden wird, wenn die Besatzungstruppen abziehen und China die Ruhe allein aufrecht zu halten hat. Hoffentlich fehlen ihm die Machtmittel dazu nicht, und doch bezweifle ich, ob sich hier und anderorten die Leute ebenso sicher fühlen werden wie ehedem, wo die allerdings fremde bewaffnete Faust auf Ordnung und Recht hielt.

Vom Wagen aus sah man einige Stunden nach Shanghaikwan über niedriges Küstenland in der Ferne die See, da wo Chingwangtao liegt, ein eisfreier Hafen mit tiefem Wasser, dessen Einrichtung für die Zwecke der Schifffahrt und des Handels mit allen Mitteln vorwärts getrieben zu werden scheint, um einen neuen Konkurrenten für Dalny und Newchwang zu schaffen. Von Tangho bis Tangku am Peiho bleibt die Bahn ziemlich weitab vom Meere, und das gewöhnliche Bild mandschurischer Ackerlandwirtschaft: Sorghum-, Mais-, Tabak-, Bohnen-, Melonen- und Kürbisfelder etc tritt wieder in sein Recht; einzelne Bäume und Gebüsche von Weiden, Pappeln, Kiefern, Gingko oder Ailanthus mögen vielleicht als Reste ehemals grösserer Waldstücke aufgefasst werden, zur Zeit dienen sie tatsächlich fast nur als landschaftliche Dekoration, ein wirtschaftlicher Wert kommt ihnen in keiner Weise zu. In der Nähe Tangshangs befinden sich Kohlenbergwerke, und man begegnet den schwarzen Diamanten, auf zahllose Waggons verladen und in Güterzügen gegen Norden geschleppt. Aufgefallen ist mir hiebei die geringe Grösse der Stücke, ich bin jedoch mangels genügender Information ausserstande, anzugeben, ob dies auf natürliche Ursachen oder auf Absicht zurückzuführen ist.

Die Gegend um Tangku, jene Station, nach welcher die Bahn in scharfem Winkel ihre bisherige Südrichtung in rein

westliche Direktion verändert, ist als marschiges oder Ueberschwemmungsland des Meeres und insbesondere des hier mündenden Peiho anzusehen; gegen Westen zu erkennt man den Rauch der Dampfer auf der Taku Rhede weitab vom Lande, und einzelne unvermittelt aufsteigende Bodenerhebungen in gleicher Richtung wurden als die vermutlichen Reste der ehemaligen Forts an der Peihomündung richtig angesprochen. Eine zeitlang noch ist bei der Weiterfahrt einiges Land vorherrsehend, dann mehren sich die Zeichen regen landwirtschaftlichen Betriebs, je näher man Tientsin kommt; weiterhin bis Peking behält sodann die Gegend in der zweifellos ausserordentlich fruchtbaren Peihoniederung den Charakter reichster Bodenfruchtproduktion bei.

Bei Tientsin sieht man ein weites Areal von Grabhügeln bedeckt: der Kirchhof von Tientsin. Tientsin selbst ist vom Bahnhofe zu weit entfernt, als dass man viel von seinem chinesisch-europäischen Geschäftsleben wahrnehmen könnte; der Rückweg von Peking sollte uns jedoch näher damit bekannt machen. Es hat eines ganzen Tages Fahrt ab Shanghaikwan auf dieser sehr gut gebauten Bahn bedurft, bis wir dem ersehnten Ziele Peking nahe kamen.

Die Einfahrt in Peking ist ziemlich unvermittelt, es ist nicht vieles, das auf die Nähe einer Millionenstadt deutet, man durchfährt eben eine Oeffnung in einer plötzlich auftauchenden Mauer und ist in der Chinesenstadt, in Peking, angelangt. Zunächst saust der Zug noch eine geraume Weile zwischen einem regellos scheinenden Gemengsel von Häusern mit ihren Lehmwänden und grauen Ziegeldächern, von Feldern, Büschen und Sumpflöchern, Grabdenkmälern und Strässchen, Bächen und Brücken hindurch, bis endlich nach Passierung einer grossen Pagode aus Lehm und Ziegeln die gewaltige, zinnengekrönte Mauer der Tartarenstadt in Sicht kommt.

Der Zug verminderte seine Geschwindigkeit, als wir den gewaltigen Mauerkoloss entlang kamen. Manch neugieriges Gesicht blickt zwischen den Schiessscharten von oben herab auf die Insassen des Zuges, und siehe da, nicht immer ist's ein fremdes Mongolenantlitz, das unser Auge erspäht, sondern ab und zu begrüssen wir Europäer oder gar uniformierte engere Landsleute, Deutsche, mit frohem Kopfnicken. Peking ist ja besetzt, und ich habe noch oft im Laufe der folgenden Tage Gelegenheit gehabt, Landsleuten zu begegnen, ja mit ihnen frohe Stunden gemeinsam zu verbringen.

Fast will man nicht glauben, dass dieser unscheinbare Bahnhof von Holz, etwa jenem einer kleineren Station der Hokkaido-Bahn in Japan gleichend, für die gewaltige Millionenstadt Peking passend oder zulänglich sein soll. Aber vorderhand genügt's, und das weitere wird folgen, hat einmal der Chinese sich mit der Sache als solcher ausgesöhnt. Und es scheint, als ob dies nur zu leicht erfolge.

Staubig, müde und hungrig die Frage nach Unterkunft von den am Bahnhof zum Empfang erschienenen Japanern (im Konsulats- etc-Dienste) durch die Empfehlung eines chinesischen Hotels beantwortet zu erhalten, wirkte nach den geschilderten Erfahrungen von Yinkow keineswegs im Sinne einer Steigerung der gehobenen Stimmung über das Erreichen von Peking; indessen fanden sich die Erwartungen diesmal tatsächlich weit übertroffen. Europäische Hotels, und es gibt solche, so viel ich weiss, wurden mit Rücksicht auf den Reiseetat freilich auch gerne vermieden.

Nach kurzer Kurumafahrt in schrecklichem Staube war das an der Hatamenstrasse, jedoch gegen die Rückseite gelegene Gasthaus gefunden. Da der Wirt sich als Japaner entpuppte, war auch die Verständigungsfrage gleich in bester Weise gelöst. Ehe das Haus diesem Zwecke diente, war es wohl das Heim eines chinesischen Noblen, wenigstens deutete darauf die Bauart, die Pflasterung seiner Böden mit genau verpassten Steinfliesen und das Schnitzwerk der Wände in den eben gelegenen Wohnräumen gegen den von alten schattenspendenden Bäumen überdeckten Hof zu. Wenn auch die Einrichtung der stolz Betten genannten linnenbezogenen Strohsäcke, das löcherige Moskitonetz und das sehr sparsame Waschmobiliar keineswegs noch den Gedanken an Ebenbürtigkeit mit einem wirklichen Wirtshause einfachster Art aufkommen liessen, so schien es mir doch nach den Erfahrungen der Reise bisher wie ein Paradies. Es war ein stiller Platz, zu dem der entsetzliche Lärm Pekings nur ganz verschwommen drang, und Speise und Trank verdienten Lob. Chinesisches Essen schmeckte mir in der Tat besser als japanisches, und ich denke, das wird jedem Europäer ebenso ergehen, da es eben mehr und kräftigere Fleischgerichte enthält als das wenig nachhaltige japanische mit seiner Fischdiät. Nach ca acht, fast immer in Kleidern verbrachten Tagen freut man sich doppelt auf das Bad, das nach guter japanischer Sitte des Gastes wartet. Noch lange sass ich am Abend im Mond-

schein vor der Tür meiner Schlafraumes gegen den Hof, durch den das Laub der Bäume seltsame Figuren auf den Boden bildete, und da nur wenige Gäste hierher zu kommen pflegen, so ist man wenig in seinen Gedanken gestört.

Peking! wie eine längst entschwundene Erinnerung aus vergangener Jugendzeit klingt der Name, nach dem das in weite Fernen sich sehnende Herz in seinem unreifen Jugendreisedrange verlangte, ohne viel mehr davon zu wissen, als dass es irgendwo ganz weit im Osten liege. Und nun, wie anders präsentiert sich die Märchenstadt eines der grössten Reiche der Erde! Freilich jene Knabenträume sind längst verschwunden, und der Aufenthalt im Osten hat auf den Mann lange genug vorbereitend gewirkt, dass er das reale Bild nicht allzuweit von der Annahme entfernt findet. Aber immerhin, der Hauch des Uralten, des Mystischen und Fremden, meine ich, umwebt uns hier doch noch mehr als an manch anderem Wohnplatze fremdartiger Völker mit eigenartiger Kultur.

Mit gespannter Erwartung erfolgte denn auch immer schon in aller Morgenfrühe der Aufbruch, um noch, ehe die unerträgliche Mittagshitze einsetzte, einen Teil der Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen. Diese Ausfahrten machen rasch mit dem Leben und Treiben der Stadt bekannt, und wenn sich auch die Läden, das Volk und der Spektakel, mit dem jegliches Geschäft zur Abwicklung gelangt, fast in allen chinesischen Städten gleichen, so hat man hier doch potenzierte Energieen und Grössen vor sich, und das Tohuwabohu der Hauptstrassen in der Tartaren- und noch mehr in der Chinesenstadt ist ganz unglaublich.

Die alte Ordnung der Dinge, wonach die nördliche Stadt als die Stadt des Tartarenvolkes galt und die Anhänger der regierenden Mandschu Dynastie allein beherbergte, dagegen die südliche oder Chinesen Stadt den beherrschten Untertanen des Himmlischen Reiches zugewiesen war, ist nicht mehr aufrecht erhalten. Der kaufmännisch gewandte Chinese hat eben den stolzen Tartaren aus seinem durch Sitte und Gesetz so exklusiven Quartier, der Tartarenstadt, vertrieben, wo er als eine Art grosse Leibwache mit Haus und Hof um die kaiserliche Palaststadt gruppiert die Dynastie beschützte; heute findet man in der Tartarenstadt beinahe mehr Chinesen als Tartaren.

Den besten Ueberblick über Peking hat man natürlich von seiner grossen Wallmauer, diesem 14m hohen und an der Krone

14m breiten Bollwerke. Und doch, was man eigentlich wahrnimmt, ist so gleichförmig und monoton, dass man seine Enttäuschung für den ersten Moment nicht verbergen kann. Zwischen Bäumen versteckt liegen die Tausende niedriger, aus Lehm gebauter und mit grauen Ziegeln gedeckter Wohnhäuser mit den kleinen von ihnen eingeschlossenen Höfen, und nur ein Tempel, ein Yamen oder die Gebäude und Hügel der Kaiser- und der verbotenen Stadt ragen etwas höher empor, scheinbar, aber eigentlich nur, um noch grössere graugetönte Ziegeldächer zu entfalten. Markant stechen dagegen vom Horizont die auf der Mauer über jedem Durchgang errichteten Toraufbauten ab; es sind teils dekorative, teils zur Verteidigung bestimmte niedrige Türme mit fensterartigen Schiessscharten, auf deren Schliessläden meist Geschützmündungen gemalt sind, welche für den ersten Moment ebenso dräuend wirken, wie sie unschädlich sind.

Der Platz, auf dem wir uns eben befanden, war die auf die Stadtmauer aufgebaute ehemalige Sternwarte, deren aus dem 17. Jahrhundert stammende von Jesuiten oder nach deren Angaben künstlerisch gegossene kolossale, astronomisch freilich wertlose Instrumente bekanntlich dem Verfall durch Transport nach Europa entzogen wurden. Ich kann nur bedauern, dass die wunderbaren Marmoraufsitze, auf denen sie standen, nicht alle den gleichen Weg gegangen sind, zerstreut liegen die prächtigen reliefgeschmückten Fundamentreste der Instrumente umher. In der Nähe übten sich Bannerleute der verschiedenen Banner im Bogenschiessen nach einer Scheibe, deren Papierspiegel längst entschwunden war, so dass der Treffer durch Verschwinden des Pfeiles in dem Loche der Scheibe markiert ward. Sie mutet komisch an, diese Waffenübung, wenn man nebenan vom Schiessstand der Besatzungstruppen an der Mauer die Büchsen knallen hört.

Bei der Fahrt zu den ehemaligen Prüfungshallen, zum „Hanlin“, traversierten wir die Hattamen Strasse und besuchten das im Bau begriffene Erinnerungstor aus weissem Mormor, welches auf Kosten der chinesischen Regierung zur Erinnerung an die Ermordung des Frh. v. Ketteler errichtet wurde und vor einigen Monaten, wie die Zeitungen berichteten, auch vollendet und eingeweiht worden ist.

Das Hanlin (die Prüfungshallen), die Stätte, wo Tausende nach dem höchsten Grade eines „Hanlin-Gelehrten“ oder gar eines „Laureaten“ strebten und sich auf Grund ihrer Examina

den Zugang zu den höchsten Aemtern und Würden erschlossen, ist heute ein trauriges Wahrzeichen der Vergänglichkeit. Nur wenige der ca 10.000 Zellen sind noch vorhanden, in denen die Kandidaten für 14 Tage eingeschlossen und scharf bewacht an der Lösung der Fragen arbeiteten, wo mancher an Aufregung starb und so mancher auch, wie ich mir denke, mut- und ratlos an seinem Schreibpinsel gekaut haben mag. Eine dem Einsturz nahe Konferenzhalle und ein Aufsichtsturm zeugen noch von einstiger Pracht und schauen trotzig über ein zur Unkrautwüste gewordenes Trümmerfeld, eine Spur der letzten Boxerunruhen.

In dem grossen, dann zunächst besuchten Lamatempel mit den geräumigen Höfen und den Schätzen an alten Bronzen, Statuen, Büchern etc, den wunderbaren Ornamenten seiner Schnitzereien an den Decken und Toren, üben die harmonischen Verhältnisse des Baus eine imposante Wirkung Freilich wird dieselbe stark beeinträchtigt, wenn man die zerlumpte und schmutzige bettelnde Gesellschaft sieht, welche sich im priesterlichen Gewande zudringlich unverschämt in verächtlichster Weise als berufene Vertreter einer erhabenen Philosophie und Religion gebärden. Wohltuend wirkte dagegen wieder auf diese widerliche Erscheinung die andächtige Stille im Tempel des Confucius. Kaum eingetreten durch den Torbau über eine kleine Marmortreppe, steht man still in Bewunderung dieser des grossen Philosophen würdigen Erinnerungsstätte. Eine kurze Allee, welche die Eingangstreppe und den Tempelbau verbindet, ist durch riesige, Jahrhunderte alte Exemplare einer Zypresse (Biota orientalis) mit ihren dunklen, beinahe schwärzlichen Zweigen gegeben und drückt dem Ganzen den Hauch des Mystischen auf, der im Verein mit der hier herrschenden Stille ein Gefühl der Abgeklärtheit des Geistes und Herzens von irdischem Tand erstehen lässt, das wie erfrischende Luft den Geist durchweht. Der Tempel selbst enthält nur die Namenstafeln des Meisters und einer Anzahl seiner berühmtesten Schüler.

Unweit des Confuciustempels befindet sich die Nationaluniversität, deren Zentrum die Halle der Klassiker bildet. Dieser wunderbare Rotundenbau, in nächster Nähe umgeben von einem marmoreingefässten kleinen Lotosteich, steht in einem grossen Baumgarten. Dieser hinwiederum ist eingeschlossen von einer Umfassungsmauer mit gedeckten Arkaden, unter denen ca 200 aufrecht stehende kolossale Steintafeln den Originaltext der neun heiligen klassischen Bücher, das Alpha und Omega chinesischen

Wissens und chinesischer Denkart, eingegraben enthalten — eine steinerne Bibliothek für Jahrtausende und in einer Umgebung, würdig ihres Wertes. Der Rotundenbau selbst, in reichster farbig bemalter Schnitzerei gehalten, birgt einen Thron, da alljährlich der Kaiser durch die besonderen prächtigen Zugangstore (Peilo's) mit ihrer wunderlichen Architektur, ihren leuchtenden Farben und den gelbglasierten Ziegeln (die kaiserliche Farbe ist gelb) einzieht, um hier den Klassikern den Tribut seiner Verehrung zu zollen.

Man sieht so Vieles und Herrliches, dass es einen besonderen Vortrag füllen würde, wollte man einigermassen erschöpfend den Wundern Pekings gerecht werden. Was ein Maler und Zeichner dabei ausserdem auf seinen Streifzügen erbeuten würde, möchte noch ergiebiger sein. Nur eines möchte ich Ihnen noch mit ein paar Worten zu schildern versuchen, da es für mich wenigstens das Eindrucksvollste gewesen ist, dem ich bisher im Osten begegnet bin: es ist der Tempel des Himmels.

Man fährt von der Tartarenstadt auf der mit riesigen Quadern bepflasterten Strasse, welche vom Kaiserpalast her zur Chinesenstadt führt, und deren seit Jahren niemals verbesserte Fugen und generelle Vernachlässigung die Gefahr eines Beinbruches für Menschen und Tiere gleich wahrscheinlich macht, um nach ca ½ Stunde durch den Trubel der chinesischen Hauptgeschäftsstrasse endlich an einer Mauer abzusteigen, die einen riesigen Park einzuschliessen scheint. Tatsächlich durchschreitet man inseits einen weiten, wiesenartigen Raum mit einigen Baumgruppen oder kleinen Wäldchen, bis man am eigentlichen Tore des Tempels angelangt ist und in die engeren Tempelgründe und Gebäulichkeiten Eintritt erhält. Auf weite Distanzen, wie es scheint absichtlich auseinander gezogen, finden sich Tore, Arkaden, Marmorbrücken, Lotosteiche, Treppen etc. Alle überragend und sie an wirkungsvoller Form übertreffend ist der „Tempel des Himmels" selbst. Schon der lang verzögerte Zugang zum Sanctuarium über die Wiesen mit dem duftenden Grase, durch die dunklen, ruhigen Baumgruppen, bereitet die Stimmung für den Anblick vor, der den Besucher erwartet. Kein Geräusch dringt in diese Abgeschiedenheit, es ist ein Platz, wie ihn *mutatis mutandis* unsere Vorfahren für ihre Götter in heiligen Hainen hatten, und da steht auf dreifacher, weiss marmorner Terrasse mit ebenfalls dreifachem, tiefblau-glasiertem Ziegeldach und goldener abgestumpfter Spitze ein runder, roter

Holztempel mit wunderbarer Schnitzarbeit der Wände gleich einem Märchen aus Tausend und Eine Nacht. Man weiss nicht, was man mehr bewundern soll, die vollendete Detailarbeit in Zeichnung und Malerei aussen und hauptsächlich im Innern oder die Geschicklichkeit, mit welcher der Künstler bei einem keineswegs sehr hohen Bau dem dreifachen Dache das Schwere und Drückende, Uebermässige nimmt. Das Ganze ist aufgesetzt auf eine Marmorterrasse, an der auch kein Quadratcentimeter ohne Reliefskulptur ist. Der Tempel des Himmels ist durch eine marmorbelegte Strasse mit dem ziemlich weit davon entfernten Opferaltar im Freien, wo der Kaiser alljährlich seine Gebete und Opfer dem Himmel darbringt, verbunden. Auch diese Terrasse, welche dem Chinesen als das Zentrum der Erde gilt, entspricht in Kostbarkeit und Wirkung der Skulpturausstattung jener um den Himmelstempel.

Man scheidet nur ungern von so viel Kunst und Geschmack, die hier in Anlage und Ausführung an den Tag gelegt sind. Was aber bei allem, auch dem Kostbarsten an Tempeln, Toren und sonstigen Bauten etc unlieb in Peking ins Auge fällt, das ist der Schmutz, der Staub, die Verkommenheit und Nachlässigkeit, unter denen solche Gebäulichkeiten zu leiden haben. Zwischen den Marmorstufen des Himmelstempels, wo doch der Kaiser selbst alljährlich die Opfer darbringt, rankt das Unkraut ebenso üppig hervor wie in den riesigen Höfen der verbotenen Stadt, im Kaiserpalaste. Gewaltige Torbauten sind nicht selten in einer Verfassung, dass des Himmels Wolken an einer Dachecke hoch hineinschauen, und mehrjährige Gesträuche aus Mauerspalten von Verteidigungsmauern, Toren etc erzählen von der beschaulichen Ruhe, die ihnen zu teil wird. Ueberall Verfall und Verkommenheit, wohin man blickt, sobald Kommunal- oder Staatseigentum in Frage kommt. Mit demselben Gleichmut wird das Steckenbleiben des Wagens im Schmutz einer Strasse ertragen wie das zunehmende Ueberneigen eines riesigen Peilos in irgend einer Strasse, das, ein Erinnerungszeichen an eine heroische Tat oder einen grossen Mann, eines Tages mit Sicherheit auf die Köpfe der zu seinen Füssen wimmelnden Menschheit herabfallen wird. Und erst die Läden und Buden der geschäfttreibenden Welt! Gewiss, es gibt reinliche Läden in schönen Gebäuden, namentlich sind dies Seidengeschäfte von reichen Grosskaufleuten; aber die grosse Masse der Händler etc vom Kleinverkäufer bis zum behäbigen Mittelstande ist in allen Formen von Häusern,

Baracken und Löchern untergebracht, und da wird unaufhörlich gehandelt und gefeilscht bis spät in die Nacht. Schliesslich kommt noch eine Armee fliegender Händler mit Esswaren und kleiner Handwerker hinzu, die wie eine Schar Heuschrecken rechts und links die eigentliche Häuserreihe belagern. Das hämmert, quiekst, stampft, läuft, rennt, brodelt und duftet, ein rechter Hexensabbat. Rechnet man, wenn eine drückende Hitze über der Stadt lagert und die zahllosen Wassertünpel und grünlichten Schlammpfützen austrocknen, den Mangel jeglicher Abfallgrube und jeder Kanalisation hinzu, so kann man sich eine Vorstellung von dem Dufte machen, den die zahllosen Bäume in den Hofräumen und Hausgärten der Pekinger Einwohner nicht immer zu paralysieren imstande sind.

Wie eine Oase nimmt sich dagegen das Gesandtschaftsviertel durch seine Reinlichkeit aus. Vielleicht mag dies auch für die leider z. Z. unzugängliche verbotene Stadt, wo die kaiserlichen Paläste sind, gelten; für die weitere Umgebung der verbotenen Stadt, für die Kaiserstadt, ist aber das geschilderte Stadtbild Pekings hinsichtlich der Verwahrlosung ebenfalls als zutreffend zu betrachten.

Das Gesandtschaftsviertel ist eine Schöpfung der neuesten Zeit seit Beendigung der Boxerunruhen, und mit einer wahren Genugtuung und mit freudigem Aufatmen durchwandert man die freundlichen zusammenhängenden Quartiere der Gesandtschaften. Reinlichkeit, Ruhe und Ordnung, dem chinesischen Polizisten unbekannte Begriffe, sind hier aufrecht erhalten durch patroullierende Soldaten, und da hier nur militärische oder Dienstgebäude der Zivilbehörden der fremden Nationen, Kirchen etc sich befinden, so ist ein Ruhepunkt für den müden Wanderer gegeben, der ihm nach dem nervenaufregenden Getriebe der Stadt einige Erholung bietet.

Zwischen Hatamen und Wassertor, an die Nordseite des die Tartaren- von der Chinesenstadt scheidenden grossen Walles angelehnt, hat man von dem letzteren einen guten Ueberblick über die ganze Fremdenkolonie. Hier tobte, wie mir ein befreundeter Offizier erklärte, der Kampf zwischen Boxern und den in den Gesandtschaften Eingeschlossenen, (und ich habe noch eine sehr mit Kugeln gespickte Mauer gefunden), da fiel Graf Soden aus, dort war ein Teil der deutschen Gesandtschaft in Trümmern etc etc. Aber im grossen ganzen ist wenig mehr von der ursprünglichen Form der Bebauung, wie sie vor den Unruhen war, zu

sehen, da tausende von chinesischen Häusern dem Erdboden gleichgemacht wurden, um Raum für Konzentrierung der Gesandtschaften, Neubauten etc zu schaffen. Vor allem ist anlehnend an die in die Verteidigung einbezogene Partie der Stadtmauer (Tartarenmauer) zwischen Wasser- und Hatamentor eine Umfassungsmauer um das ganze Gesandtschaftsviertel gezogen mit Wassergraben und einem abgeräumten Glacis von ca 300 m Breite davor. Die Schiessscharten in der Mauer sind zwar verklebt, aber so praktisch, dass ein Stoss mit der Faust die Oeffnung für das Gewehr sofort in Bereitschaft setzt. Ein kleines Häuschen auf der grossen Mauer, unschuldig nach seiner ehemaligen Bestimmung glaube ich „Gartenhäuschen" genannt, hat Mauern von Meterdicke erhalten und beherbergt Kanonen, deren Wirksamkeit durch den hohen luftigen Standort garantiert ist; anderweitige Ueberraschungen sollen für die Absicht einer Wiederholung des Rummels von Seite der Chinesen noch vorbereitet sein; die einzelnen Abschnitte der Verteidigungslinie sind den diversen Gesandschaftswachen ständig zugewiesen, und die Schnellfeuergewehr-Stände, die ich in Abständen zwischen den Schiessscharten angebracht sah, dienen zweifellos auch nicht blos dekorativen Zwecken.

Wie schlug das Herz höher, als man wieder deutsche Soldaten, deutsche Offiziere in der kleidsamen Tropenuniform sah und manch bekannter Dialekt ans langentwöhnte Ohr schlug.

Die Tage von Peking gingen nur zu rasch vorüber; ein anstrengender Ritt zum kaiserlichen Sommerpalast war leider nicht von Erfolg gekrönt, da ihn auch die Aktenformat haltende knallrote Visitenkarte meines deutschen Freundes nicht öffnen konnte, der als Mandarin IV. Ranges (infolge früherer Dolmetschertätigkeit im Kriege) sicher darauf gebaut hatte. Die auf Erpressung eines „Bakschisch" hinausgehende Weigerung des dortigen Wachkommandanten fand bei uns statt Verständnis Entrüstung, und so zogen wir leider unverrichteter Sache ab; aber der Ritt gegen die hohen Berge zu, welche das flach liegende Peking im Westen in der Ferne halbmondförmig einschliessen, die frische reine Morgenluft, die freundliche, landwirtschaftlich gut kultivierte Gegend und die Wohltat, dem Spektakel Pekings entronnen zu sein, taten das ihre, um keinen üblen Humor aufkommen zu lassen, obwohl der Sommerpalast nach seiner Lage und, so viel man von aussen davon sehen konnte, auch

nach seiner raffinierten Ausstattung ein echt kaiserliches Buen-Retiro sein muss. Die wachhabende moderne chinesische Infanterie machte in ihrem blauem Anzug, dem kleinen Strohhütchen à la bonnet und dem in einen Knoten geschlungenen Zopf keinen üblen Eindruck, wenn auch die Gewehre der Wache so ziemlich in allen Ecken und Winkeln lagen und standen. Beim Ritt nach Hause zurück begegnete man einer Menge festlich geputzter Chinesen und, was seltsamer schien, einer Anzahl mandschurischer und chinesischer Frauen der besseren Stände, die sonst so selten sichtbar sind. Es galt, wie sich bald herausstellte, einem Feste bei einem Tempel. Das, wie es scheint, für jede Festlichkeit unerlässliche Abbrennen von Schwärmern etc ist dann ein Extravergnügen zweifelhaftester Art für Reiter mit nervösen Pferden. Während es dem Fremden unmöglich sein dürfte, einen Mandschuren von einem Chinesen zu unterscheiden, ist dies leichter bei den Frauen, da diese keine verkrüppelten Füsse und eine eigenartige Haartracht besitzen. Diese letztere sieht einem kurzen horizontal am Hinterkopf getragenen Lineal, um das die Haare gewunden sind, nicht unähnlich. Alsbald ist man wieder im Bereich der grundlosen staubigen Stadtstrassen, und die von Tag zu Tag zunehmende Hitze machte den Abschied von Peking nicht allzu schwer.

Als allmählich die Mauern und Tortürme Pekings dem Auge entschwanden und der Zug wieder durch die Kaoliang- und Bohnenfelder gegen Tientsin rollte, da erfüllte es mit innerer Befriedigung, diese mysteriöse Hauptstadt eines der grössten Staaten der Erde gesehen zu haben. Die Begriffe formen sich leichter, wenn man das Volk im Zentrum seiner Eigenartigkeit beobachten kann. Dass aber der Chinese der Beurteilung ein schwieriges Problem bietet, das unterliegt keinem Zweifel und kommt in den oft divergierenden Schlüssen der Abhandlungen über Chinas Zukunft zum Ausdruck. Der Küstenchinese ist ein anderer als der Inlandbewohner, der Norden ist verschieden vom Süden, der Osten vom Westen, und wenn man von der Zahl der Dialekte in China auf die Verschiedenheiten in Anschauung und Sitte und Charakter des Volkes einen Schluss zieht, so stellt China vielleicht die grösste Vereinigung von Widersprüchen dar, die nur durch gewisse Bande der Rasse und Religion zusammengehalten werden. Unter fremdem Einfluss wird der Chinese zu allem zu

bringen sein und seine besseren Eigenschaften entwickeln, wie man dies in den grossen Hafenstädten Hongkong, Shanghai etc leicht wahrnehmen kann. Wie grundverschieden ist dort z. B. der unternehmende, Dollarliebende, gewandte Geschäftsmann oder der fleissige Arbeiter, der gewöhnliche Kuli vom unendlich trägen Bewohner der inneren Landesteile, wo das korrupte Regierungssystem nicht nur jeden Fortschritt hemmt und so dem Handel den Hauptnerv unterbindet, sondern dem Armen wie dem Reichen durch Duldung von unerhörten Zuständen den gesicherten Besitz des Wohlerworbenen weder zu garantieren vermag noch will. Alle Fortschritte Chinas im Sinne einer gewissen Aufnahme westlicher Anschauungen waren stets das Resultat äusserer Einwirkungen und erfolgten stossweise ohne dauernden Nachhalt, gerade als ob die Bewegung, je heftiger sie eintrat, desto schneller sich auch hätte erschöpfen müssen. Und so auch jetzt. Es ist m. E. sehr fraglich, ob die unzweifelhaft vorhandene und durch schwere Verluste aufgezwungene Erkenntnis der Notwendigkeit von Reformen der zähen, Jahrtausende alten Politik des Festhaltens am Alten, wenn auch noch so Korrupten, auf die Dauer gewachsen ist. Sollte die Macht der süssen Gewohnheit überwiegen, dann mag es noch ansehnliche Jahrzente erfordern, bis die gelbe Gefahr den Westen zittern machen wird. Diesen Eindruck gewinnt jeder Reisende in China, auch wenn er wie ich nur kurze Zeit dort weilen kann und nur wenig zu sehen vermochte. Bei der Gleichheit der Grundzüge der Anschauung des Chinesen werden trotz sonst auffallender Verschiedenheiten der einzelnen Stämme die obigen Bemerkungen wohl auch im ganzen zutreffen.

Tientsin, das in 4 stündiger Fahrt von Peking erreicht wird, der ehemalige Schauplatz grösserer Boxerunruhen, weist in den vielen Ruinen innerhalb der europäischen Niederlassungen noch heute die ernste Lage der damaligen Zeit auf, und mit welchen Gefühlen mögen die Scharen der unter Seymours Führung zum Entsatze Pekings angerückten Verbündeten hierher zurückgekehrt sein, da sich dem Vorgehen auf Peking unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten!

Während die europäische Niederlassung einen freundlichen Eindruck macht und durch ihre Sauberkeit, Behäbigkeit und Ordnung, durch ihre Gebäude europäischen Stils, inbesondere durch das mächtige Astor-Hotel mit seiner trefflichen Verpflegung an den fernen Westen erinnert, ist die Chinesenstadt, welche eine

ziemliche Strecke davon entfernt liegt, der Typus eines winkeligen, gedrängten und schmutzigen chinesischen Handelszentrums, in das jedoch durch Brände gelegentlich der letzten Unruhen und durch die nachträgliche Schleifung von Stadt- und Schlossmauern berechtigte Luftlöcher gebrochen wurden. Die Störungen seines Handels, welche Tientsin als Folge des Boxerfeldzuges durchzumachen hatte, werden bald wieder überwunden sein. Ueberall regt sich neue Bautätigkeit, und namentlich das neue japanische Quartier zwischen Chinesen- und Europäerstadt ist in vollem Aufbau begriffen. Der Peiho, der seine schmutzig rotgelben Fluten an Tientsin vorüberführt, ist voll von Dschunken, welche den Handelsverkehr von und nach dem Innern vermitteln, und aus dem geschäftigen Treiben, das hier herrscht, lässt sich wohl ein Schluss auf die Bedeutung Tientsins in dieser Richtung ziehen. Das eroberte chinesische Arsenal am Peiho vis à vis dem europäischen Settlement sieht zwar noch drohend herüber, ebenso die chinesische Militärschule, aber über beiden wehte, wenn ich mich recht erinnere, als Friedensgewähr die russische Flagge. Die Okkupation von Tientsin und Peking durch die verbündeten Truppen sowie einzelne Detachements in Lazaretten, Depots etc entlang der ganzen Bahnstrecke Peking-Tonku bringt viel militärisches Leben in das Treiben auf den Bahnhöfen, das allerdings jetzt verschwunden sein wird, seitdem der chinesische Vicekönig wieder in den grossen geräumigen Regierungsbau mit seiner eigenartigen, an Siam erinnernden Architektonik eingezogen ist.

Von Tientsin nach Tonku sind ca 2 Stunden Fahrt, und man hat von da für eine mehrere km betragende Strecke (ca 1 Stunde) kleine Dampferchen zu benützen, um den Peiho bis zur Mündung hinab und über die Barre hinaus zum grossen Passagierdampfer zu gelangen. Denkwürdige Plätze, bei deren Anblick dem Deutschen das Herz höher schlagen darf, werden passiert: da sind die Reste der Takuforts, deren vernichtendem Feuer aus zehnfach überlegener Artillerie die verbündeten Schiffe und voran der kleine „Iltis" nicht nur stand gehalten haben, sondern das sie zum Schweigen brachten. Die Tat des Iltis wird ewig ein Ruhmesblatt unserer jungen Marine sein und hat den Beweis geliefert, dass deutsche Disziplin und Ruhe, verbunden mit unerschrockenen Mut, den Erfolg auch unter schwierigsten Umständen an die geliebte Flagge zu heften weiss.

Jeder, dem bei stürmischem Wetter eine Einschiffung auf

freier Rhede von Taku beschieden ist, wird lange daran denken; die unserige zählt wenigstens zu den unvergesslichen Reiseerinnerungen, denn wir wurden mit Seilen und Strickleitern von der mitunter mehrere Meter an der Seite des grossen Dampfers auf- und abstampfenden Launch übergeholt und waren herzlich froh, als wir heil auf Deck gelangt waren.

Chefoo, das unser Schiff am anderen Morgen anlief, ist ein prächtiger Platz. Den Eingang in die Bai zur Linken beherrscht eine Art kleines Vorgebirge, auf dem das offizielle Chefoo, die Konsulate etc, in wunderbarer Lage um die Spitze des Hügels gruppiert sind; ein altes kleines Fort bildet den Abschluss. Von dort erstreckt sich auf dem sanften, niederen Höhenrücken, der dies Vorgebirge mit den Abhängen der die Bai zum Teil einschliessenden Berge verbindet, das europäische Geschäftsviertel, Kirche etc; jedoch liegt die Hauptmasse der Gebäude an der Strandniederung auf der Aussenseite des die Bai einschliessenden Landringes. An der Innenseite ist dann das chinesische Entai, von den Europäern Chefoo, genannt, eine nicht unbedeutende Handelsstadt. Gegenüber, auf der anderen Seite der Bai, ist auf niedriger Halbinsel Alt-Chefoo zu sehen, das für den Handel jedoch ohne jede Bedeutung ist.

Chefoo mit seinen Weinbergen am Abhang der Hügelketten, mit seiner lieblichen Bai, dem wundervollen Badestrande und dem klaren, hellgrünen Meerwasser (es münden hier keine Flüsse) ist trotz seiner nicht unbedeutenden Temperaturextreme zwischen Sommer und Winter doch ein prächtiger Aufenthaltsort während der besseren Jahreszeit und erinnert viel an italienische und sicilianische Landschaften.

Der so bekannt und europäisch wirkende Eindruck Chefoos, ausserhalb des Chinesenviertels natürlich, ist zum Teil zurückzuführen auf die Wirkung der Missionstätigkeit der Jesuiten, die hier eine Station haben, welche durch ihren Baustil, den bekannten Jesuitenstil, dem europäischen Viertel das besondere Gepräge aufdrückt.

Wald ist auf keinem der Höhenzüge zu sehen, nur ein paar ältere zu einem kleinen Hain vereinte Bäume in einer Bergmulde bei Chefoo bezeichnen den Platz, auf dem keinem Geringeren als Laotse in einem Tempel Verehrung bezeigt wird. Wir sind in der Schantungprovinz, berühmt als die engere Heimat von Confucius und Mencius und in Fruchtbarkeit wetteifernd mit Pechili. Neben Tabak, Reis, Weizen und Bohnen sind es namentlich

Seide und Obst, welche einen grossen Ausfuhrartikel bilden. Seidenspitzen und Seide von Chefoo, das als ein bedeutender Ausfuhrhafen Schantungs zu betrachten ist, sind als besondere Arten berühmt, und dem Obste aus den milden Gegenden des Landes begegnet man bis hinauf nach Wladivostock wie auch in Japan als Importartikel.

Das Wandern der Bevölkerung nach der Mandschurei im allgemeinen und Newchwang im besonderen habe ich bereits erwähnt.

Das klare Meer von Chefoo auf dem Wege nach Chemulpo wirkt zuerst ganz auffallend, so sehr hat sich das Auge an das schlammige, gelb- oder rotfarbige Aussehen des Wassers in den Flussläufen in Mandschurei und China gewöhnt. Die Ueberfahrt von China nach Korea bietet wenig Interessantes. Einige kleine Inseln vulkanischen Ursprungs werden passiert, und schon nach ca 24 Stunden ist man im Angesicht von Korea, vor der Einfahrt zum Hafen von Chemulpo. Inseln klein und gross lagern sich dieser Einfahrt vor, und für ein paar Stunden möchte man sich beinahe in die Inlandsee versetzt glauben, nur dass diese Eilande meist kahl sind und die See melancholisch grau. Es ist eine gefährliche Passage, und die verminderte Geschwindigkeit des Schiffes gibt das Geduldrätsel zur Lösung: „Werden wir noch den letzten Zug von Chemulpo nach Seoul erreichen oder nicht?" Und siehe, ehe die Sonne hinter den kahlen Inseln, Halbinseln und dem Festlande in der Nähe hinuntertaucht, da rasseln die Anker nieder, und das kleine Dampfboot bringt uns noch zu rechter Zeit zum Bahnhof. Dort trifft man einen nach amerikanischem Muster mit äusserst bequemen und elegant gehaltenen Waggons ausgestatteten Zug, welcher uns nach ca $1\frac{1}{2}$ Stunden in der Hauptstadt Koreas, in Seoul, landet.

Obwohl Hotels II. Güte in europäischem Stile Unterkunft für eine beschränkte Zahl Besucher bieten, zog ich mit meinem Begleiter ein japanisches Gasthaus vor, und auf dem Wege dorthin bemühten sich einige elektrische Lampen, das mystische Dunkel, durch das wir tappten, aufzuhellen. Ausser einigen weissgekleideten, lautlos wie Geister dahin wandelnden Koreanern war nicht viel wahrzunehmen.

Geradezu wunderbar war der folgende Morgen mit seiner Frische. Ein Panorama eigenartigster Schönheit enthüllte sich

vor unseren Augen, als wir, um vor allem eine Uebersicht über die Stadt zu erlangen, aut einen nahen Hügel stiegen.

Seoul liegt in einem Tale, rund umgeben von mittelhohen, nackten Bergen, welche durch ihre spärliche Bodendecke überall die gelbliche Farbe des Grundgesteins durchblicken lassen und einen eigentümlichen Kontrast zu dem vorherrschenden monotonen Grau der Dächer des den Grund des Kessels ausfüllenden Häusermeeres bilden. Erfreulicherweise ist diese enorme gleichförmige, ich möchte sagen Ziegelplattenebene am Rande mehrfach gegen die Berghöhen zu unterbrochen durch kleinere Hügel und Vorsprünge solcher, auf denen, in grünem Baumschmuck halbverborgen, fremde Konsulate stehen oder stolze Kirchen der Missionen, unter denen jene der Katholiken nach Grösse, Schönheit des Baues und Lage den Vorrang einnimmt. Innerhalb der umwallten Stadt, deren weiter entfernte Tortürme infolge der grossen Ausdehnung Seouls kaum mehr erkennbar sind, unterscheiden sich deutlich die hohen Tore und weiten Höfe des Kaiserpalastes mit seinen endlosen Gebäudekomplexen.

Was eine Wanderung durch die Stadt dem Besucher sofort klar macht, ist der Pekingartige Staub oder Schmutz, die Monotonie seiner aus Lehm gebauten Häuser, der Verfall allüberall und die unendliche Faulheit seiner Bewohner, wenigstens des männlichen Teiles, der ohne Zweck und Arbeit in weissen Gewändern vom frühen Morgen bis zum späten Abend die langen breiten Hauptstrassen oder die engen übelriechenden Seitengässchen entlang lungert und faulenzt. Denkmäler und öffentliche Sehenswürdigkeiten sind nicht allzu viele vorhanden, stets aber nach der einen oder anderen Richtung in Unordnung, Schmutz oder Verfall.

Wie lange dieses schlafende Volk in seiner reich mit Getreideland und Bergforsten gesegneten Heimat sich der dem Sturme vorausgehenden Ruhe noch erfreuen mag, wer weiss es? Ungestüm pocht eine neue Zeit an die altersschwachen Pforten seiner Abgeschlossenheit. Japan, welches regsten Anteil an der Entwicklung des Verkehrs im Innern nimmt, hat den Handel in den Seehäfen Koreas ast ganz in Händen; es betrachtet das Land als seine Beute, wenn einmal den schwachen Händen des Herrschers, der über ein zurückgebliebenes Volk regiert, das Zepter entfällt; und wahrlich, wer z. B. Fusan sieht, dem wird das langsame aber sichere Fortschreiten der Japaner deutlich zum Bewusstsein gebracht. Mit unendlichem Fleiss und grösster Beharrlichkeit hat

der japanische Unternehmungsgeist z. B. in Fusan eine ganze japanische Stadt voll prosperierender Geschäfte gegründet, und man sieht sich vergeblich nach dem koreanischen Fusan um, das als Schmutzdorf im Winkel weit da hinten draussen liegt. —

Nur minimale Zeit stand mir für die beiden Plätze Seoul und Fusan zur Verfügung. Ich bedauere es insofern nicht, als ein so eigenartiges Land ohnehin nicht mit wenigen Sätzen und kurzer Erforschung abgetan sein kann; es erfordert eine eigene Reise für sich, und diese war ja auch, wie bemerkt, in meiner ursprünglichen Absicht gelegen, bis aus anderen Gründen vorerst das Amurland den Vorzug erhielt. Ich hoffe bei längerer Anwesenheit in Japan eine besondere Exkursion namentlich auch in die bergigen Teile Koreas unternehmen zu können und bei dieser Gelegenheit einen richtigen Einblick in die Verhältnisse Koreas zu gewinnen. Von Fusan ward Nagasaki in 1½ Tagen erreicht, und freudig begrüsste das Auge das Land der aufgehenden Sonne, die derzeitige Heimat. Wie lange hatte man den Anblick grüner Berge entbehren müssen, und wie wohltuend wirkte die berühmte japanische Reinlichkeit in Haus und Hof und allüberall auf Körper und Geist!

Eine Reihe strapaziöser Wochen liegt hinter mir, und mancherlei Erfahrung bildet den reichen Lohn der Mühe. Als eine besondere Frucht meiner Umschau möchte ich die Ueberzeugung bezeichnen, dass China und noch mehr das näherliegende Korea, ihrer Waldungen bis auf die entlegensten Gebirgsteile beraubt, zur Wiederaufforstung in grossem Umfange gezwungen sind, wollen sie anders den immer wiederkehrenden Wasserkatastrophen einigermassen begegnen. Die Kräfte hiefür wird Japan liefern müssen und liefern können. Hier liegt eine dankbare Riesenaufgabe, deren Durchführung unvergänglichen Ruhm nach sich ziehen dürfte.

Ich wünsche den japanischen Forstleuten, wenn der Ruf an sie erschallt, dieselbe glückliche Hand, die ihre Kaufleute zeigen, die Korea in aller Stille friedlich erobern.

TSUBOSAKADERA

ODER

DIE WUNDERBARE GNADE DER GOETTIN KWANNON.

Uebersetzt von N. OKAMOTO.

Revidiert und eingeleitet von K. FLORENZ.

EINLEITUNG.

Das kurze Stück TSUBOSAKA-DERA, welches Herr N. OKAMOTO ins Deutsche übertragen hat und das ich die Ehre habe, der Deutschen Gesellschaft f. N. u. V. O. vorzulegen, gehört zu einer Klasse von Dramen, welche die Japaner als *Jōruri* 浄瑠璃 bezeichnen und die wir „monodische Dramen" oder „dramatische Monodien" benennen könnten. Es ist nämlich kein Bühnendrama im eigentlichen Sinne, — für dieses brauchen die Japaner den Ausdruck *Kyakuhon* 脚本 — sondern eine dramatische Dichtung, die von Anfang bis Ende von einem einzigen Sänger bald mehr singend, bald mehr deklamierend vorgetragen wird, während eine zweite Person den Gesang auf einem Shamisen „Dreisait", der japanischen dreisaitigen Gitarre, begleitet. Noch früher, vor Einführung des Shamisen in Japan aus Ryūkyū gegen Ende des 16. Jahrhunderts, wurden dergleichen Gesänge ohne Musikbegleitung vorgetragen, indem der Sänger einen Fächer in der Hand hielt und mit demselben durch Aufschlagen auf das vor ihm stehende Pult oder in die andere Hand den Takt angab (sog. *ōgi-byōshi* 扇拍子 „Fächer-Taktschlagen").

Die Entstehung des Jōruri ist zwar bis jetzt noch nicht in vollständig befriedigender Weise dargelegt worden, und vieles von dem, was man so für gewöhnlich darüber als ausgemacht hinnimmt, hält vor einer kritischen Untersuchung nicht stand-doch darf man als erwiesen annehmen, dass es vor Abschluss

der Ashikagaperiode aus dem Vortrag romanzenhafter epischer Texte, die mehr oder weniger dramatisch belebt waren, ähnlich denen des Heike-monogatari 平家物語 und Taiheiki 太平記 hervorgegangen ist.

Der Name *Jōruri* knüpft nach der landläufigen Ueberlieferung an das erste bekannte Stück dieser Gattung an, die Romanze Jōruri-monogatari 淨瑠璃物語 „Geschichte der Jōruri“, die auch unter dem Titel Jūni-dan-zōshi 十二段草子 „das zwölfaktige Buch“ bekannt ist, denn sie bestand, wie das Heike-monogatari, aus zwölf Kapiteln oder Gesängen. Der Inhalt dieses Buches ist kurz folgender: »Im Flecken Yahagi der Provinz Mikawa lebte ein reiches kinderloses Ehepaar, dem endlich auf seine inständigen Bitten vom Gotte *Yakushi Nyorai* ein Töchterchen von wunderbarer Schönheit beschert wurde. Es bekam dem Gott zu Ehren den Namen *Jōruri-hime* „Fräulein Jōruri“.* Als der jugendliche Held *Ushiwakamaru* 牛若丸 (Jugendname des *Yoshitsune* 義經), begleitet von dem Kaufmann *Kaneuri Kichiji* 金賣吉次, auf seiner Fahrt nach den östlichen Provinzen durch den genannten Flecken kam und von der hohen Schönheit des inzwischen zur Jungfrau herangewachsenen Mädchens hörte, suchte er sie auf und knüpfte ein Liebesverhältnis mit ihr an. Nach Austausch von Liebespfändern nahm er von ihr vorläufigen Abschied. Auf der Reise durch die Provinz Suruga wurde Ushiwakamaru jedoch von einer schweren Krankheit befallen, die ihn an der Fortsetzung seiner Fahrt hinderte. Der hartherzige Kaufmann liess ihn grausam im Stich, und unter schweren Leiden, fast im Sand des Ufers begraben, benachrichtigte Ushiwakamaru seine Geliebte von seiner Not. Diese eilt sogleich aus dem Elternhause herbei und pflegt ihn mit liebender Hingebung, bis

* Der populäre Name des Arzneigottes, *Yakushi Nyorai* 藥師如來, ist eine Abkürzung des volleren Namens *Yakushi-ruri-kō Nyorai* 藥師瑠璃光如來, d. i. Sanskrit *Bhaishajyaguru Vaidūrya-prabhāsa Tathāgata*. *Ruri* oder *Biruri* 吠瑠璃 ist also Korruption aus Skr. *Vaiḍūrya* „Katzenauge“ (Art Edelstein). Nach meiner und meines Freundes Prof. Takakusu Ansicht ist *Jō-ruri* „reiner Ruri“ eine Analogiebildung zu dem buddhistischen Ausdruck *Jō-hari* 淨玻璃 „reiner Spiegel“ (*hari* aus Skr. *sphaṭika*, siehe Kleinere Sukhāvatī-vyūha § 4), womit man den Spiegel benennt, welcher den Verstorbenen in der Unterwelt vorgehalten wird und worin sie ihre in der Welt verübten guten und bösen Taten widergespiegelt sehen. *Jō* „rein“ deckt sich leidlich mit *kō* „leuchtend“ im Namen des Gottes. So haben wir durch eine Umstellung und Ersatzbildung *Jō-ruri* statt *Ruri-kō* und erhalten die volkstümliche Korruption *Yakushi Jōruri Nyorai*.

er wieder vollständig hergestellt ist. Nochmals nimmt er von ihr Abschied, mit dem Versprechen, sie später zu ehelichen.«

Weder die Zeit der Entstehung noch die Verfasserschaft dieses Werkes lässt sich mit Sicherheit feststellen. Gewöhnlich wird es einer Frau Namens *Ono no O-Tsū* 小野於通 zugeschrieben, über deren Leben und Tun aber die widersprechendsten Angaben gemacht werden. Es wird etwa gegen Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden sein, und das Musikinstrument, mit dessen Begleitung die Romanze vorgetragen wurde, soll zuerst die Biwa, dann das Shamisen gewesen sein. Alle genaueren Angaben der Tradition werden von den neueren Gelehrten als unzuverlässig verworfen.

Eine neue Phase in der Entwickelung des *Jōruri* wurde durch die Verbindung dieser gesanglich- deklamatorischen Vorträge mit dem Puppentheater (*ningyō-shibai* 人形演劇) zu Anfang des 17. Jahrhunderts herbeigeführt, indem sich der Jōruri-sänger *Menukiya Chōsaburo* 目貫屋長三郎 mit dem Puppenspieler *Hikita* 引田 aus Nishinomiya in der Provinz Settsu zusammentat. Diese beiden sind somit die Begründer des sogenannten *Ayatsuri-Jōruri* 操淨瑠璃 (*ayatsuru* = die Fäden einer Gliederpuppe ziehen), das in der Theatergeschichte der Tokugawa Zeit eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Neben das JŪNI-DAN-ZŌSHI waren sehr bald eine Reihe anderer Stoffe populärer Art getreten, wie die Geschichte der Soga usw., aber der Name *Jōruri* verblieb der ganzen Gattung.

In der Hauptstadt Kyōto selbst fand das neue Puppenspiel-Jōruri zunächst noch keine sehr günstige Aufnahme; seine Vertreter mussten sich meist begnügen, ihre Aufführungen in der Shijōgawara zu bewerkstelligen. Dagegen wurde es in Yedo günstig aufgenommen und gelangte daselbst rasch zu hoher Blüte. Es wurde dort 1624 von *Toraya Jirōuemon* 虎屋次郎右衛門 (geb. 1595 in Sakai in der Provinz Izumi) eingeführt, der sich den Künstlernamen *Satsumadayū* 薩摩太夫 „Satsuma-Meister" und noch später, nachdem er sich wie ein Priester den Kopf kahl geschoren hatte, den priesterlich klingenden Namen *Satsuma Jōun* 薩摩淨雲 (*Jōun* = Friedenswolke) beilegte. Er genoss nämlich dort die Ehre, von dem Fürsten Shimazu von Satsuma protegiert und von ihm zu Aufführungen in seine Residenz berufen zu werden. Statt der bisher gebrauchten tönernen Puppen kamen jetzt kunstvoller gegliederte Holzpuppen in Verwendung; den papiernen Vorhang seiner Bühne durfte er

durch einen seidenen mit Shimazu's Wappen ersetzen. Es lief jedoch nicht ohne äussere Zwischenfälle ab. Die für Sitte und Sparsamkeit des Volkes etwas zu väterlich besorgte Regierung war dem „Theaterluxus" unhold: sie setzte Jōun hinter Schloss und Riegel und verbot für einige Zeit die Jōruri Vorstellungen. Allerdings nicht auf lange, denn die Spiele hatten beim Publikum schon derart allgemeine Beliebtheit gewonnen, dass sie sich schwerlich mehr unterdrücken liessen. Die Texte für die von Jōun aufgeführten Stücke verfasste ein gewisser *Hōjō Kunai* 北條宮内, über den nichts Näheres bekannt ist. Noch eine Neuerung Jōun's verdient Erwähnung. Seine Vorgänger führten immer nur einzelne Bruchstücke aus Jōruri auf (*Ha-Jōruri* 端淨瑠璃 „Fragment-Jōruri"), Jōun dagegen brachte ein ganzes abgerundetes Stück von gewöhnlich sechs Akten zur Darstellung (*Dan-Jōruri* 段淨瑠璃).

Jeder bedeutendere Jōruri-Sänger (*Jōruri-katari*) hatte seine besondere, ihm eigentümliche musikalische Vortragsweise (*fushi*),* in der er entweder schon bekannte oder extra für ihn neuverfasste Texte rezitierte. Daher die verblüffend vielen Namen für individuelle Spielarten, als *Ōzatsuma* 大薩摩 (von einem Schüler Satsuma Jōun's), *Handayū-bushi* 半太夫節, *Katō-bushi* 河東節, *Kimpira-bushi* 金平節, *Tosa-bushi* 土佐節 usw. Eine Besprechung der musikalisch-rezitatorischen Unterschiede dieser verschiedenen Weisen liegt nicht in der Kompetenz des Literarhistorikers; als besonders wichtige Spielart muss aber doch das *Gidayū* 義太夫 noch erwähnt werden, welches allgemein als die beliebteste und künstlerisch vollkommenste Jōruri-Weise anerkannt ist. Sie rührt von dem ausgezeichneten dramatischen Sänger *Takemoto Gidayū* 竹本義太夫 her, der im Jahre 1685 in Ōsaka ein Theater, das berühmte *Takemoto-za* 竹本座, begründete, und für den Japans grösster Dramatiker *Chikamatsu Monzaemon* 近松門左衛門 (1653–1724) seit 1686 die meisten seiner Meisterwerke geschrieben hat. Unter dem Zweigestirn Gidayū — Chikamatsu hat das Jōruri sowohl gesanglich als textlich seine höchste Vollendung erreicht und seine grössten Triumphe gefeiert. Die Blütezeit des mit dem Jōruri kombinierten Puppentheaters, das seine hauptsächliche Pflege in den beiden Städten des Westens, Ōsaka und Kyōto, fand, hat nicht ganz hundert Jahre gedauert.

* Wie in der späteren höfischen Lyrik Deutschlands auch jeder Meister seine eigene Weise hatte.

In der Meiwa-Aera (1764–1771) sehen wir es schon bedenklich in Verfall geraten; es weicht immer mehr zurück vor dem *Kabuki* 歌舞伎, dem Theater, in welchem statt der toten, wenn auch noch so kunstvoll bewegten Puppen lebende Schauspieler spielen.

Das Jōruri TSUBOSAKA-DERA 壺坂寺 ist ein ganz modernes Stück, verfasst von Frau *Kako Chiga* 賀古千賀, der Gemahlin des Shamisenspielers *Toyozawa Dampei* 豊澤團平. Die äusserst einfache romantische Begebenheit, welche es darstellt, ist auf den buddhistischen Wunderglauben gegründet, besonders den Glauben an die gütige Allmacht der *Kwannon* 觀音 (Avalōkitēçvara), der Göttin der Barmherzigkeit. Für ihre 33 Gestalten sind sowohl in der westlichen als in der östlichen Provinzengruppe Japans je 33 Tempel errichtet worden, — der *Tsubosaka-dera* in Yamato ist No 6 in der Liste der *Saikoku San-jū-san Sho* „33 Plätze der Westprovinzen" * — und eine Pilgerfahrt zu ihnen gehört zu den hochverdienstlichen Werken. Für den Buddhisten gibt es eine Welt der Vergangenheit (*saki no yo*), eine Welt des gegenwärtigen Lebens (*kono yo*) und eine Welt der Zukunft (*ano yo*), und was immer man in einer früheren Welt begangen hat, hat seine Folgen in der nächsten Welt. Aber andächtiges Beten kann die Hülfe der Götter und dadurch Erlösung erwirken.

Auf die Technik des Jōruri brauche ich den Leser wohl nicht eingehender aufmerksam zu machen: die eigentümliche Mischung von epischer Erzählung, dramatischem Spiel und lyrischen Intermezzos fällt beim ersten Blick auf. Man vergleiche auch meine Uebersetzung des Dramas ASAGAO-NIKKI in „Japanische Dramen" (Verlag von Amelang, Leipzig, 1901). Bezüglich dieser technischen Eigenschaft unterscheiden sich die *Jōruri* nicht wesentlich von den älteren *Nō no utai* oder *Yōkyoku* 謠曲, wenn auch der Fortschritt in der Richtung des reinen Dramas unverkennbar ist.

K. F.

* Ausführliches über die damit verbundene Legende siehe bei Chamberlain, Handbook for Travellers in Japan, 6th ed. p. 368 f. Daselbst auch eine vollständige Tempelliste.

UEBERSETZUNG.

PERSONEN.

Sawaichi, ein armer Blinder.
Osato, seine treue Frau.
Ein Engel.

SZENE.

Wohnzimmer im Hause des Sawaichi in der Stadt Tosa unweit Tsubosaka.
Nach der Verwandlung: Landschaft an der steilen Tsubosaka Strasse und Tempel der Kwannon.

REZITATIV.

O Traum, bist eine wirkliche Welt du?
O wirkliche Welt, bist du ein Traum?
Wir leben in der Welt
Und nennen sie einen Traum;
Und doch ist sie kein Traum,
Nein, wirklich Seiendes.

In der Provinz Yamato befindet sich die steile Strasse Tsubosaka, und nicht weit davon liegt Tosa, wo ein Blinder Namens Sawaichi wohnt. Er ist ein biederer Mann, besitzt aber nichts als die kärglichen Mittel, die er durch Unterricht im Harfen- und Gitarrenspiel sich erworben hat. Also lebt er sehr ärmlich, und seine Frau Osato trägt zum Lebensunterhalt durch Nähen, Flicken und Waschen von Kleidern bei. Ihr Leben ist so eintönig wie der Schall des runden Holzblocks, wenn ihn die Frau mit dem Holzhammer schlägt, nachdem sie das gewaschene Kleid darauf gelegt hat.

Da singt Sawaichi mit Gitarrenbegleitung:

Der Vogel singt im Walde,
Die Glocke schallt über das Feld.
Es packt ein altes Sehnen
Die schmerzerfüllte Brust,
Und in den Bach der Liebe
Rinnt Träne hin auf Träne.

OSATO (lächelnd).

Sawaichi, du bist ja heute so fröhlich und spielst die Gitarre so lustig!

SAWAICHI (sich zu ihr wendend).

Osato! glaubst du, dass ich fröhlich bin?

OSATO.

Ja freilich.

SAWAICHI.

Hm, das ist durchaus nicht der Fall. Der Schmerz wird mir immer von neuem lebendig, es wiederholt die Klage des Lebens labyrinthisch ihren Lauf — o, besser wäre der Tod!

OSATO.

Ei wie!

SAWAICHI.

Nein! ein grosser Schmerz ist in meiner Brust verborgen, so dass ich am liebsten aus dieser Welt gehen möchte. Osato, setze dich zu mir und gib mir Antwort auf eine Frage; jetzt ist es gerade die rechte Zeit. Ach! die Zeit vergeht immer so schnell wie ein Pfeil, der dem Bogen entflieht. Es sind nun schon drei Jahre vergangen, seitdem wir zusammen leben, und wir lieben uns seit der Zeit unserer Kindheit. Und doch hast du jetzt ein Geheimnis vor mir. Ich bitte dich, sage mir alles offen!

REZITATIV.

Unter diesen Worten verbirgt sich ein tiefer Sinn, aber Osato versteht ihn nicht.

OSATO.

Was sollte das sein, Sawaichi? Während der drei Jahre unserer Ehe glaube ich dir nichts verborgen zu haben. Aber da du misstrauisch gegen mich zu sein scheinst, so sage mir doch, was du im Herzen hegest.

SAWAICHI (etwas erzürnt).

Nun, dann werde ich dir es sagen.

OSATO.

Sag's, was es auch sei!

SAWAICHI.

Osato, höre mich an! Drei Jahre hindurch hast du keine einzige Nacht mit mir auf meinem Lager geruht. Du hast gewiss Grund, mich zu verabscheuen, da ich, durch die Blattern entstellt, zu einem so hässlichen Krüppel und Blinden geworden bin. Gestehe mir nur und verhehle mir's nicht, dass du einen andern Mann liebst; ich werde dir nicht zürnen. Wir sind ja Vetter und Base; ich hörte immer von deiner Schönheit — ich hatte mir vorgenommen, niemals eifersüchtig zu sein. O liebe Frau, bitte, lass mich alles wissen!

REZITATIV.

Indem er dies sagt, rinnen dem Schmerzüberwältigten die Tränen aus den Augen und er schluchzt, obgleich er so mannhaft spricht. Indem Osato ihn leidenschaftlich umarmt und weint —

OSATO.

Du Ungetreuer! hältst du mich für ein Weib, das leichtsinnig ihren Mann verlassen und mit einem andern eine Ehe schliessen könnte? Glaubst du, dass ich eine solche Unwürdige sei? O, ich kann dich nicht begreifen, dich nicht verstehen. Seitdem ich von den Eltern den letzten Abschied nahm, stand ich unter der Obhut des Onkels und ward mit dir erzogen; damals nannte ich dich meinen Bruder; du warst drei Jahre älter als ich, und ich lebte mit dir glücklich und zufrieden. Aber, o weh, du wurdest von den scheusslichen Blattern befallen und wurdest blind; dazu wurden wir immer mehr und mehr von Armut geplagt. Aber bis ins Feuer oder Wasser, bis in die Nachwelt bestimmte ich dich zu meinem Manne. Wenn die Morgenglocke Vier schlägt, gehe ich heimlich hinaus — ganz allein und den einsamen Bergweg nicht scheuend — zur Kwannon von Tsubosaka und bete, dass deine Augen durch der Göttin Gnade wieder geheilt werden. Obwohl ich schon über drei Jahre voll Andacht bete, ist bis jetzt keine göttliche Hilfe sichtbar. Eben jetzt klagte ich über die Unbarmherzigkeit der Göttin. Aber die Worte, die du jetzt gesprochen hast, ohne zu wissen, wie sehr ich für dich besorgt

bin, — dass ich einen andern Mann liebe, sie zeugen von allzugrosser Eifersucht und Argwohn gegen mich.

REZITATIV.

Diese Worte sind gewiss wahr und zeugen von einer schönen weiblichen Gesinnung. Sawaichi hört die treuherzigen Worte seiner Frau, weiss nichts zu erwidern und weint.

SAWAICHI.

Ach, liebe Frau! ich weiss nichts zu sagen und bitte dich um Verzeihung; was ich eben gesagt, war Torheit. Ich habe nicht gewusst, dass du mir so treu bist.

REZITATIV.

So spricht er, die Hände ringend und weinend, dass die Tränen den Aermel benetzen.

OSATO.

O welche Freude! Eine Entschuldigung brauchst du nicht vorzubringen; ich habe keinen Wunsch auf dieser Welt, als dass dein Argwohn sich lege.

SAWAICHI.

Nein, nein! wenn du so sprichst, muss ich mich vor dir schämen. Aber meine Augenkrankheit wird nie wieder geheilt werden, wenn du auch noch so andächtig zur Göttin betest.

OSATO (erstaunt).

Ei, was sagst du? Alles, was ich für dich getan habe, dass ich jahraus jahrein jede Nacht, bei Regen, Schnee und Frost, barfuss nach dem Tempel von Tsubosaka gewandert — es ist nur zu deinem Heil geschehen.

SAWAICHI.

Ja nun! dein treues Herz, das zu den Göttern so grosses Vertrauen hat, ist zwar gut und edel; doch dass ich in dieser langen Zeit gegen dich eine so niedrige, argwöhnische Gesinnung hegte, ist zu beschämend, so dass mir dafür sicherlich göttliche Strafe zuteil werden wird, nicht aber göttliche Gnade und Gesundung dieser Augen.

OSATO.

Ei was, mein Leben für das deinige — mich soll der göttliche Zorn treffen, nicht dich! — und du solltest deine Gedanken auf etwas Besseres richten als leere Worte zu sprechen; rufe mit mir die Hilfe der Göttin an!

REZITATIV.

Die treuherzige Sorge des Weibes ist wirklich lobenswert.

SAWAICHI (unter Tränen).

O meine liebe Frau! Die Allgewalt der Götter kann selbst einen vertrockneten Baum wieder blühen machen. Dies umflorte Auge — ein verdorrter Baum — kann auch wieder durch Gottes Barmherzigkeit sich öffnen! Aber die Sünde wurzelt tief in meiner Brust! auch ich hoffe, dass wenigstens in der künftigen Welt die Blüte............(leise) Liebe Frau! führe mich jetzt an der Hand, damit ich selbst nach dem Tempel gehe und bete. Wohlan, wohlan!

REZITATIV.

Die Frau hört hocherfreut die Worte ihres Mannes, gibt ihm den schlanken Stab in die Hand und beide begeben sich, ohne erst ihre Kleider zu wechseln, nach dem Tempel von Tsubosaka, wo sie früher inbrünstig die Göttin um Hilfe gebeten hatten.

VERWANDLUNG.

(SZENE AM ABHANG TSUBOSAKA).

REZITATIV.

Es gibt eine Tradition: der Tempel von Tsubosaka, worin ein Bild der Göttin Kwannon steht, wurde von dem fünfzigsten Kaiser Kwammu gestiftet, als dieser im Palaste der alten Hauptstadt Nara von einer heftigen Augenkrankheit befallen worden war. Der damalige Priester Doki betete während 107 Tagen zu der Göttin und erlangte dadurch Genesung für die Augen des Kaisers. Es ist also ein berühmter Ort und wird noch

heute als die sechste von den 33 Kultstätten der Kwannon in den westlichen Provinzen verehrt.

Nun kommen Sawaichi und seine Frau, ein frommes Lied singend, die steile Strasse herauf nach dem Tempel.

OSATO.

Sawaichi! Vor allem muss man zur Göttin beten, doch wenn du so trübsinnig bist, werden deine Augen nicht gesunden sondern noch schlimmer werden, denn Krankheit entsteht allgemein aus trüben Gedanken. O, wie würdest du mir gefallen, wenn du jetzt dein altes Lied sängest, um in dieser traurigen Zeit deine Schwermut zu vertreiben.

SAWAICHI.

Gut! Die Augen werden sich verschlimmern, wie du sagst, wenn ich mir Sorgen mache. Ja, jetzt singe ich, um die Melodie zu üben — es hört doch niemand? — es kann hören, wer will. — (Er singt die Melodie).

Das Mitleid, erweckt es Leid?
Das Leid, erweckt es Mitleid?
Das Leben ist so vergänglich
Wie der perlende Tau.........

Ach Gott! Die Fortsetzung ist mir soeben entfallen, da mein Fuss gestrauchelt ist.

REZITATIV.

Miteinander scherzend betreten sie die Haupthalle des Tempels.

OSATO.

Sawaichi! Da sind wir.

SAWAICHI.

Ach, stehen wir hier schon vor der Göttin Kwannon? Dank dem erhabenen Buddha!

OSATO.

Lieber Mann! Willst du nicht heute Nacht ein frommes Lied singen?

REZITATIV.

Es ist so ergreifend, wenn sie mit heller, tönender Stimme singen :

Der sandige Hof von Tsubosaka,
Wo das Wasser des Teichs
Die Felsen rings herum bespült,
Er ist ein heil'ges Land.

SAWAICHI.

Osato! ich glaube nicht, dass meine Augen wieder geheilt werden, obgleich du mich hieher geführt hast.

OSATO.

Ei was! Muss ich das wiederum hören? Vor alters wurde dieser Tempel von Seiner Majestät dem Kaiser Kwammu errichtet, als er in der Hauptstadt Nara residierte, weil seine Augenkrankheit durch die Gnade der Göttin Kwannon geheilt worden war. Die göttliche Güte geht so weit, dass sie zwischen dem ärmsten Wicht und dem Allerhöchsten Kaiser keinen Unterschied macht. Ich empfehle dir also das Gebet, um die Gnade der Göttin anzurufen. Sie ist so barmherzig, dass sie deine Bitte erfüllen wird, wenn du mit Andacht betest. Lass uns noch ein frommes Lied singen.

REZITATIV.

Durch diese Worte ermutigt sie ihn.

SAWAICHI.

Ja wirklich! Es soll so sein. Ich bleibe hier von heute Abend an während dreier Tage ohne Essen und Trinken; gehe du nach Hause zurück, um alle Arbeit zu erledigen! Diese drei Tage sollen mein Schicksal bestimmen.

OSATO.

Gut. Ich gehe nach Hause zurück und komme wieder. Aber höre mich an! Nahe bei diesem Berge ist ein schroffer Abhang und darunter eine ungeheuer tiefe Schlucht. Gehe nirgends hin!

SAWAICHI.

Nein, nirgends! Ich will vom heutigen Abend an hier im Tempel warten, bis die Göttin mir gnädigst hilft.

REZITATIV.

Beide lächeln. Die Frau eilt dann nach Hause und lässt ihr Herz zurücke, aber sie weiss nicht, dass es ein letzter Abschied werden soll, gleichwie ein Tautropfen zerstäubt und nie wieder erscheint.

Denn als Sawaichi allein ist, kann er sich vor Kummer nicht beherrschen, legt sich auf die Erde nieder und weint.

SAWAICHI

(das Gesicht in der Richtung, in der sie fortging, gewendet).

O liebe Frau! Du warst Jahr und Tag gegen mich so überaus liebevoll, hast trotz meines Elends mir deine Liebe nicht entzogen und hast mich immer sorgsam gepflegt. Ach, ich muss dich um Verzeihung bitten, dass ich an deiner Treue gezweifelt habe! Wenn wir uns jetzt einmal trennen müssen, wann werden wir uns wiederfinden? O du treue, mitleidige Frau!

REZITATIV.

Er wirft sich plötzlich zu Boden nieder und klagt, dann hebt er ein wenig sein Angesicht auf.

SAWAICHI.

Ach, ich darf doch nicht seufzen. Noch hat die Gnade der Göttin nicht geholfen, obwohl meine Frau drei Jahre lang mit der grössten Andacht gebetet hat; ich kann so nicht weiter leben.

,,Wenn von Dreien der Eine geht, werden die beiden andern glücklich", sagt das Sprichwort. Mein Tod ist mein Gegengeschenk an dich. Lebe lange und werde durch eine andere Heirat glücklich! Man soll dort drüben auf eine ungeheuer tiefe Schlucht treffen, wenn man jene steile Strasse hinaufgeht und sich nach rechts wendet. Wann bietet sich eine günstigere Gelegenheit zum Sterben? Wenn ich jetzt auf diesem heiligen Boden sterbe, werde ich im Paradies ein neues fröhliches Leben beginnen können. O, glücklich werde ich sein! Die Nacht ist schon weit

vorgeschritten, aber es kommt niemand. Ja anders, anders kann es nicht sein.

REZITATIV.

So spricht er und steigt die vier und fünf Terassen hinauf. Die Morgenglocke schlägt schon die dritte Stunde.

SAWAICHI.

Wohlan, der letzte Augenblick meines Lebens ist gekommen, so will ich denn dem Tode entgegen eilen!

REZITATIV.

Mit dem Stocke tastend sucht er seinen Weg und gerät dabei auf einen seitwärts stehenden Felsen. Darunter in der Schlucht fliesst ein furchtbares Wasser, wogend und rauschend wie ein Ruf aus dem Jenseits. Da stösst er seinen Stock in den Boden und stürzt sich mit dem Rufe „Verehrung sei dem ewigen Buddha!“ in die Schlucht hinab. Das ist das traurige Ende seines Lebens.

Von diesem Vorgange ahnt die Frau nichts. Sie kehrt bald so eiligen Laufes zum Tempel zurück, dass sie sogar auf der bekannten Strasse ausgleitet und fällt. Da sie niemanden erblickt, ruft sie vor Schrecken und sucht weinend ihren Mann.

OSATO.

Ach, niemand hier! Wo ist mein Mann?—Wohin? Sawaichi! Sawaichi! Sawaichi!

REZITATIV.

Aber da sie keine Stimme hört und keine Spur von einem Menschen findet, so läuft sie wie irrsinnig umher und ruft den Namen ihres Mannes. Wie sie so überall auf dem Boden herum sucht, da sieht sie etwas liegen; sie tut noch einige Schritte vorwärts und erkennt seinen Stock. Da sieht sie erschreckend in die weite Schlucht hinab, wohin der Mond sein mattes Licht wirft, und erblickt den Leichnam ihres Mannes.

OSATO.

O, ihr Götter im Himmel! Welch ein Schicksal! Wie jammervoll, wie traurig!

REZITATIV.

Rasend und tobend vor Verzweiflung will sie in die Schlucht hinab, aber es trägt sie kein Flügel dahin. Ihr Rufen und Schreien bringt keine Antwort, nur das Echo kommt zurück.

OSATO.

O, lieber Mann, nicht verstehen kann ich dich, nicht kann ich dich begreifen! Ach, dass nach all den Leiden, nach all den bittern Nöten dieser langen Zeit deine Augen durch die Gnade der Göttin Kwannon sich schnell öffnen möchten, habe ich nicht darum jeden Augenblick zu ihr gebetet? Und dass dein Leben gerade heute in diesem Unfall endigt, was soll das bedeuten? Ach, ich bin allein übrig — was soll aus mir werden? — was soll ich tun? Wenn ich jetzt darüber nachdenke, wie ich durch sein Lied von unruhigen Ahnungen erfüllt wurde, erkenne ich, dass er schon damals zu sterben entschlossen war. O, dass ich davon nichts ahnte, dass ich nichts ahnte, nichts ahnte, nichts ahnte! Ach, kein Unglück gibt es wohl wie meines! Bitte, verzeihe mir! Ich konnte es nicht voraussehen, denn ich bin ein Mensch und kein Gott, dass es ein Abschied für immer von meinem Manne werden würde, dem ich nicht nur in dieser Welt, sondern bis in die künftige Welt hinein verkettet bin. Ist dieser Jammer die Folge einer Sünde oder eines Frevels in der vorigen Welt? Wer wird ihn auf seiner Reise im Tode begleiten, die von Finsternis zu Finsternis geht? O Jammer! Ich fürchte, dass er dabei den rechten Weg verlieren wird.

REZITATIV.

So klagt und jammert sie heftig und vergiesst Tränen der ewigen Liebe, so dass der Fluss in der Schlucht davon anzuschwellen scheint.

OSATO

(richtet das von Tränen benetzte Angesicht empor).

Ach! Traure nicht! seufze nicht! Ich muss Trost darin finden, dass alles menschliche Los im voraus bestimmt worden st; auch ich will jetzt in den Tod gehen, auf dass ich diesen Stab, ein Andenken an den Verstorbenen, ihm überreiche. Wenn ich aus dieser Welt gehe — o Göttin! — führe mich!

REZITATIV.

Da stürzt sie sich mit dem Ruf „Verehrung sei dem unendlichen Buddha!" in die Schlucht hinab. Das ist das traurige Ende der treuherzigen Frau.

Es ist Mitte Februar. Plötzlich glänzen Lichtstrahlen durch die Wolken in der Morgendämmerung, himmlische Chöre erschallen, und die Göttin Kwannon erscheint in Gestalt eines Engels und spricht mit gerührter Stimme.

ENGEL.

Höre, Sawaichi! Du bist wegen einer in der Vorwelt begangenen Sünde blind geworden und euer Leben hat heute ein Ende gefunden. Aber durch die Treue deiner Frau und ihr Gebet gibt der Himmel euch das Leben zurück. Vergesset nimmer das Gebet und den Glauben, und wallfahret nach den dreiunddreissig Tempeln, um für die Gnade Buddhas zu danken. Osato, Osato! Sawaichi, Sawaichi!

REZITATIV.

Der Engel wiederholt die letzten Worte und verschwindet.

Schön ertönen die Morgenglocken von allen Türmen und es wird allmählich Tag in der öden finsteren Schlucht. Die Beiden werden lebendig, als erwachten sie aus einem Traume, und richten sich auf.

OSATO.

Ha! Welch ein fremdes Leben! Du bist Sawaichi! — ach! — mein Mann — deine Augen sind geöffnet!

SAWAICHI (verwundert).

Ach ja, meine Augen sind geöffnet, o geöffnet, geöffnet! Die Göttin hat geholfen! Dank dir, o heilige Kwannon! Doch — wer bist du?

OSATO.

Wie? Ich bin deine Frau.

SAWAICHI.

Ha, du bist meine Frau? Mein Gott! Ich sehe dich zum ersten Mal. O Glück und Lust! Doch welches Wunder ist ge-

schehen! Die erhabene Kwannon erschien mir und teilte mir mit, dass ich in der Vorwelt eine Sünde begangen hätte, während ich glaubte, dass ich in die Schlucht hinabgestürzt und gestorben wäre —

OSATO.

So ist es! Auch ich habe mich dir nach in die Schlucht hinabgestürzt, doch bin ich unverletzt. Und deine Augen sind geöffnet. Ist es ein Traum?

SAWAICHI.

Nun! Es ist gewiss die Göttin Kwannon gewesen, die unsere Namen rief und uns das Leben zurückgab. O, der Heiligen sei Dank! Ja! Von jetzt an müssen wir nach allen ihren Tempeln pilgern, um für die göttliche Gnade zu danken. Ach! Mein Geschick ist mit einer blinden Schildkröte zu vergleichen, die im Wasser glücklich ein schwimmendes Holz ergriffen hat. Ich bin wie neu geboren, wo ich jetzt den Sonnenschein sehe. Das verdanke ich allein der Gnade der Kwannon, dass meine Augen sehend geworden, und ich nun alles erblicken kann. O welches Glück! o welche Freude! Dass unser Leben, ja das Leben von uns beiden Gatten, gerettet worden ist, es ist wie Frühlingswiederkehr! O welche Lust! Heute bringe ich meinen Stab zum Tempel, da ich ihn nicht mehr brauche und die Morgensonne sehen kann. Den Göttern Dank! Dank dir, erhabener Buddha! Fürwahr, Dank der heiligen Kwannon, Dank der Kwannon! O wie wunderbar ist die göttliche Fügung!

Der sandige Hof von Tsubosaka,
Wo das Wasser des Teichs
Die Felsen rings herum bespült,
Er ist ein heil'ges Land.

ENDE.

DIE BEDEUTUNG DES PRONOMENS „*dore*".

BEMERKUNGEN VON R. LANGE UND K. FLORENZ.

Herr Professor Lange hat die Redaktion dieser Zeitschrift um Aufnahme folgenden Schreibens in die „Mitteilungen" ersucht:

Beim Durchblättern des 1. Teiles des 9. Bandes der Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens fiel mir eine Bemerkung auf, welche der Rezensent der Seidel'schen Grammatik, Herr Dr. Florenz, so nebenbei über eine Stelle in meiner Grammatik der japanischen Umgangssprache gemacht hat. Er schreibt S. 103: *dore* nur von Sachen! (Lange's *dore* „welcher", Lehrbuch p. 39 ist unrichtig).

Diese mit so grosser Bestimmtheit aufgestellte Behauptung ist falsch und irreführend. Es unterliegt auch nicht dem geringsten Zweifel, dass *dore* in Bezug auf PERSONEN und SACHEN gesagt werden kann. Dass man in höflicher Redeweise im ersteren Falle dafür *dono* (*o*) *kata* sagt, ist selbstverständlich. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, dass ich in einer 2. Auflage manches anders fassen würde als vor 15 Jahren, aber die Uebersetzung und Bemerkung bei *dore* welcher, substantivisch (von mehreren) würde ich nie ändern. Höchstens könnte man, um jeder Spur einer Missdeutung vorzubeugen, in der Klammer nach „mehreren" hinzufügen: Personen oder Sachen.

Berlin d. 18. Januar 1903. PROF. DR. R. LANGE.

Auf Ansuchen des Vorstandes an Herrn Professor Florenz, im Interesse derjenigen, welche sich mit japanischer Grammatik beschäftigen, eine Klarstellung der angeregten Bedeutungsfrage herbeizuführen, ist von Herrn F. folgende Zuschrift eingegangen:

Die normale japanische Umgangssprache kennt NUR EINE EINZIGE Gebrauchsweise von *dore*, nämlich die als Fragepronomen mit Bezug auf Sachen. Jede andere Gebrauchsweise ist sprach-

widrig. Wenn zuweilen Kinder aus noch mangelnder sprachlicher Erziehung *dore* mit *dare* (wer? welcher?, von Personen) verwechseln oder, was aber höchst selten vorkommt, Erwachsene absichtlich im Uebermass zornig-verachtenden Affektes *dore* statt *dare* gebrauchen, um dadurch auszudrücken, dass sie die betreffende Person überhaupt nicht als Menschenwesen gelten lassen wollen, dass sie eine blosse Sache sei, so wird dies jederzeit und von jedermann als eine Anomalie, ja als ein grober Sprachfehler betrachtet, den man selbstverständlich zu vermeiden hat. Als daher Herr Lange in seinem Lehrbuch S. 39 *dore* mit der Erklärung „welcher (substantivisch) von mehreren" mitten zwischen die PERSÖNLICHEN Interrogativpronomina *dare*, *donata* „wer" und *dochira*, *dochi* „welcher von beiden (substantivisch)" einreihte, war er in einem Irrtum befangen; und er setzt an Stelle des alten einen neuen, wenn er jetzt behauptet, *dore* könne nicht nur in Bezug auf SACHEN, sondern auch in Bezug auf PERSONEN gesagt werden. Die Formel wird erst korrekt, sobald sie heisst: *dore* „welches" (substantivisch) von mehreren Dingen.

Nichts ist leichter als den vollkräftigen Beweis zu führen, dass Herr Lange Unrecht hat. Ich werde zu dem Zweck zunächst eine Reihe von Stellen aus grammatischen und lexikalischen Werken der hervorragendsten einheimischen Autoritäten zitieren.

ŌTSUKI, KŌ-NIHON-BUNTEN 廣日本文典, p. 61, reiht *dore* in die Kategorie der sog. *shishi-daimeishi* 指示代名詞, d. i. sächlichen und lokalen Pronomina ein, nicht aber in die der persönlichen Pronomina *jindaimeishi* 人代名詞. In der darauf folgenden Tabelle steht *dore* in der Kategorie *jibutsu* 事物 „Sachen". Als „ursprünglich sächliche und lokale Pronomina", welche aber auch auf Personen Anwendung finden, zitiert er p. 59: *konata*, *kochi*, *sore*, *soko*, *sonata*, *sochi*, *ka*, *kare*, *a*, *are*, *anata*, *donata* etc. *Dore* ist nicht darunter.

Im KŌ-NIHON-BUNTEN-BEKKI 廣日本文典別記 desselben Verfassers, p. 14, wird *dore* gleichfalls nur als sächliches Pronomen aufgeführt; ebenso in seinem GOHŌ-SHINAN 語法指南 p. 14. In seinem berühmten Wörterbuche GENKAI 言海 p. 734 gibt Ōtsuki: „*dore*, Pronomen, 何, Alternativ für *izure*", und dies *izure* erklärt er p. 71: „*izure*, Pronomen, 何, als unbestimmtes sächliches Pronomen gebraucht". Man beachte hierzu, dass das persönliche Fragefürwort *tare*, *dare* mit einem anderen Zeichen, nämlich 誰 geschrieben wird.

N. OCHIAI im NIHON DAIBUNTEN 日本大文典, vol. II, p. 15/16 und ferner in der grammatischen Einleitung zu dem grossen Wörterbuch KOTOBA NO IZUMI p. 21 hat eine ausführliche Tabelle, in der er die Fragepronomina in 5 Klassen einteilt:

1) auf Personen bezügliche: *tare*, *dare*, *donata*.
2) „ Sachen „ : *izure*, *nani*, *dore*.
3) „ Ort „ : *izure*, *izuko*, *izuku*, *doko*.
4) „ Richtung „ : *izure*, *izukata*, *izuchi*, *donata*, [*dochi*.
5) „ Zeit „ : *itsu*.

Man beachte, dass *donata* in Klasse 1 und 4, *izure* in Klasse 2, 3 und 4 zitiert werden, dagegen für *dore* nur die eine Gebrauchsweise. Im Wörterbuch p. 1015 registriert Ochiai, wie in einem solchen alles, auch Dialektisches, Obsoletes, sprachlich Zweifelhaftes umfassenden Wörterbuche zu erwarten, als zweite Bedeutung *dore*=*dare*, aber unter Nummer 1 gibt er die eigentliche Bedeutung *izure*, *dono mono*, d. i. „ welches, was ", mit dem ausdrücklichen Zusatz „Umgangssprache"; zur zweiten Bedeutung gibt er diesen Zusatz nicht. Ich kann hierzu hinzufügen, dass Ochiai unter No 2 auf das vereinzelte obsolete Vorkommen von *dore* statt *dare* in der älteren Tokugawa-Literatur hinweisen will. Ein solches vereinzeltes Beispiel zitiert YAMADA BIMYŌSAI in seinem DAI-NIHON JISHO 大日本辭書 p. 1129, nämlich aus Saikaku's Roman Kōshoku Ichi-dai-onna (erschienen 1686) den Ausdruck ドレ樣ゾ *doresama zo*.

NAKASHIMA, CHŪGAKU NIHON-BUNTEN 中學日本文典 p. 120 bezeichnet *dore* als sächliches Interrogativpronomen.

MIYAKE und TAJIMA, in SHINSEN NIHON-BUNTEN 新撰日本文典, vol. I, p. 45, nennen in der Tafel der persönlichen Interrogativa *ta*, *tare*, *izure* [mit dieser Bed. in Uta vorkommend]; p. 46 als sächliche *izure*, *nani*, *dore*.

MATSUSHITA, NIHON-ZOKUGO-BUNTEN 日本俗語文典 (Spezialgrammatik der Umgangssprache) p. 17: auf Personen bezüglich: *dare*, *doitsu*; auf Sachen bezüglich *dore* (孰), *doitsu*; ortsbezüglich: *doko*, richtungsbezüglich: *dotchi*, *dotchira* etc.

K. ISHIKAWA, HANASHI-KOTOBA NO KISOKU (Spezialgr. der Umgangssprache) p. 52 Tafel: auf Personen bezüglich: *donata*, *dare*, *dono hito*, *dono yatsu*, *doitsu*; desgleichen noch einmal

ausführlicher p. 57: persönlich: *dare* (*tare*), *donata*, *dono hito*, *dono kata*, *dono o-kata*, *nampito*, *doitsu*, *doitsura*. Dagegen auf Sachen bezüglich p. 54 Tafel: *nani*, *dore*, *ikura*, *ikutsu*.

Diese Zitate, die ich noch aus Mozume, Hayashi und vielen anderen Autoren beliebig vermehren könnte, mögen genügen. Wenn je in einer Frage ein *consensus omnium* bestand, so ist es hier der Fall. Zitate aus den Werken europäischer Japanologen kommen diesen einheimischen Autoren gegenüber wenig in Betracht; die Zitierenswerten stimmen aber, so weit ich es übersehen kann, mit meiner Auffassung überein. Es sei nur verwiesen auf:

CHAMBERLAIN, Handbook of Colloquial Japanese, 3rd edition, p. 52 Tafel und Beispiel dazu p. 53: *dore ni shimashō* „which shall I take?"

LANGE's Beispiel, Lehrbuch p. 41: *kono furudōgu no uchi de dore ga ichiban ii ga?*

Sämtliche Beispiele bei Hepburn und Brinckley, nämlich:

HEPBURN (4th edition, p. 79): *dore* which: — *ga ii* which is the best, or which do you prefer? — *mo onajikoto* they are both alike; — *demo yoroshii* either will do; *kono hon no uchi* — *ni aru* in which of these books is it? — *no hikidashi ni aru* in which drawer is it? (besonders charakteristisches Beispiel: nicht etwa in whose drawer!) — *hodo*, or — *dake* how much. Syn. *dochira*, *izure*.

BRINCKLEY (p. 183): *dore*, pron. which; any one. *dore de mo ii* whichever or any one will do; *dore ga yoi* which is good; which do (you) prefer? *dore kara hajimeyō* which shall we commence with; where shall we start? *dore demo kamawan* I do not care which.

HOFFMANN's schiefe Ausdrucksweise (Japanische Sprachlehre, 1877, p. 90): „*Dore* WELCHER? wer von einer bestimmten Anzahl", wozu er aber ausser dem falsch übersetzten Beispiel „*dore mo* welcher immer, jeder" — es sollte besser heissen „welches immer, jedes"! — die richtig sächlich gefassten Beispiele „*korera no siyo no naka de dorega nandzi ni yokizo* welches von diesen Büchern gefällt dir?" und (p. 91) *dore kara fazimeu zo?* wo wird man anfangen?" hinzufügt, möchte zu Herrn

Lange's irrtümlicher Auffassung beigetragen, wenn nicht sie hervorgerufen haben.

Zu guterletzt habe ich noch eine grosse Anzahl Japaner aus verschiedenen Ständen persönlich gefragt, in erster Linie die Fachprofessoren der japanischen Sprache an der Kaiserlichen Universität, die Herren Dr. M. Uyeda, Dr. S. Fujioka, Dr. Y. Haga, Y. Hagino, Dr. K. Hoshina, Dr. I. Shinmura, Oberbibliothekar Dr. Wada u. s. w., und mehrere der namhaftesten japanischen Schriftsteller. Alle diese Herren ohne Ausnahme haben meine im Gegensatz zu Herrn Lange aufgestellte Erklärung, dass nur der sächliche Gebrauch von *dore* korrekt und zulässig sei, als die einzig richtige bestätigt.

TŌKYŌ, IM MAERZ 1903. K. FLORENZ.

MITTEILUNGEN

DER

DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

FÜR

NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS.

HERAUSGEGEBEN VOM VORSTANDE.

BAND IX, TEIL 3.

TOKYO.

September, 1903.

FÜR EUROPA

IM ALLEINVERLAG VON A. ASHER & Co.

Berlin W., Unter den Linden 13.

Die Schreibweise japanischer Namen ist die phonetische, mit einigen unwesentlichen Abweichungen von der in Wörterbüchern [illegible] gebräuchlichen.

Die Vokale werden also wie im Deutschen gesprochen, „ei" fast wie „ē".

h . . . . . wie h
j . . . . . [illegible]
s . . . . . [illegible] scharf
sh . . . . . [illegible]
z . . . . . [illegible]
[illegible] . . . . . [illegible]

[illegible]

MITTEILUNGEN

DER

DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR

NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS.

Band IX, Teil 3. **Tōkyō, 1903.**

UEBER DIE URBEWOHNER VON JAPAN.

VON

Dr. Y. KOGANEI,

Professor der Anatomie an der Kaiserlichen Universität zu Tōkyō.

Mehr als zehn Jahre sind verflossen, seitdem ich die Frage über die Urbewohner von Japan behandelt habe. Inzwischen hat diese Angelegenheit durch die Forschungen sowol fremder als auch namentlich japanischer Gelehrten nicht nur eine detailliertere Form angenommen, sondern auch einen erheblichen, fast unerwarteten Fortschritt gemacht, so dass es mir nützlich erscheint, diese wichtige, für die prähistorischen Forschungen von Japan fundamentale Frage hier einmal in zusammenfassender Weise darzustellen und zugleich die Ergebnisse derjenigen japanischen Arbeiten, die nur in einheimischer Sprache veröffentlicht worden sind, in weiteren wissenschaftlichen Kreisen bekannt zu machen.

Das japanische Reich ist bekanntlich sehr reich an Resten aus der Steinzeit. Das Verbreitungsgebiet derselben erstreckt sich vom Norden der Kurilen bis zum Süden Formosas. Die Zahl der Fundorte der Steinzeitreste beläuft sich schon auf

mehr als 2000,* die sich auf 75 Provinzen und Formosa verteilen, so dass nur noch wenige Provinzen übrig bleiben, in denen solche Funde bis jetzt noch nicht mit Sicherheit gemacht worden sind. Die Fundorte sind entweder einfach Orte, wo man auf der Oberfläche des Bodens verschiedene Gegenstände aus der Steinzeit fand oder eine diese Gegenstände enthaltende Erdschicht oder Muschelhaufen (Kjökkenmöddings) oder Erdgruben (Reste von ehemaligen Wohnungen). Die wichtigsten Gegenstände, welche an diesen Orten gefunden wurden, sind vor allem verschiedene Steingeräte, wie behauene oder polierte Steinbeile, Pfeilspitzen, Bohrer, Steinstäbe etc, dann Geräte aus Knochen und Geweih, sowie Tongegenstände in grosser Menge, wie allerlei Gefässe, menschliche Figuren, irdene Platten etc, ferner Knochen von verschiedenen Tieren und, was besonders wichtig ist, auch von Menschen.

Zunächst fragt es sich, ob die Menschen, welche alle diese Reste der Steinzeit hinterlassen haben, eine einzige Rasse gewesen sind oder ob es deren mehrere waren. Nach den Untersuchungen von *S. Tsuboi* liessen sich die Steinzeitmenschen von Japan in zwei Abteilungen teilen, welche sich dadurch von einander unterscheiden, dass die eine, deren Reste auf den Ryūkyū-Inseln und Formosa gefunden werden, irdene Gefässe mit Mattenabdruck und steinerne Pfeilspitzen nicht gebrauchte, und die andere, deren Reste auf Yezo und in dem grösseren Teil der Hauptinsel vorhanden sind, irdene Gefässe mit Mattenabdruck und steinerne Pfeilspitzen gebrauchte und ausserdem noch Geräte aus Knochen und Geweih und irdene menschliche Figuren machte. Auch *Denzō Satō* † ist der Meinung, dass die Steinzeitreste in der Umgebung von Taipe auf Formosa von denjenigen des eigentlichen Japan im Charakter verschieden seien, da die bis jetzt dort gefundenen irdenen Gefässe keine Verzierungen haben im Gegensatz zu den reichlich verzierten im eigentlichen Japan und die Steinbeile aus Formosa in ihrer ganzen Form und in der Form der Schneide sowie in der scharfen Abgrenzung des Handgriffes eigentümlich seien; da ferner auf Formosa bis jetzt keine einzige der in Japan gewöhnlichen steinernen Pfeilspitzen, kein Steinstab, keine irdenen menschlichen Figuren gefunden

* Tabelle der Fundorte von Resten aus der Steinzeit in Japan. 2. Aufl. 1898. (Japanisch).

† Journ. Anthropol. Soc. Tōkyō, No. 179 (1901).

worden seien. Die erstere Abteilung bedarf jedoch noch weiterer Untersuchungen, bis man darüber etwas Bestimmtes behaupten darf. Diese Abteilung von Steinzeitmenschen schliessen wir somit einstweilen aus unserer Betrachtung vollkommen aus, und im folgenden handeln wir nur von der letzteren Abteilung, welche im grössten Teil des eigentlichen Japan (Honshū, Shikoku und Kyūshū) und auf Yezo verbreitet war, und, wie allgemein anerkannt, als eine und dieselbe Rasse zu betrachten ist, da die Reste im ganzen miteinander übereinstimmen oder sich wenigstens keine solch erheblichen Verschiedenheiten zeigen, dass etwa die Zusammengehörigkeit derselben ungewiss werden könnte.

Da stösst uns nun zunächst die Frage auf, ob diese Steinzeitreste den Vorfahren der Aino oder einem anderen prä-ainoischen Volke zuzuschreiben sind. Mit anderen Worten: Ist ein Zusammenhang dieser Reste mit den Aino auf direkte oder indirekte Weise nachzuweisen oder nicht?

Der Vertreter der einen Ansicht, dass die Steinzeitreste NICHT zu den Vorfahren der Aino gehören und dass deshalb ein prä-ainoisches Volk angenommen werden müsse, welches alle diese Reste hinterlassen hat, ist *S. Tsuboi*,* Professor der Anthropologie an der Universität zu Tōkyō. Durch langjährige prähistorisch-archäologische Studien suchte *Tsuboi* darzulegen, dass zwischen den Urhebern der Steinzeitreste und den gegenwärtigen Aino kein Zusammenhang nachzuweisen sei. Seine Auffassung lässt sich folgendermassen zusammenfassen:

1) Unterschiede in den Formcharakteren zwischen den Skelettteilen der Steinzeitmenschen einerseits und denjenigen der Aino und Japaner anderseits; hierbei stützt sich *Tsuboi* ausschliesslich auf meine Untersuchung über diesen Gegenstand, worüber ich noch weiter unten ausführlicher sprechen werde.

---

* Die hierauf bezüglichen Aufsätze von *Tsuboi* sind zahlreich; die wichtigsten sind in den folgenden japanischen Zeitschriften enthalten: Journ. Anthropolog. Soc. Tokyo (東京人類學會雜誌 TŌKYŌ JINRUIGAKU KWAI ZASSHI), No. **12** (1887), **14** (1887), **31** (1868), **118** (1895), **119** (1896), **120** (1896), **154** (1899), **161** (1899), **178** (1901), **197** (1902), **198** (1902), **200** (1902) **203** (1903).

Oriental Science Journal (東洋學藝雜誌 TŌYŌ GAKUGEI ZASSHI), No. **148** (1894), **149** (1894), **168** (1895), **174** (1896), **191** (1897), **194** (1897), **195** (1897), **197** (1898), **199** (1898), **206** (1898), **209** (1899) **226** (1900).

Historische Zeitschrift (史學雜誌 SHIGAKU ZASSHI), No. **10**, **11**, **14**.

Religion (宗教 SHŪKYŌ), vol. VIII. No. 53.

Ferner in Hauptzügen: **日本石器時代人民遺物發見地名表** Tabelle der Fundorte von Resten aus der Steinzeit in Japan. 2. Aufl. 1898 (Japanisch).

2) Zahncaries ist bei den Steinzeitmenschen verhältnismässig häufig, während sie bei den Aino sehr selten ist, indem nach der Untersuchung von *Adachi** an 5 Unterkiefern der Steinzeitmenschen 2 davon je 1 cariösen Zahn hatten.

3) Die Resultate der Untersuchungen an irdenen menschlichen Figuren. Diese repräsentieren eine grosse Mannigfaltigkeit bezüglich Grösse und Kunstfertigkeit, lassen sich jedoch im ganzen in 2 Gruppen einteilen.

Die eine Gruppe: Kopfhaar als ein verhältnismässig einfacher Knoten, an der Augengegend Schneebrillen tragend, Oberkleid ähnlich den Trikothemden mit engen Aermeln und Löchern an der Brustgegend, Mammalgegend verhältnismässig schmächtig, Beinkleid mit weitem oberen und engem unteren Teil (wie das jap. Tattsuke genannte Kleidungsstück).

Die andere Gruppe: Haarknoten mehr kompliziert und in verschiedener Form, Gesicht häufig mit Masken bedeckt, Oberkleid mit engen Aermeln und von Brust bis Bauch aufgeschlitzt, Mammalgegend hervorragend, Bauch aufgetrieben, Beinkleid eng anliegend. Es würde zutreffend sein diesen Unterschied zwischen beiden Gruppen als Unterschied der Geschlechter anzusehen, und wenn dies richtig ist, so wird die erstere männlich und die letztere weiblich sein.

Nun ist aber bei einer genauen Betrachtung des Gesichts der als männlich zu bezeichnenden Figuren keine Andeutung eines Bartes zu sehen. Dies steht im Gegensatz zu den so stark behaarten Aino, denen der Bart ein wertvolles Kleinod ist. Untersucht man die Kleidung und Tracht an den irdenen Figuren, so findet man verschiedene Punkte, die mit den Aino nicht übereinstimmen. Die Haartracht ist ganz verschieden; die männlichen Figuren tragen das Haar als Knoten von mehr einfacher, und die weiblichen in verschiedener, weit komplizierterer Form, während die Aino ihr Haar in bekannter Weise horizontal abschneiden, bei Männern in der Höhe des Ohrläppchens, bei Weibern etwas tiefer. Tätowierungen am Gesicht scheinen wie bei den Aino so auch bei den Steinzeitmenschen vorgenommen worden zu sein; aber diejenigen der Steinzeit sind auf beiden Wangen durch krumme Linien bezeichnet, wogegen die der Aino von der Umgebung des Mundes nach dem Ohr spitz auslaufen.

---

* Journ. Anthropol. Soc. Tōkyō. No. 121 (1896).

Lässt man aber die Form der Tätowierung ausser Acht, so ist die Sitte des Tätowierens beiden gemein. Aber diese Sitte ist bei so vielen Rassen gebräuchlich, dass sie als Zeichen der Zusammengehörigkeit der Rassen nicht verwertet werden kann. Ueberdies sollen die Aino nach ihrer Tradition (Koropokguru-Sage) diese Sitte den Steinzeitmenschen abgelernt haben. Auch Ohrringe sind bei beiden gebräuchlich, was gleichfalls wegen der grossen Verbreitung dieser Sitte nicht als Rassenzeichen dienen kann. Die Sitte die Lippen zu durchbohren und darin knopfartige Dinge zu tragen scheint bei den Steinzeitmenschen, gerade wie bei den Eskimo, gebräuchlich gewesen zu sein. Es sind nicht nur als mit solchem Schmuck versehen zu deutende menschliche Figuren vorhanden, sondern es wurden auch kleine manchettenknopfförmige Tongegenstände gefunden, die vielleicht als Lippenschmuck gebraucht worden sind. Die Aino tragen solchen Schmuck nie. Die Steinzeitmenschen hatten eine schirmartige Kopfbedeckung und einen Hut; etwas ähnliches haben die Aino nicht. An manchen Figuren der Steinzeit sieht man eine Kapuze, etwa wie an einer Mönchskutte; eine ähnliche wird auch bei den Aino gebraucht, aber der Schnitt und die Art und Weise sie anzuziehen ist verschieden. Schneebrillen wurden von Steinzeitmännern sicher, Gesichtsmasken von Steinzeitweibern wahrscheinlich gebraucht, beide sind bei den Aino völlig unbekannt. Bei weiterer Untersuchung von Masken und ähnlichen Gegenständen sind ausser den mit Masken versehenen irdenen Menschenfiguren auch eine wirklich als solche gebrauchte Maske und mehrere Modelle von Masken in kleinerem Format sowie einige eine Maske darstellende Handhaben von irdenen Gefässen bekannt geworden.

Daraus darf man jedoch nicht schliessen, dass die Steinzeitmenschen etwa nur irdene Masken gebraucht hätten, vielmehr werden sie, wie dies bei vielen Naturvölkern der Fall, wahrscheinlich auch aus Holz oder Leder verfertigte Masken gehabt haben. Auf die Frage, zu welchem Zwecke die Masken dienten, ob sie beim Tanz, resp. bei Vergnügungen, oder ob sie bei abergläubischen Zeremonien gebraucht wurden, lässt sich antworten, dass das letztere mehr wahrscheinlich ist als das erstere. Die Aino gebrauchen nicht nur keine Masken, sondern es ist auch keine Ueberlieferung vorhanden, dass sie früher solche gebraucht hätten. Das Oberkleid der Steinzeit hat enganliegende Aermel und ist bei den Männern vorne geschlossen wie bei einem

Trikothemde, so dass es beim Anziehen über den Kopf gezogen werden muss; bei den weiblichen Figuren ist es vorne aneinandergelegt. Das Aino-Kleid hat weite Aermel und wird wie das japanische Kleid vorne übereinandergelegt und darauf mit einem Gürtel fest gehalten. Die Steinzeitmenschen hatten Beinkleider, die Aino aber nicht.

4) In der Nahrung sind auch Unterschiede vorhanden, nämlich die Steinzeitmenschen verzehrten gerne Muscheln, so dass die weggeworfenen Schalen sich zu den bekannten Muschelhügeln anhäuften, während die Aino Muscheln nicht gerne essen oder doch nicht in solcher Menge, dass die Abfälle Hügel bilden könnten. Unter den Resten der Steinzeit kommen neben Tierknochen Menschenknochen, die gebrochen, gespalten oder angeschnitten sind, vor, was auf die Ausübung des Kannibalismus hinweist, während die Aino tote Menschen im höchsten Grade verabscheuen.

5) Die Wohnung der Steinzeitmenschen war eine Erdjurte. Spuren von Erdjurten sind als Gruben auf Yezo in grosser Zahl vorhanden. Die Form derselben ist rundlich, viereckig, sanduhrförmig oder unregelmässig, die Aino-Hütten sind stets rechteckig und nie über solchen Gruben sondern auf dem platten Boden gebaut. Ueberhaupt ist zwischen den Jurten-Wohnungen der Steinzeitmenschen und den Hütten der gegenwärtigen Aino gar keine Aehnlichkeit nachzuweisen.

Auch ist unter den Yezo-Aino keine Ueberlieferung vorhanden, dass ihre Vorfahren in Erdjurten gewohnt hätten, obwohl aus dem Zustande der Gruben zu erraten ist, dass diese nicht so geraume Zeit zurückliegen, dass die diesbezügliche Ueberlieferung hätte ganz verfälscht werden können; kurz es ist kein einziger Grund vorhanden, die Gruben als Spuren von Aino-Wohnungen zu bezeichnen. Die Anordnung der Wohnungen ist auch zwischen beiden verschieden, selbst beim grössten Aino-Dorfe sind nur etwa 30 Hütten in einer Reihe angeordnet, dagegen bilden die Gruben grössere Gruppen, ja bis hunderte an einem Orte.

6) Die Steingeräte, welche von den Steinzeitmenschen in ausgedehntem Masse gebraucht wurden, haben die Aino jetzt nicht mehr.

Dass die Aino früher, ehe sie von anderen Völkern Eisengeräte erhielten, Steingeräte gebraucht haben, ist wohl anzunehmen; aber dieses Zeitalter muss sehr, sehr weit zurückliegen,

denn schon seit uralter Zeit befanden sich die Aino im Süden mit den Japanern in Berührung, und im Norden haben sie mit den Kulturvölkern des Festlandes direkt oder indirekt Tauschhandel getrieben. Dass die somit in so entlegener Zeit von den Aino gebrauchten Steingeräte in verhältnismässig jungen Wohnungsresten auf Yezo in so grosser Menge gefunden werden sollten, ist gar nicht annehmbar. Vergleicht man die Art und Weise, wie die steinerne Pfeilspitze an dem Pfeilschaft angebracht wird, und wie die Aino mit ihren aus Bambusstücken verfertigten Pfeilspitzen verfahren, so findet man darin auch einen Unterschied.

7) In den Wohnstätten der Steinzeit werden sehr viele irdene Gefässe gefunden, die Aino jedoch machen nie solche. Wenn die Aino eiserne Kochkessel nicht bekommen können, so machen sie aus Birkenrinde ein Gefäss, welches mit Erde bestrichen wird, und kochen darin. Zum Auftragen von Speisen haben die Aino Holznäpfe, Holzteller und dgl. und fühlen so nicht den Mangel an irdenen Geschirren.

8) Auch im Kunstgeschmack ist ein Unterschied zwischen den Steinzeitmenschen und den Aino zu konstatieren. Unter den Resten der Steinzeit sind schon Hunderte von irdenen menschlichen Figuren gefunden worden, aber Figuren von Säugetieren kamen nur 3 mal zur Beobachtung, solche von Vögeln oder Fischen keinmal; dagegen in der Schnitzerei der Aino sind die Figuren von Säugetieren, Vögeln und Fischen ganz gewöhnlich und es finden sich nur ausnahmsweise Menschenfiguren. Die Verzierungen an den irdenen Gefässen der Steinzeit stimmen mit denjenigen der hölzernen Gegenstände der Aino nicht überein; bei den ersteren überwiegen fortlaufende, bei den letzteren dagegen in Reihen angeordnete Muster. Die Steinzeitmenschen hatten verschiedene Dinge mit roter Farbe bestrichen, die Aino tun das sehr selten.

An der äusseren Fläche von irdenen Gefässen sieht man häufig Abdrücke von einem gewebten Stoff. Die Webeweise dieses Stoffes und die des ainoischen Stoffes Attushi ist ganz verschieden. Häufig sind auch an der Bodenfläche Abdrücke von verschiedenen Geflechten vorhanden, deren beinahe 20 Sorten sich unterscheiden lassen. Keine einzige davon hat eine Aehnlichkeit mit den geflochtenen ainoischen Gegenständen.

Auf Grund der obigen Beobachtungen kommt *Tsuboi* zu dem Schlusse, dass diese Steinzeitmenschen nicht die Vorfahren der Aino gewesen seien, und nimmt ein anderes Volk dafür an.

9) Ueber dieses Volk der Steinzeit ist unter den Japanern geschichtlich nichts bekannt, unter den Aino ist aber eine Ueberlieferung darüber vorhanden, deren Hauptpunkte die folgenden sind: „Bei der Einwanderung der Aino von der Hauptinsel nach Yezo war diese Insel nicht leer, sondern von Menschen bewohnt, die von kleinerem Wuchse als die Aino waren und keinen Bart hatten. Diese Menschen wohnten in Erdjurten, deren Dächer hauptsächlich mit Pestwurzblättern bedeckt waren; sie gebrauchten Steingeräte und irdene Geschirre; sie unterhielten anfangs mit den Aino friedlichen Verkehr und tauschten Waren aus; später entstanden in Tokachi Zwistigkeiten und sie wollten nicht mehr mit den Aino in Berührung bleiben und flüchteten allmählich nach Norden. Sie hatten aus leichtem Material Kähne verfertigt, womit sie auf dem Wasser fuhren, auf dem Lande aber wurden dieselben getragen. Sie hatten gewöhnlich Kleider an, aber in der Jurte waren sie vielleicht manchmal nackt; über ihre Haartracht ist nichts sicher bekannt, aber die Weiber scheinen zum Teil die Haare wie die Aino-Weiber geschnitten getragen zu haben; die Weiber tätowierten sich um den Mund und an der Hand und am Vorderarm; die Aino-Weiber haben dies nachgeahmt.“ Die Aino bezeichnen diese Menschen mit verschiedenen Namen, aber der gebräuchlichste ist *Koropokguru*, womit auch *Tsuboi* sein prä-ainoisches Volk gewöhnlich bezeichnet. Das Zeitalter der grössten Verbreitung der Koropokguru schätzt *Tsuboi* auf etwa 3000 Jahre vor jetzt. Ihre Reste seien aber in Hokkaido (Yezo) verhältnismässig jünger als auf der Hauptinsel. Dies sei aus der Entfernung der Muschelhaufen von der jetzigen Meeresküste, aus der Dicke der Erdschicht, welche die Steinzeitreste bedeckt, aus Verschiedenheiten der Schalen jener Muschelhaufen und solcher der Gegenwart zu schliessen. Eine genaue Art und Weise seiner Schätzung ist aber nicht angegeben. Die Richtung der Wanderung der Koropokguru genau auszuforschen, sei keine leichte Sache. Dass sie aber zuletzt von Süden nach Norden wanderten, sei zweifellos, denn die Reste der Steinzeit sind auf Yezo jünger als auf der Hauptinsel.

Tsuboi behandelt weiter noch die Frage betreffend das Schicksal der Koropokguru, ob sie in Yezo ausgestorben sind oder ob weiter im Norden irgendwo ihre Nachkommen noch existieren, und entwickelt eine sehr weitgehende Hypothese über die Beziehungen zwischen den Koropokguru und den Eskimo in folgender Weise: Eine

bestimmte Antwort auf diese Frage zu geben ist wegen Mangels an Material nicht möglich. Aber unter den jetzt existierenden Menschen im Norden haben die körperlichen Eigenschaften und die Sitten und Gebräuche der Eskimo grosse Aehnlichkeit mit denen der Koropokguru, welche durch die Tradition der Aino und durch die Untersuchungen der Steinzeitreste erraten worden sind. Die wichtigsten Punkte, in denen die Koropokguru und Eskimo mit einander übereinstimmen, sind 1) rundes Gesicht bei beiden; 2) Bartlosigkeit der Männer bei beiden; 3) das Haupthaar scheint bei den K. herabhängend und abgeschnitten oder als Knoten getragen worden zu sein wie bei den E., bei welchen je nach der Gegend beide Arten vorkommen; 4) Tätowierung an Gesicht und Händen bei beiden; 5) Durchbohrung der Lippen, um daran einen Schmuck zu tragen, bei beiden; 6) Gebrauch von tierzahnähnlich geformten Schmuckgegenständen (ähnlich dem altjapanischen Schmuck Magatama) bei beiden; 7) Schneebrillen bei Männern von beiden; 8) K. sollen manchmal nackt gewesen sein, was bei E. innerhalb der Jurten auch vorkommt; 9) Kapuze wie an Mönchskutten bei beiden; 10) Lendentuch zur Bedeckung der Schamteile bei beiden; 11) Oberkleid und Hosen von Männern und Weibern bei beiden im Stoff möglicherweise verschieden, aber in der Form ganz gleich; 12) Jurtenwohnung bei beiden, aber Baumaterialien verschieden, was bloss auf einer Verschiedenheit der Naturbeschaffenheit des bewohnten Landes beruht; 13) dass mehrere Familien in einer Jurte zusammenwohnen, scheint bei K. üblich gewesen zu sein wie bei E.; 14) Steingeräte bei beiden sind so ähnlich, dass sie manchmal schwer von einander zu unterscheiden sind; 15) ähnlich sind auch viele Geräte aus Knochen, Geweihen und Zähnen; 16) die irdenen Menschenfiguren und, obwohl viel seltener, Tierfiguren der K. und diejenigen der E. aus Seetierzähnen sind, abgesehen von der Verschiedenheit des Materials, sehr ähnlich; 17) in der Art der Fischerei ist eine bemerkenswerte Uebereinstimmung vorhanden, nämlich unter den Steinzeitresten sind viele Spiesse aus Knochen vorhanden, und man hat sogar einen Kopfknochen eines Tai-Fisches* mit einem ebensolchen Spiess daran aus einem Muschelhaufen bei Shiizuka (Prov. Hitachi) gefunden. Die Eskimo gebrauchen auch solche Knochenspiesse und binden am

* Pagrus tumifrons.

Spiessschaft eine schwimmende Blase an, deren Mundteil aus Renntiergeweih oder Seetierzahn gemacht ist; diesem Mundteile ganz gleiche aus Hirschgeweih verfertigte Dinge sind an einigen Orten in Japan gefunden worden. Ferner die Entdeckung einer aus dem Zahn eines Seesäugetiers geschnitzten menschlichen Figur in einem Muschelhaufen auf der kleinen Insel Rishiri bei Yezo, welche mit solchen von Eskimo grosse Aehnlichkeit zeigt, verstärkt die Aehnlichkeit zwischen den Steinzeitmenschen und den Eskimo noch mehr.

Die Punkte aber, welche die Koropokguru und Eskimo von einander unterscheiden, sind auch in Erwägung zu ziehen: 1) die K. machten verschiedene irdene Geschirre, die E. machen gar keine; 2) die K. lieben umschlungene fortlaufende Verzierungen (wie japanisches Karakusa), die E. nicht; 3) unter den Gegenständen der K. sind als Bilder zu bezeichnende Sachen gar nicht vorhanden, unter den Gegenständen der E. sind solche Beispiele nicht selten; 4) die K. verfertigten verschiedene Gewebe und Geflechte, die E. nicht; 5) die K. gebrauchten Feuer zur Bereitung von Speisen, die E. verzehren ihre Speisen roh. Dieses letztere, sowie dass die Eskimo keine irdenen Geschirre machen, scheinen bedeutsame Unterschiede zu sein, aber im Eskimo-Lande wachsen keine Pflanzen, so dass es möglicherweise nur die notwendige Folge des Mangels an Brennmaterialien sein könnte.

Da aber, obwohl Koropokguru und Eskimo mit einander so grosse Aehnlichkeiten haben, beide mit einander nicht vollkommen übereinstimmen, so dürfen die Eskimo nicht einfach als Nachkommen der Koropokguru bezeichnet werden. Man kann nicht wissen, ob durch Mischung von Koropokguru mit anderen Rassen die Eskimo entstanden sind, oder ob aus einem grossen Rassenstamm die eine Abzweigung die Ureskimo, und die andere auf den japanischen Boden gekommene die Urkoropokguru gebildet hat. Ueber die wahren Beziehungen zwischen beiden lässt sich somit noch kein klares Urteil fällen, aber es ist doch nicht mehr zweifelhaft, dass zwischen beiden ein inniger Zusammenhang besteht.

In der neuesten Nummer (No. 203, Februar 1903) des Journal of the Anthropol. Soc. of Tōkyō erwähnt *Tsuboi* auf Grund der Berichte von *J. Murdoch* und *E. W. Nelson*, dass auch unter den Eskimo die Töpferkunst bekannt sei, so dass der eine von den angeführten Unterschieden zwischen den Koropokguru und den Eskimo wegfallen würde.

Der Meinung von *Tsuboi* schliesst sich *Yagi* * vollkommen an. *Yagi* und *Shimomura* † zitieren ferner als einen Grund für ihre Annahme, dass die Erbauer der Muschelhaufen nicht die Aino waren, eine Stelle aus einem alten Werke, dem Hitachi-Fudoki, ‡ welche sich auf einen Muschelhaufen bezieht und lautet: „In uralter Zeit waren Menschen von riesiger Grösse vorhanden, auf einem Hügel sitzend fingen sie Muscheln und assen sie.“ Hätten die Aino Muscheln als Hauptnahrung verzehrt und Muschelhaufen gebildet, so wäre es nicht denkbar, dass dies zur Zeit, wo dieses Werk verfasst wurde, vollkommen vergessen worden und nichts darüber erwähnt sei. *Y. Miyake* § sucht gleichfalls aus historischen Daten nachzuweisen, dass die Aino vor etwa 1000 Jahren, in welcher Zeit sie noch die Gegend von Nambu (Prov. Rikuchū) und Tsugaru (Prov. Mutsu) in Besitz hatten und öfters Einfälle gen Süden machten, sicherlich nicht mehr Pfeile mit steinernen Spitzen gebrauchten, vielmehr dass dieselben um diese Zeit nach einem Gewitter auf dem Felde in demselben Zustande wie jetzt gefunden wurden und als eine Merkwürdigkeit grosses Erstaunen erregten, und er fügt hinzu, dass die steinernen Pfeilspitzen überhaupt in der historischen Zeit Japans unter den Aino nicht mehr gebräuchlich gewesen seien.

Diese historischen Hinweisungen wurden von *Tsuboi* ¶ auch als ein Hilfsgrund für seine Ansicht über die Koropokguru angenommen. *Denzō Satō* ‖ äussert gelegentlich bei der Untersuchung von Erdgruben auf der Hauptinsel die Vermutung, dass die Koropokguru-Sage der Aino eine Ueberlieferung von Tatsachen sei. So weit die Ausführungen von *Tsuboi* und seinen Anhängern.

Andererseits sind nun viele Forscher vorhanden, welche der Ansicht sind, dass alle Reste aus der Steinzeit von den Vorfahren der Aino herrühren, dass die sog. Koropokguru somit nur ein imaginäres Volk seien. Unter den japanischen Forschern ist zunächst zu nennen *Shirai*, ° der hauptsächlich

* 日本考古學 Japanische Archaeologie. Bd. I. 2. Aufl. 1898. (Japanisch.)

† Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 87. (1893).

‡ 常陸風土記 Topographische Beschreibung der Prov. Hitachi, verfasst vor ca. 1200 Jahren.

§ Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 56. (1890).

¶ Ibid. No. 198. (1902).

‖ Ibid. No. 145. (1898).

° Ibid. No. 11. (1887), 13 (1887), 43 (1889).

hervorgehoben hat, dass die Aino ehemals, als ihnen Eisengeräte noch unbekannt waren, notwendigerweise Steingeräte und irdene Gefässe gebraucht haben müssten und dass die Sachalin-Aino noch jetzt im Winter Erdjurten bewohnen; ferner *Shitomi Satō*,* *Yamanaka* † u. a. Auch ich ‡ habe mich schon früher gegen die Ansicht von *Tsuboi* ausgesprochen. Im folgenden möchte ich nun die Ausführungen von *Tsuboi* etwas näher erörtern und meine Meinung über die vorliegende Frage entwickeln.

Um die physischen Verschiedenheiten zwischen den Steinzeitmenschen und den Aino nachzuweisen, benutzt *Tsuboi* die Zahlen meiner Messungen, nämlich den kleinsten und grössten Durchmesser der Mitte des Oberarmknochens, den transversalen und sagittalen Durchmesser der Mitte, sowie des oberen Teiles (3 cm unterhalb des Trochanter minor) des Oberschenkelknochens und der Mitte des Schienbeins und die Indices von allen diesen Knochen. Hierbei ist zu bemerken, dass *Tsuboi* nicht meinen neueren § an Material bereicherten und auch etwas berichtigten, sondern den älteren Aufsatz ¶ benutzt hat. Ein Grund dafür ist nicht angegeben. Ich möchte hier die Zahlen wiedergeben.

OBERARMKNOCHEN.

	Kleinster Durchmesser d. Mitte. mm	Grösster Durchmesser d. Mitte. mm	Index
Oberarmknochen aus Muschelhaufen . . . (Mittel von 7 Stück)	14,7	22,0	66,8
Oberarmknochen der Aino	16,7	22,0	75,9
Oberarmknochen der Japaner	14,7	18,4	79,9

* Ibid. No. 47 (1890).

† Ibid. No. 50 (1890).

‡ Ibid. No. 44-45 (1889), 56 (1890).

Beiträge z. physischen Anthropologie d. Aino. Mitt. der med. Fak. Tōkyo. Bd. II. 1894. Kurze Mitteilung üb. Untersuch. an lebenden Aino. Arch. f. Anthrop. B. XXIV.

§ Mitt. d. med. Fak. Tōkyō. Bd. II. 1894. Arch. f. Anthrop. Bd. XXIV.

¶ Journ. Anthrop. Soc. Tōkyō. No. 56 (1890).

Oberschenkelknochen.

	Transversaler Durchmesser d. Mitte. mm	Sagittaler Durchmesser d. Mitte. mm	Index.
Oberschenkelknochen aus Muschelhaufen . (Mittel von 13 Stück)	24,1	26,6	110,4
Oberschenkelknochen der Aino	25,8	26,6	103,1
Oberschenkelknochen der Japaner . . .	23,2	23,2	100,0

	Index 3 cm unterhalb d. Troch. min. mm
Oberschenkelknochen aus Muschelhaufen . . . (Mittel von 7 Stück)	72,7
Oberschenkelknochen der Aino.	72,7
Oberschenkelknochen der Japaner.	75,1

Schienbein.

	Transversaler Durchmesser d. Mitte. mm	Sagittaler Durchmesser d. Mitte. mm	Index.
Schienbein aus Muschelhaufen . . . . (Mittel von 9 Stück)	17,2	29,0	59,3
Schienbein der Aino	18,8	29,6	63,5
Schienbein der Japaner	18,0	24,3	74,1

Indem *Tsuboi* einfach die Indices für die Knochen aus Muschelhaufen mit denjenigen der Aino und der Japaner vergleicht und findet, dass für die beiden Knochen, Oberarm- und Oberschenkelknochen, die Differenzen der Indices zwischen Steinzeitmenschen und Aino grösser sind als die Differenzen zwischen Aino und Japanern, betrachtet er diesen Unterschied ohne weiteres als einen Grund für die Annahme, dass die Steinzeitmenschen und die Aino zwei ganz verschiedene Rassen seien. Darauf, dass für die Schienbeine die Differenz der Indices zwischen Steinzeitmenschen und Aino kleiner ist als zwischen Aino und Japanern, dass somit die Platyknemie sowohl bei den Steinzeitmenschen als auch bei den Aino stark ausgeprägt ist, könne

bei der Frage der Gleichheit oder Ungleichheit der Rassen kein grosses Gewicht gelegt werden, da diese Eigenschaft der Schienbeine bei verschiedenen anderen Naturvölkern auch vorkomme. Unter sonstigen Merkmalen erwähnt *Tsuboi* nur noch, dass die Ellenbogenknochen der Steinzeitmenschen die bei Aino auffallende Biegung des oberen Drittels nicht besitzen.

Zu dem eben Erwähnten muss ich bemerken, dass es doch etwas zu gewagt ist, der blossen Differenz der nackten Zahlen eine so grosse Bedeutung beizumessen, ohne, ausser für die Ellenbogenknochen, andere wichtige deskriptive Merkmale für die grossen Röhrenknochen sowie für die Schädelknochen zu berücksichtigen. Alle Eigenschaften, die an den Knochen der Steinzeitmenschen gefunden wurden, sind doch solche, welche wir auch an den Knochen der Aino wiederfinden. Freilich sind diese Eigenschaften bei den ersteren in bald mehr bald weniger stärkerem Grade ausgeprägt als bei den letzteren. Dies steht aber gar nicht im Gegensatz zu der Annahme, dass die Steinzeitmenschen nichts anderes als die Vorfahren der Aino sind, da wir — abgesehen von der Transmutationstheorie — einen Faktor, welcher wohl auf eine Abnahme dieser Eigenschaften gewirkt haben mag, nachweisen können: dass nämlich eine Vermischung der Aino mit anderen Völkern, vor allem mit den Japanern, die solche Eigentümlichkeiten nicht besitzen, in der Jahrtausende dauernden Berührung stattgefunden hat. Nur ist auffallend, dass von *Tsuboi* dieser wichtige Faktor nicht berücksichtigt worden ist. Ferner was *Tsuboi* über den Wert der Platyknemie sagt, ist als nicht wissenschaftlich anthropologisch zu bezeichnen. Nicht nur die Platyknemie sondern alle erwähnten Eigenschaften sind mehr oder weniger an den Knochen der anderweitigen Naturvölker sowie an den prähistorischen Knochen konstatiert worden. Aber die Platyknemie ist unter diesen Eigenschaften die konstanteste und deshalb auch die wichtigste. Das von *Torii* * beschriebene Stück von einem linken Oberschenkelknochen, welcher in dem Muschelhaufen Fukiage (Prov. Hitachi) gefunden wurde, zeigt ganz dieselben Formeigentümlichkeiten wie die von mir untersuchten. An sich können die angeführten Eigenschaften der Knochen somit weder für noch gegen die Annahme der Identifizierung der Steinzeitmenschen mit den Aino sprechen. Nur erst aus dem Umstande, dass auf einem und demselben

* Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 156 (1899).

Grund und Boden, auf welchem die Reste der Steinzeit nebst den Menschenknochen vorhanden sind, ein auf einem überaus tiefen Kulturgrade stehendes Volk, die Aino, wohnt, können sie einen Anhalt geben, um zu ermitteln, ob zwischen beiden ein inniger Zusammenhang existiere. Indem ich für Einzelheiten auf meinen früheren Aufsatz, in welchem die Sache ausführlicher behandelt ist, verweise, möchte ich hier nur eine Stelle aus demselben anführen: „Trotzdem scheinen mir bei der Behandlung der für die prähistorischen Forschungen von Japan fundamentalen Frage, ob das Volk, welches vor der Einwanderung unserer Vorfahren das Land bewohnt hat, einfach Aino, oder Aino und noch ein anderes Volk (Koropokguru) waren, die übereinstimmenden Befunde bei den Knochen aus Muschelhaufen und bei denen der Aino mehr für die erstere Annahme zu sprechen, indem wir ja wissen, dass auf dem Gebiete, wo man verschiedene Reste aus der Steinzeit findet, die aus dem Steinzeitalter nicht weit emporgekommenen Aino dagewesen und noch da sind. So viel steht sicher fest, dass die Menschen, die die Muschelhaufen gebildet haben, nicht kleiner waren als die jetzt lebenden Aino oder Japaner."

Die auch als ein physisches Unterscheidungsmerkmal der Steinzeitmenschen von den Aino angegebene Häufigkeit von Zahncaries ist als sehr seltsam, ja fast bedenklich zu bezeichnen; denn wenn bei der auf ein so kärgliches Material basierenden Untersuchung kein Zufall mitspielt, so steht dies im schneidenden Gegensatze zu den bisherigen Befunden der Autoren, dass nämlich diese Zahnerkrankung bei Naturvölkern überhaupt sehr selten ist.

Die übrigen von *Tsuboi* angeführten Punkte, welche Steinzeitmenschen und Aino von einander unterscheiden sollen, sind die Resultate seiner eigenen Untersuchungen an Resten der Steinzeit. Obwohl sie so mannigfaltig und zahlreich sind, so bedürfen sie doch alle nach meiner Ansicht noch einer ernstlichen Ueberlegung, bis sie ihre wahre Bedeutung bei vorliegender Frage beanspruchen können. Jeden Punkt, der bei der direkten Vergleichung einer durch die Untersuchungen an Resten der Steinzeit erratenen Sache mit dem Leben der jetzigen Aino nicht übereinstimmt, zählt *Tsuboi* einfach als ein unterscheidendes Merkmal auf, und lässt dabei die Zeit, welche ja so mächtigen Einfluss auf das Menschenleben hat, ganz und gar ausser Acht. Sind doch das Zeitalter, aus welchem die Reste der Steinzeit

herstammen, und die Gegenwart durch einen langen Zeitraum von einander getrennt, in welchem manche Wandlungen im Menschenleben stattfinden können, durch einen so langen, in welchem, wie *Morse** durch genaue Vergleichungen der Molluskenschalen aus Muschelhaufen von Ōmori bei Tokyo mit solchen der Gegenwart nachgewiesen hat, bei gewissen Species eine Veränderung in Bezug auf Mengen-, Grössen- und Formverhältnisse eingetreten ist und gewisse Species sogar schon ausgestorben sind. *Brauns*† konstatierte durch die Untersuchungen von Muschelhaufen um Tokyo gleichfalls bedeutsame Veränderungen der Muschelfauna der Bai von Tokyo. *Milne*‡ schätzt nach geologischen Untersuchungen das Alter der Muschelhaufen von Ōmori auf 3000 Jahre oder weniger. Dass die Japaner während dieser Zeit nicht nur auf eine Veränderung der körperlichen Eigenschaften sondern auch auf eine Veränderung des Lebens der Aino nicht wenig eingewirkt haben, ist wohl anzunehmen. Uebrigens ist nicht ausser Acht zu lassen, dass die bis jetzt aufgefundenen Muschelhaufen wie Steinzeitreste überhaupt untereinander von sehr verschiedenem Alter sein können. Im allgemeinen kann man sagen, dass sie im Norden jünger als im Süden und am jüngsten im gegenwärtigen Ainogebiete sind. Aber die prähistorischen Forschungen sind noch nicht so weit, die chronologischen Verhältnisse der einzelnen Reste genau bestimmen und die etwaigen Aenderungen im Leben der Urheber derselben festzustellen zu können.

So können die nicht übereinstimmenden Punkte bei den Vergleichungen der durch die prähistorisch archäologischen Forschungen erhaltenen Resultate mit dem Leben der jetzigen Aino überhaupt nicht als beweiskräftig betrachtet werden, um zu entscheiden, dass die Urheber der Steinzeitreste nicht die Vorfahren der Aino sind, solange wir nicht feststellen können, inwiefern der Lebenszustand der Aino seit dem Zeitalter der Steinzeitmenschen, des vermeintlichen Koropokguru-Volkes, mit welchem die Aino in Nachbarschaft gelebt haben sollen, unverändert erhalten geblieben ist.

Zu den irdenen menschlichen Figuren möchte ich noch

* Shell Mounds of Ōmori. Memoirs Science Departm. Univ. Tokyo. 1879.

† Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthrop. etc 1883. No. 2.

‡ The Stone Age in Japan; with Notes on Recent Geological Changes which have taken place. Journ. Anthr. Inst. Gr. Br. & Irel. vol. X. 1881.

besonders bemerken, dass sie, wenn auch die Untersuchungen von *Tsuboi* an denselben, wie seine archäologischen Studien überhaupt, von grossem Interesse sind, doch neben der Kunstfertigkeit primitiver Art bei vielen absichtlich in hohem Grade, bei manchen sogar ornamentartig entstellt sind, wie wir ja auch wirklich aus Menschenfiguren abgeleitete Ornamente * haben, so dass daran viele zweideutige Sachen vorhanden sein können. An solchen Menschenfiguren die Form und Art der Kleidung, der Haartracht, des Schmuckes u. s. w. zu erkennen ist keine leichte Sache, und ich fürchte nur, dass dabei sehr leicht irrtümliche Urteile entstehen könnten.

Dass die Steinzeitmenschen grosse Mengen von Muscheln verzehrten, ist nicht etwa so zu deuten, wie *Tsuboi* es tut, als ob sie einen besonderen Wohlgeschmack daran gefunden hätten, sondern vielmehr die Mollusken lieferten für die primitiven Menschen die animalische Nahrung, wie die Früchte und Wurzeln der wilden Gewächse die vegetabilische, nur deshalb, weil sie ohne besondere Kunst und Mühe zu erlangen waren. Daneben bildeten auch andere Tiere gewiss einen ansehnlichen Teil der Nahrung, wie die in Muschelhaufen enthaltenen Skelettteile beweisen, welche aber nur einen unverhältnismässig kleinen Bestandteil derselben bilden. Bei der Beurteilung der Mengenverhältnisse der als Nahrung verzehrten Muscheln und der anderen Tiere muss selbstverständlich in Erwägung gezogen werden, dass die ersteren weit grössere Mengen von Abfällen hinterlassen als die letzteren. Je mehr jedoch die Methode der Fischerei und Jagd Fortschritte machte und dadurch die anderen Tiere in reichlicherer Menge die Nahrung lieferten, nahm wohl das Verzehren von Muscheln allmählich ab. Dass die jetzigen Aino keine Muschelhügel bilden, kann somit nicht als ein Unterscheidungsmerkmal gelten.

Vergleiche der Verzierungen an den irdenen Gefässen mit den Mustern der Schnitzereien der Aino-Gegenstände oder der Stickereien der Aino-Kleidung sind bis jetzt vielfach versucht worden. Im Gegensatze zur Ansicht von *Tsuboi* glauben *Cushing*,† *Milne*,‡ *H. v. Siebold*,§ *Shirai*,¶ *Jūki Satō*,‖ *Shitomi*

* *Ōno:* Journ. Anthrop. Soc. Tokyo, No. 184 (1901).

† American Naturalist. 1878. p. 323. ‡ l. c.

§ Ethnolog. Studien üb. die Aino auf d. Insel Yesso. 1881. p. 23.

¶ Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 13 (1887).

‖ Ibid. No. 46 (1889).

Satō,* *Yamanaka*,† u. A. eine Uebereinstimmung oder eine gewisse Aehnlichkeit zwischen beiden nachweisen zu können. Bezüglich dieser Frage muss ich die Entscheidung den Archäologen überlassen.

Wenn *Tsuboi* aus der Koropokguru-Sage der Yezo-Aino nicht bloss schliesst, dass das Volk wirklich existiert hat, sondern daraus auch viele Sitten und Gebräuche, sogar körperliche Eigenschaften desselben bestimmen will, so geht er zu weit. Dass dieser märchenhaften Sage nicht so grosse Bedeutung beigelegt werden kann, habe ich schon früher vorgebracht. Hier sei noch erwähnt, dass in dieser Sage die Koropokguru von den Aino stets mit Steinzeitresten, wie Erdgruben, irdenen Gefässen, Steinwerkzeugen, in Beziehung gebracht und als von kleinerem Wuchse angegeben werden, dass aber in übrigen Teilen des Inhaltes diese Sage, nach Zusammenstellungen von *Tsuboi* an 19 Aino und an 16 verschiedenen Orten, in sehr verschiedenen Variationen erzählt wird. Dass das Steinzeitvolk nicht von kleinerem Wuchse als die Aino war, ist, wie oben erwähnt, durch die Untersuchung von Skelettteilen aus Muschelhaufen festgestellt. Uebrigens wird das Sagenvolk mit sehr verschiedenen Namen bezeichnet, welche sämtlich von den Aino erfunden worden sind. *Koropokguru* oder *Korobokkuru* (*koro* ist nach der Angabe der Aino eine Verkürzung von *korokoni* „Pestwurz", *pok* oder *bok* „unter", *guru* oder *kuru* „Mensch"; also „Leute unter der Pestwurz") ist wohl der gebräuchlichste; ferner *Toichisekuru* (*toi* „Erde", *chise* „Wohnung", also „Erdbewohner"), *Tonchinkamoi* (*tonchin* Bedeutung nicht klar, *kamoi* Gott).

Tsuboi hat etwa 12 verschiedene Namen zusammengestellt. Die bemerkenswerten darunter sind ausser den eben genannten: *Koropokunguru* oder *Korobokunguru* (*un* ist eine Postposition und bedeutet „an" oder „von"), *Toichisekotkorokamoi* (*kot* Bedeutung nicht klar, *koro* „besitzen", nach *Batchelor*‡ aber bedeutet *kot* gleichfalls „besitzen", würde also „Erdwohnung besitzende Gottheit" bedeuten), *Chisekotchakekamoi* (*kotchake* „vor", also „Gottheit vor dem Hause" oder „benachbarte Gottheit"),

* Ibid. No. 47 (1890).

† Ibid. No. 50 (1890).

‡ Ainu-English-Japanese Dictionary and Grammar. Tokyo, 1889.

Toichikuru (*chi* „erhitzen", also „Erde erhitzende Leute", d. h. „Töpfer").

Auf Sachalin ist, wie von mir u. A. und neuerdings von *Laufer** berichtet wurde, auch eine Sage über ein prä-ainoisches Volk vorhanden, welches die Spuren seiner einstigen Wohnungen in Erdgruben sowie Steingeräten und Gefässscherben hinterlassen hätte und von den Sachalin-Aino *Tonchi* genannt wird. Während wir auf Yezo für dieses Sagenvolk so viele Namen haben, scheint auf Sachalin dies nicht der Fall zu sein. Ueber die Identität der Koropokguru-Sage und der Tonchi-Sage habe ich schon früher gehandelt. *Laufer* erklärt den Ausdruck *Tonchi* als *Toichi* (*toi* „Erde", *chi* „Wohnung", also „Erdwohnung"), welche beide sich lautgesetzlich sehr wohl identifizieren liessen; nach ihm soll die jetzige Wohnung der Sachalin-Aino auch *Toichi* heissen. Ich habe von Sachalin-Aino ihre Winterjurte als *Toichise* und die Sommerhütte als *Sakchise* bezeichnen hören. Es ist möglich, dass auf Sachalin Toichi als ein Dialekt neben Toichise gebräuchlich ist, da die Nordkurilen-Aino auf Shikotan ihre Erdjurte auch sehr ähnlich nennen, nämlich *Toiche* (*che* „Wohnung"). Es sei darauf aufmerksam gemacht, dass aus der oben erwähnten von *Tsuboi* auf Yezo vernommenen Bezeichnung Toichikuru, wenn daraus das bekannte Glied *kuru* subtrahiert wird, derselbe Ausdruck wie auf Sachalin nach *Laufer* entsteht, der jedoch anders erklärt wird, ferner dass *Torii* auf Eturupp von zwei alten Aino-Frauen das Sagenvolk als *Toishekuru* (*she* „Wohnung") bezeichnen hörte. Kurz es würden noch weitere sprachliche Forschungen notwendig sein, um diese Sache klar zu stellen.

Höchst bemerkenswert ist, dass auf Shikotan, wie ich früher angegeben habe, keiner etwas von der Koropokguru- oder einer ähnlichen Sage wusste. Die gegenwärtig auf der kleinen Insel Shikotan wohnhaften Leute sind nämlich Nordkurilen-Aino, welche aus den Inseln Shumshu, Poromoshiri, Onnekotan, Makanrushi, Harumkotan, Shiashikotan, Rashowa u. a. im Jahre 1884 übergesiedelt sind, und welche deshalb auch als Shikotan-Aino bezeichnet werden können. Sie zeigen in Sitten und Lebensweise manche Unterschiede von den Yezo-Aino und den Aino der beiden Südkurilen † (Kunashiri und Eturupp), welche

* Die angeblichen Urvölker von Yezo u. Sachalin. Centralbl. f. Anthrop. etc. 5. Jahrg. 1900.

† Es ist für unsere Zwecke von Vorteil, die Nord- und Südkurilen zu unterscheiden,

beide in nichts von einander verschieden sind und zu einer und derselben Gruppe gehören. Diese Unterschiede sind aber einerseits auf einen Einfluss der Russen zurückzuführen, mit welchen sie seit mehr als einem Jahrhunderte in Berührung gekommen sind; andererseits rühren sie daher, dass ihnen wegen ihres abgelegenen Wohnortes der Verkehr mit den Yezo-Aino und den Japanern erschwert war, und sie deshalb in vielen Beziehungen in der Entwickelung zurückgeblieben sind. Der Häuptling auf Shikotan, Storosow Jakow (sein Aino-Name ist Kongamakuru), konnte mir erzählen, dass die Nordkurilen-Aino früher Steingeräte und irdene Gefässe gebraucht hätten; über die Herstellungsweise wisse man nichts mehr, aber er vermochte noch die Gebrauchsweise des Steinbeils genau anzugeben. Solche Steingeräte und Gefässscherben sollen häufig in alten verlassenen Wohnungen gefunden werden, die als Gruben in grosser Zahl auf den Inseln Shumshu, Poromoshiri etc vorhanden sein sollen. So liegt bei den Nordkurilen-Aino kein greifbares Motiv vor, warum sie Sagen wie die Koropokguru, resp. Tonchi-Sage erfinden sollten.

An dieser Stelle möchte ich ausdrücklich hervorheben, dass in den ganzen Auseinandersetzungen von *Tsuboi* eine grosse Lücke vorhanden ist, insofern er bei seinen Untersuchungen die Sachalin- und die Nordkurilen-Aino vollkommen ausschliesst und sich bloss auf Betrachtung der Yezo-Aino beschränkt, während doch die Untersuchungen gerade an jenen beiden Gruppen für unsere Frage von grosser Wichtigkeit sind. Nur in einem seiner älteren Aufsätze hat *Tsuboi** einmal geäussert, dass die Sachalin-Aino und die Yezo-Aino in der Gesichtsbildung sowie in Sitten und Gebräuchen Verschiedenheiten darböten, weshalb die beiden nicht als eine und dieselbe Rasse zu betrachten seien, dass also Befunde an den einen nicht auf die anderen übertragen werden dürften; in seinen neueren Aufsätzen geht er aber darüber mit Stillschweigen hinweg.

Ich lege nämlich grosses Gewicht darauf, dass die Nordkurilen- und Sachalin-Aino noch jetzt Erdjurten bewohnen.

---

deren Grenze die *de Vries* Strasse bildet. Von den ersteren scheinen aber die beiden Inseln Urupp und Shimushiri seit längerer Zeit nicht von Aino bewohnt gewesen zu sein; bis 1875 waren von den Russen dahin gebrachte Aleuten dort wohnhaft.

* Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No 31 (1888).

v. Schrenck * führt ein Citat aus *Golovin*, der von 1811–1813 in japanischer Gefangenschaft war, an, dass die Aino von Yezo gleichwie diejenigen von Sachalin im Winter auch Erdjurten bewohnen. In den japanischen Chroniken ist jedoch nichts darüber bekannt, dass diese Art der Wohnung bei den Yezo-Aino früher gebräuchlich war. Dass die beiden Aino-Gruppen diese Sitte, welche freilich im Norden eine weit verbreitete ist, ihren Nachbarvölkern abgesehen hätten, also die Nordkurilen-Aino den Kamtschadalen und die Sachalin-Aino den Giljaken oder einem anderen oder gar einem eskimo-ähnlichen Sagenvolke Koropokguru, dessen gegenwärtiges Dasein auch für *Tsuboi* völlig unbekannt ist, ist doch höchst unwahrscheinlich. Vielmehr ist anzunehmen, dass die Jurtenwohnung ehemals unter den Aino in grösserer Verbreitung gebräuchlich war, dass aber dieser Gebrauch allmählich abgenommen hat, wie eine solche Abnahme der Jurtenwohnungen unter den Sachalin-Aino nach dem Berichte von *Laufer* gegenwärtig stattfindet. Dass nun die Erdjurte die einzige und ausschliessliche Art der Wohnung bei den Alt-Aino gewesen sei, lässt sich nicht behaupten; es ist wohl möglich oder vielmehr sogar wahrscheinlich, dass daneben auch einfache Hütten gebraucht wurden, so wie wir gegenwärtig bei den Sachalin-Aino *Sakchise* (*sak* „Sommer", also „Sommerhütten") und bei den Nordkurilen-Aino *Inunche* (*inun* „fischen", also „Fischereihütten") † haben, und wie auch bei vielen Völkern im Norden beide Arten von Wohnungen im Gebrauche sind.

Spuren der Jurtenwohnungen in Form von Erdgruben sind in grosser Anzahl nicht nur auf Yezo, Sachalin und den Kurilen, sondern auch selbst auf der Hauptinsel Japans vorhanden. *Denzō Satō* ‡ hat nämlich in neuerer Zeit bei einem Dorfe Morita, etwa 28 Kilometer westlich von der Stadt Aomori, also in der nördlichsten, allerdings dem Ainogebiet am nächsten gelegenen Provinz Mutsu, solche Gruben gefunden, in einem Orte 79 beisammen, etwas entfernt davon noch 6, zusammen 85 Gruben. Diese stimmen im ganzen mit denjenigen auf Yezo überein, nur sind sie nicht so tief, $^1/_2$ m oder weniger; die tiefste erreicht

* Reisen und Forschungen im Amurlande. Bd. III. Die Völker des Amurlandes 2. Lief. 1891. p. 333.

† *Torii*, Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 167 (1900).

‡ Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 145 (1898). Auch im Journ. of Geography. Publ. by Tokyo Geogr. Soc. No. 110.

kaum 1 m, die Form ist meist kreisförmig. Dass diese Gruben alte Wohnungen sind, wurde durch Ausgrabungen festgestellt. In dieser Gegend sind auch Steingeräte und irdene Gefässe in grosser Menge vorhanden. Die von *Jūki Satō* * früher erwähnten Gruppen von Erdgruben bei Shichinohe, gleichfalls in Mutsu, gehören wahrscheinlich auch hierher; ihr Charakter ist aber nicht durch Ausgrabungen festgestellt worden. Beiläufig sei bemerkt, dass man aus der Anzahl der jetzt vorhandenen Erdgruben, die auf Yezo wenigstens nicht geringer sein wird als die Anzahl der jetzigen Aino-Hütten, nicht etwa direkt auf die Stärke des Volkes schliessen darf, da diese Gruben untereinander chronologisch sehr verschieden sein können und wir nicht den Fehler machen dürfen, heterochronische Dinge isochronisch zu betrachten.

Bezüglich der alten historischen Nachricht, woraus man zu schliessen glaubte, dass die Aino seit der geschichtlichen Zeit Japans keine Steingeräte mehr gebrauchten, lässt sich sagen, — wenn man dieser zum Teil seltsamen Geschichte überhaupt eine solche Bedeutung beilegen darf wie *Tsuboi* u. A. es tun —, dass der Gebrauch von Steingeräten unter den Aino doch wohl sehr ungleichzeitig aufgehört haben wird; dass dies bei den Horden, die mit den Japanern in nächster Beziehung standen, infolge Uebernahme von Metallgeräten sehr frühzeitig geschehen sein muss, während bei den abgelegensten der Gebrauch von Steingeräten, wie wir unten sehen werden, sich bis zur neuesten Vergangenheit erhalten hat.

Eines Umstandes ist noch zu gedenken. Nämlich wenn man ein prä-ainoisches Steinzeitvolk annimmt, so müsste man sagen, dass bis jetzt im eigentlichen Japan nirgends als Reste der Aino zu bezeichnende Gegenstände gefunden worden sind, während doch viele Ortsnamen, welche von den Aino herstammen oder sich auf dieselben beziehen, so frisch erhalten geblieben sind. Entweder haben die Aino gar keine Reste zurückgelassen oder diese sind noch vergraben oder versteckt oder haben noch keine Beachtung auf sich gezogen: alles Dinge, die nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich haben. Dieser Punkt wurde namentlich von *Hamada* † hervorgehoben.

Aus dem oben Auseinandergesetzten geht somit hervor.

---

* Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 51 (1890).

† Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 198 u. 200 (1902).

dass wir keine triftigen Gründe finden können für die Annahme eines prä-ainoischen Volkes, von Koropokguru nach der Sage der Aino, das etwa als Urheber der im grössten Teile des japanischen Reiches verbreiteten Steinzeitreste zu betrachten wäre. Ich habe mich darüber schon früher in folgender Weise geäussert: „Abgesehen von der Frage der Glaubwürdigkeit der Koropokguru-, resp. Tonchi-Sage, sowie der Tradition der Shikotan-Aino, um nicht zu weit zu gehen, scheint mir der Zusammenhang der prä-historischen Reste mit den gegenwärtigen Aino noch nicht ganz erloschen zu sein. Die Sachalin-Aino zum Teil und die Shikotan-Aino, deren Gleichheit mit den Yezo-Aino oben auseinandergesetzt wurde, wohnen ja noch in Jurten, welche nach dem Einfallen solche Erdgruben wie die fraglichen hinterlassen können. So liegt der Gedanke nahe, dass die Yezo-Aino früher auch Jurten gebraucht haben, die sie aber im relativ milderen Klima allmählich aufgegeben und mit Hütten vertauscht haben, welche mit viel geringerer Arbeit herzustellen waren. Wenn man dazu noch den Kulturzustand der Aino in Betracht zieht, so wird es mir noch wahrscheinlicher, dass die sogenannten Koropokguru, resp. Tonchi die Aino selbst waren. Die Aino sind ein Jäger- und Fischervolk, welchem die Kunst Metalle zu verarbeiten allem Anscheine nach nie bekannt gewesen ist, und sie sind nur dadurch, dass sie Werkzeuge und Geräte von anderen Völkern erwarben, in die Eisenzeit versetzt worden, sodass sie seit dem Zeitalter, wo sie durch Pfeile und Spiesse mit Steinspitzen das Wild erlegten und die Fische harpunierten, nicht sehr weit fortgeschritten sind."

Freilich hat *Mamiya** bei seiner Reise nach Sachalin im Jahre 1808 unter den Aino daselbst das Schmieden des Eisens gesehen und die Art und Weise, wie die Aino diese Kunst ausüben, genau beschrieben. Als Material dazu wurden allerlei alte Eisenstücke japanischen Ursprungs, wie alte Nägel etc. verwendet. *Mamiya* hält es für wahrscheinlich, dass die Aino diese Kunst nicht von anderen Völkern gelernt, sondern selbst erfunden hätten. Auch unter den Smerenkuru (Giljaken) sah er diese

* 北蝦夷圖說 Kita-Yezo Zusetsu (Auch unter dem Titel: 銅柱餘話 Dōchū Yowa). Die das Schmieden des Eisens betreffende Stelle dieser Schrift wurde von *v. Siebold* (Nippon, 2. Aufl. 1897. II. Bd. p. 226) nicht ganz richtig übersetzt, denn im Original steht, dass diese Kunst nur auf Sachalin, aber nicht mehr auf Yezo üblich war.

Kunst ausüben. Also um diese Zeit war die Schmiedekunst auf Sachalin schon bekannt. Aber *Mamiya* bemerkt ausdrücklich, dass auf Yezo das Eisenschmieden nicht mehr üblich war, und er vermutet, dass die Yezo-Aino früher, wo japanische Eisenwaren auf dieser Insel noch nicht allgemein verbreitet waren, diese selbst verfertigt hätten, dass aber jetzt in Folge der genügenden Einfuhr derselben aus Japan diese Kunst allmählich verfallen sei. Unter den alten Aino in der Gegend von Sōya * waren solche vorhanden, welche diese Kunst noch kannten. *v. Schrenck* † stellt nach einer genauen Schilderung der Verbreitung des Eisens und der Kunst seiner Bearbeitung bei den Amurvölkern die Vermutung auf, dass die Schmiedekunst den Giljaken, welche hierin einen hohen Grad von Kunstfertigkeit erreicht haben, nicht von den Chinesen durch Vermittelung der Mandschu und Golde den Sungari und Amur abwärts zugekommen, sondern sich aus Japan zu den Aino von Yezo und Sachalin und durch diese zu den Giljaken verbreitet hätte, und zwar in einer sehr alten Zeit, die zu weit zurücklag, als dass sich unter den Aino zu *Mamiya's* Zeit noch irgend welche auf jenes Ereignis bezüglichen Erzählungen und Traditionen hätten erhalten können. Ich glaube aber behaupten zu dürfen, dass die Schmiedekunst den Yezo-Aino vor alters her nicht bekannt war. Es ist doch viel natürlicher, den Yezo-Aino von Anfang an diese Kunst abzusprechen, als anzunehmen, dass sie die einmal gewonnene Fertigkeit wegen Erwerbung von Eisenwaren von den Japanern wieder verlernt hätten. Die alten Aino von Sōya, welche zu *Mamiya's* Zeit die Schmiedekunst kannten, werden wohl nicht die letzten, sondern die ersten Handwerker auf Yezo gewesen sein. Ferner spricht auch der tiefe Kulturstand der Aino, der so tief war, dass bei einem Teile derselben, den Nordkurilen-Aino, der Gebrauch von Steingeräten, wie wir sehen werden, bis in die neueste Vergangenheit nachgewiesen werden kann, gegen eine ehemalige Verbreitung der Schmiedekunst unter den Yezo-Aino. Auf Sachalin dürfte die Verbreitung der Schmiedekunst somit nicht von Japan aus über Yezo, sondern vom Festlande her durch die Mandschu-Chinesen stattgefunden haben, und zwar zuerst zu den Giljaken, und dann von diesen zu den Sachalin-Aino.

* An der Nordspitze von Yezo, früher ein Handelsplatz mit Sachalin.

† l. c. p. 566 ff.

Ein sehr wichtiger Fund wurde von *Gunji*, dem Führer des Kolonisationsvereins für die Kurilen, auf der nördlichsten Insel Shumshu gemacht. In einer Ortschaft Bettofu (vielleicht besser Pettopo) sind nämlich etwa 60 Jurten vorhanden, bei den meisten derselben ist das Dach eingefallen, darunter sind aber auch solche, welche ihre ursprüngliche Form noch behalten haben. In solchen Jurten, welche bis zur Uebersiedelung nach Shikotan im Jahre 1884 von Nordkurilen-Aino bewohnt waren, wurde neben verschiedenen Ainogeräten ein Bündel von 20–30 Pfeilen an dem Dachboden gefunden. Diese Pfeile waren teils mit Messingspitzen, teils, was sehr beachtenswert ist, mit Steinspitzen versehen, welche denen, die unter den Resten der Steinzeit gefunden wurden, vollkommen gleichen. In der Nähe ist auch eine als Fabrikstätte von Steinspitzen zu betrachtende Stelle vorhanden mit einer grossen Menge von Steinspänen und fertigen Pfeilspitzen. Dieser Fund wurde von *Gunji* an *Tsuboi* * mündlich mitgeteilt und *Tsuboi* erklärt denselben in sehr gezwungener Weise so, dass die Bewohner der Jurten zufällig die steinernen Pfeilspitzen gefunden und dieselben ihren Pfeilen angemacht hätten, was, da auf Shumshu Steinspitzen massenhaft vorhanden sind, leicht möglich sei, und dass somit noch lange nicht die Nordkurilen-Aino als die Nachkommen der Steinzeitmenschen, welche die Steinzeitreste auf Yezo hinterlassen haben, zu betrachten seien. Ich halte es dagegen, wenn man sich nur den Kulturgrad der Aino etwas überlegt, für weit natürlicher, die steinernen Pfeilspitzen als Fabrikate nicht anderer Menschen, sondern der Nordkurilen-Aino selbst zu betrachten.

Nun müssen wir noch die Ansichten von fremden Forschern über die vorliegende Frage erwähnen. Ich fange mit der Ansicht von *Milne* † an. Dieser Forscher nimmt zwar an, dass ein Koropokguru-Volk, welches Steingeräte gebrauchte, die Töpferkunst kannte und in Gruben wohnte, existiert hat; seine Auffassung weicht aber von der *Tsuboi's* insofern ab, als er den Aino gleichfalls Steingeräte, Töpferwaren, sowie Grubenwohnungen zuschreibt. Da die beiden Völker dicht zusammenlebten,

* Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 154 (1899).

† Notes on the Koro-pok-guru or Pit-Dwellers of Yezo and the Kurile Islands. Transact. Asiat. Soc. Japan. Vol. X. 1882. Notes on Stone Implements from Otaru and Hakodate, with a few General Remarks on the Prehistoric Remains of Japan. Ibid. Vol. VIII. 1880. The Stone Age in Japan etc. Journ. Anthrop. Inst. Gr. Br. and Irel. Vol. X. 1881.

so sei es ihm nicht unwahrscheinlich, dass sie gleiche Künste ausübten, und dennoch zwei verschiedene Rassen sein könnten. Die Koropokguru seien mehr als die Ureinwohner des Nordens zu betrachten, während die Urheber der Muschelhaufen auf Nipon (Hauptinsel) die Aino wären. Die Aino hätten von den Japanern vertrieben ihren Weg in das Gebiet der Koropokguru genommen und diese wiederum nach Norden zurückgedrängt. Die Reste der Koropokguru seien jetzt die Bewohner von Sachalin, der Kurilen und vielleicht auch von Süd-Kamtschatka. *Milne* hatte im Jahre 1878 die nördlichen Kurilen besucht und auf der Insel Shumshu eine kleine Gruppe von Einwohnern, nämlich einen Teil der jetzigen Shikotan-Aino noch in ihrem früheren Wohnsitze gesehen. Die Männer waren von kleiner Statur, hatten einen rundlichen Kopf und kurzen dichten Bart; keiner hatte einen so langen Bart wie die Aino auf Yezo, und keiner so regelmässige Gesichtszüge. Dass die Auffassung *Milne's* vor der Kritik nicht Stand halten kann, ist leicht einzusehen, da einerseits die Sachalin- und Kurilen-Aino, wie schon oben erörtert wurde, mit den Yezo-Aino zu einem und demselben Stamme gehören und andererseits wir nach den bisherigen Untersuchungen wegen der Gleichartigkeit der Steinzeitreste im eigentlichen Japan und auf Yezo die Annahme zweier verschiedener Völker, welche dieselben hinterlassen haben sollten, nicht zulassen können. Ferner entspricht seine Vermutung, dass die Aino jetzt noch irdene Gefässe machen, nicht den tatsächlichen Verhältnissen.

Etwas verschieden ist die Ansicht von *Dumoutier* *, welche dahin lautet: Die verschiedenen Varietäten der Aino (Aino von Yezo, von Sachalin, von den Kurilen, von Smerenkuru † etc) seien sehr zurückgeblieben, seien unfähig irgend welche feinere Arbeit auszuführen, verständen nicht irdene Geschirre zu machen, so dass es schwerlich angehe, die irdenen Geschirre und die schönen Steingeräte, wie diejenigen von Hakodate und Otaru, den Vorfahren der Aino zuzuschreiben. Vielmehr seien die fein gearbeiteten Steingeräte, die öfters an die schönsten dänischen Exemplare erinnerten, den in der Erinnerung der Aino erhaltenen Höhlenbewohnern, Koropokguru, zuzuschreiben,

* Notes de paléoethnologie, d'archéologie et de mineralogie archéologique japonaises. L'Anthropologie. T. XII. 1901.

† Smerenkuru sind nicht Aino, sondern die ainoische Bezeichnung für Giljaken.

während andere Kjökkenmöddings, wie die von Ōmori (bei Tokyo) und Okadaira (Prov. Hitachi), viel rohere Erzeugnisse der Vorfahren der Aino enthielten. Solche Kjökkenmöddings seien jetzt noch in Bildung begriffen durch die Abfälle aus dem Leben der Aino. Hierzu ist aber zu bemerken, dass die Kjökkenmöddings und die anderen Steinzeitreste, wie oben erörtert, nicht auseinanderzuhalten sind, ferner dass die Abfallhaufen, welche heute von den Aino gebildet werden, nicht mit den Kjökkenmöddings zusammengeworfen werden dürfen.

Auch *H. v. Siebold** betrachtet als Urheber der Muschelhaufen die Aino; als Gründe werden angeführt, dass er in den von ihm untersuchten Niederlassungen aus der Steinzeit an der Westküste von Yezo nicht nur dieselben Tonscherben sondern auch dieselben Steingeräte wie in den Muschelbergen bei Tokyo und wie sie noch heute bei den Aino in Gebrauch sind, vorfand, dass die noch jetzt von den Aino hin und wieder angefertigten Tongefässe denselben Charakter haben, ebenso die Stickereien, dass die Aino heute noch mit grosser Gewissenhaftigkeit in der Nähe ihrer Hütten, am Meere oder am Flusse Muschelhaufen und in den Bergen einen Abfallhaufen errichten. Dass solche Gründe keine Geltung mehr haben, geht aus dem oben Auseinandergesetzten leicht hervor.

Batchelor † meint, dass die Koropokguru-Sage wahr sei und dass diese Grubenbewohner wirklich existiert hätten. Sie wären nahe verwandt mit den Aino und der Rest von ihnen sei jetzt noch auf Shikotan zu sehen. Die Bewohner von Shikotan seien von kleinerem Wuchse als die Yezo-Aino und von nicht so gutem Aussehen. Nach vor kurzem an *Denzō Satō* mündlich gemachter Mitteilung ‡ hält *Batchelor* die Koropokguru für eine und dieselbe Rasse mit den Aino. Die angegebenen Gründe, welche für seine Meinung sprechen sollen, können freilich nicht als sehr triftig bezeichnet werden.

Grimm § weist durch Vergleichung der Koropokguru-Gruben, welche er durch Ausgrabungen genau untersucht hat, mit den

* Etwas über die Steinzeit in Japan. Zeitschr. f. Ethnol. Verhandl. X. 1878. Japanische Kjökkenmöddinger. Ibid. XI. 1879.

† The Ainu of Japan. 1892. Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 72 (1892).

‡ Von *D. Satō* mit Erlaubniss von *Batchelor* veröffentlicht in Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 197 (1902).

§ Beitrag zur Kenntniss der Koropokguru auf Yezo u. Bemerkungen über die Shikotan-Aino. Mitth. d. deutsch. Ges. f. Natur- u. Völkerk. Ostasiens. 48. II. 1892.

Erdjurten auf Shikotan auf eine Aehnlichkeit zwischen beiden hin; aber er lässt sich nicht näher auf unsere Streitfrage ein und schliesst sich einfach den Ausführungen *Milne's* an.

*Hitchcock** spricht nach einer Beschreibung der gegenwärtigen Erdjurten auf Shikotan die Meinung aus, dass, da dieselben nach dem Einfallen ähnliche Erdgruben wie die auf Yezo zurücklassen würden, ein Zusammenhang zwischen den Erbauern der alten Erdgruben auf Yezo und den jetzigen Bewohnern der Erdjurten auf Shikotan vorhanden sein müsse. Die alten Grubenbewohner hätten aus Yezo vielleicht von den Aino vertrieben ihren Weg über Eturupp nach den Kurilen genommen. So scheint *Hitchcock* die Bewohner von Shikotan und die Yezo-Aino, wie *Milne*, als zwei verschiedene Rassen aufzufassen. Ueber die ethnologische Beziehung zwischen beiden ist jedoch nichts weiter angegeben.

Dagegen sagt *Landor*,† dass die Kurilsky Aino auf Shikotan keine Beziehung zu den Koropokguru hätten, an deren einstige Existenz auf Yezo und den Kurilen auch er glaubt, da die ersteren *nicht* in Erdjurten wohnten. Es ist aber erstaunlich, wie er nach seiner angeblich persönlichen Forschung auf Shikotan im Jahre 1890 die so bekannte Tatsache, dass auf Shikotan neben Strohhütten auch Erdjurten gebräuchlich sind, übersehen konnte. Die Shikotan-Aino sollen nach ihm keine körperliche Differenz von den Yezo-Aino zeigen mit der einzigen Ausnahme, dass die Tibia bei den ersteren mehr rund sei als bei den letzteren. Wie er aber die Form der Tibia an den Lebenden mit solcher Sicherheit feststellen konnte, ist nicht zu ergründen. *Landor* betrachtet die Koropokguru als ein von Nordosten nach Südwesten hingezogenes Volk. Die Hauptniederlassungen dieses Volkes wären die beiden Inseln Eturupp und Kunashiri und bei Kushiro auf Yezo gewesen, und nur ein kleiner Teil wäre weiter nach Süden gegangen. Die Koropokguru hätten in Sitten und Gebräuchen mit den Eskimo mehrere Punkte gemein. Aehnlich ist die Ansicht von *Snow*.‡ Nach ihm waren die Koropokguru unzweifelhaft eine nördliche Rasse, die in Yezo via Kurilen eindrang; sie waren wahrscheinlich nie sehr zahlreich, und als

* The Ancient Pit-Dwellers of Yezo, Japan, Washington 1892.

† Alone with the Hairy Ainu, London 1893.

‡ Notes on the Kurile Islands, 1897. Cit. nach *Laufer*, Centralbl. f. Anthrop, etc. V. Jahrg. 1900.

die Aino von den Japanern nach Yezo getrieben wurden, konnten sie keine Schwierigkeiten haben diesen Stamm zu vernichten oder in seine ursprünglichen Wohnsitze zurückzutreiben; ihre Grubenwohnungen findet man auf den Kurilen, Sachalin, Kamtschatka und den Aleuten; die Bauart, die sie im fernen Norden pflegten, behielten sie selbst dann bei, als sie ihren Weg in ein weit milderes Klima nahmen. Gegen die Ansicht von *Landor* und *Snow* ist aber einzuwenden, dass die Reste aus der Steinzeit, die Spuren der Koropokguru der Autoren, nicht etwa auf Yezo und die Kurilen beschränkt, sondern weiter nach Süden bis zum Südende des eigentlichen Japan verbreitet sind.

Neuerdings behandelte *Laufer* * die Frage über die Urvölker von Yezo und Sachalin in einer kritischen Weise und zieht aus der Angabe eines Aino-Häuptlings im Dorfe Naiero an der Ostküste von Sachalin über die Tonchi-Sage wie aus der Gleichsetzung von *tonchi* mit *toichi* den Schluss, „dass die ehemaligen Bewohner der Erdgruben nur die Ainu selbst gewesen sein können." Ferner wird erwähnt, dass das Schauspiel der Entstehung der Erdgruben sich noch heutzutage vor unseren Augen vollzieht, indem der Gebrauch von Winterjurten, deren Bau viel Zeit, Kraft und Kosten verursacht, allmählich abnimmt und wohl bald ganz aufhören wird, so dass es nicht lange dauern wird, dass uns das südliche Sachalin in dieser Hinsicht dieselben Zustände darbietet wie Yezo in der Gegenwart. Die Ursache dafür sei in der zunehmenden wirtschaftlichen Verarmung der Aino zu suchen. *Zaborowski* † nimmt die Ansicht von *Laufer* völlig an.

Um aber die Frage über die Ureinwohner von Yezo, resp. von Japan weiter zu verfolgen, ist es unbedingt notwendig noch genauere Forschungen im Norden, auf Sachalin und ganz besonders auf den Nordkurilen vorzunehmen. Gerade für die letzteren haben wir einen neuen Bericht von *Torii*, welcher für unsere Frage von hoher Bedeutung ist. Bekanntlich sind die Ueberreste aus der Steinzeit auf den Südkurilen von derselben Art wie auf Yezo, so dass beide nur als von einer und derselben Rasse herstammend aufgefasst werden müssen. Wie sie sich aber auf den Nordkurilen verhalten, fehlen bis jetzt ausführliche Berichte. Von *Milne* und namentlich von *Snow*, der in seinem Berufe als Kapitän eine genaue Kenntnis der Kurilen besitzt,

* l. c.

† Bulletins et Mémoires Soc. d' Anthrop. Paris. V. série. T. II. 1901. p. 441.

wurden nur Erdjurten, resp. Erdgruben erwähnt, aber nicht weiter erforscht.

Torii,* ein Schüler von *Tsuboi*, hatte im Jahre 1899 auf den Inseln Shumshu und Poromoshiri eine genauere Untersuchung über diese Angelegenheit vorgenommen, deren Resultate nun im folgenden angeführt sein mögen. Hie und da sind Muschelhaufen zu sehen; überall sind Erdgruben vorhanden von verschiedenem Alter, von den neuesten, bis 1884 von Nordkurilen-Aino bewohnten bis zu den ältesten. In solchen alten Wohnstätten, namentlich aber in Muschelhaufen findet man in reichlicher Menge Stein- und Knochengeräte, irdene Geschirre, Knochen verschiedener Tiere, wie Zobel, Walfisch, Fuchs, Renntier, Adler. Höchst bemerkenswert ist, dass darin Glasperlen und Scherben von Glasflaschen russischer Herkunft aufgefunden wurden und, was von grösster Wichtigkeit ist, dass an diesen Glasscherben gearbeitet worden ist, um Pfeilspitzen herzustellen. Da wir nun wissen, dass die Russen zum ersten Male im Jahre 1711 zunächst nach Shumshu und dann nach Poromoshiri gekommen sind, so können wir ganz sicher sagen, dass das Zeitalter dieser russischen Glasperlen und Glasflaschen nicht älter zurückdatiert werden kann. So wissen wir ganz sicher, dass zur Zeit der ersten Landung der Russen diese Nordkurilen von Menschen bewohnt waren, die Stein- und Knochengeräte gebrauchten. Was die Koropokguru-Sage auf den Kurilen betrifft, so hat *Torii* auf Eturupp zwei alte Ainofrauen darüber ausgeforscht; sie erzählten diese Sage in ganz derselben Form, wie sie auf Yezo verbreitet ist, und sie nannten dieses Sagenvolk Toishekuru. Diese Sage ist also bis auf Eturupp zu verfolgen, sind doch die Aino auf beiden Südkurilen Kunashiri und Eturupp in keiner Beziehung verschieden von den Yezo-Aino. Weiter nordwärts hört aber diese Sage auf; von der Koropokguru-Sage weiss keiner etwas unter den Nordkurilen-Aino und gibt keiner an, dass diese Inseln vor Ankunft der Aino von jemand bewohnt waren; sie sagen nur, dass sie schon seit den ältesten Vorfahren auf diesen Inseln wohnen. Bei einer Befragung über die Reste der Steinzeit geben die Nordkurilen-Aino ohne den geringsten Zweifel an, dass dieselben von ihren Vorfahren herrühren. Ueber die Steingeräte erzählten sie, dass in der alten Zeit, wo Eisen noch

* Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 187–188 (1901). Auch im Journ. of Geography. Publ. by. the Tokyo Geograph. Soc. No. 151–152.

nicht vorhanden war, Geräte aus Stein gemacht wurden. Es gibt deren zwei Sorten: Steinbeile, *Poinamukaru* (*poi* „Stein“, *mukaru* „Beil“), aus Eshuën genannten Steinen gemacht, und Pfeilspitzen, *Anjiai* (*anji* „Obsidian“, *ai* „Pfeilspitze“). Die Herstellungsweise solcher Steingeräte ist leider schon vergessen; aber es hat sich noch unter den Nordkurilen-Aino eine bemerkenswerte Redensart von jener Zeit her erhalten, welche noch vielfach gebräuchlich ist, wenn sie irgend eine schwierige Arbeit verrichtet haben, und welche heisst: „Poinamukaru niushupe ashinka shiri tinka“ d. h. mit dem Steinbeil Holz zu hauen kostete grosse Mühe. Von Knochengeräten sind verschiedene Sorten vorhanden: *Tōnikeoi*, ein aus Walfischknochen gemachter Keil zum Spalten von Holz; *Aipi*, eine aus Knochen gemachte Pfeilspitze, deren Gebrauchsweise genau bekannt ist; *Kukkurukēshi*, ein aus Walfischknochen geschnitztes Gürtelschloss, das gleichfalls in Muschelhaufen gefunden wird und auf Shikotan gegenwärtig noch im Gebrauche ist; ferner ein Gerät aus Adlerknochen zum Aufbewahren von Nadeln.

Ueber die irdenen Geschirre, die ebenfalls in Muschelhaufen gefunden werden, erhält man weit genauere Angaben als über die Steingeräte. Bevor eiserne Töpfe von den Yezo-Aino (d. h. aus Japan durch Vermittelung der Yezo-Aino) oder von den Russen eingeführt wurden, haben die Nordkurilen-Aino selber Töpfe aus Erde verfertigt. Ueber die Fabrikation derselben hat ein Greis von über 70 Jahren folgendes erzählt: Zuerst werden *Toi* (Ton) und *Ottā* (Sand) gemischt, dazu Wasser zugesetzt und geknetet, als Bindemittel wird klein zerschnittenes *Nokkanki* (ein aus feinen Fasern bestehendes Gras) zugetan; dann wird aus dieser Teigmasse ein Ring, *Toikaryū* genannt (*karyū* „Ring“), gemacht, aus welchem ein Geschirr von gewünschter Form hergestellt wird. Zuletzt wird das Geschirr mit Wasser gefüllt, ins Feuer gesetzt und erhitzt, das Wasser kocht sich bald auf und verdampft; wenn das Geschirr trocken geworden ist, wird es herausgenommen und die ganze Kunst ist fertig. Die zur Herstellung von Töpfen geeignete Tonerde gibt es nicht überall, sie wird oft von weit entfernten Orten geholt; solche Orte sind die Insel Alait und Mojirikeshi auf Rashowa. Gewerbsmässige Töpfer gab es nicht, jeder machte selbst seinen Bedarf, jedoch war die Töpferei hauptsächlich die Kunst der Frauen. Die Frauen von Poromoshiri waren sehr geschickt, die von Rashowa dagegen sehr ungeschickt. Die Kunstfertigkeit betrifft vor allem

die Anwendungsweise des Nokkanki. Die irdenen Geschirre waren hauptsächlich in zwei Formen gebräuchlich: *Toishu* (*shu* „Kochpfanne") und *Toisara* (*sara* „Teller"). An der Kochpfanne sind an der inneren Seite nahe am Rande Oehre angebracht. Mittels eines durch die Oehre durchgezogenen aus Müri Gras gedrehten Strickes wird die Pfanne über den Feuerherd gehängt und darin die Speise gekocht, wobei aber öfters Unfälle vorkamen, indem die Pfanne zerbrach, was grossen Verdruss erregte. In so frischer Erinnerung resp. Tradition bleibt die Lebensweise der damaligen Zeit noch im Gedächtnis der Nordkurilen-Aino. Was die Erdgruben betrifft, so ist es keine Frage, dass sie die Hinterlassenschaft der Aino sind; die Nordkurilen-Aino wohnen ja noch gegenwärtig auf Shikotan in solchen Erdgruben. Es sei somit nunmehr gar kein Zweifel vorhanden, dass die Urheber der Steinzeitreste auf den Nordkurilen Shumshu und Poromoshiri die Nordkurilen-Aino selbst sind und keine anderen Menschen, und dass die sog. Koropokguru, falls sie wirklich existiert hätten, nicht über die Kurilen nach Norden gegangen sind. *Torii* sagt weiter: Wenn man die wohlbekannten Reste der Steinzeit von Yezo und den Südkurilen bis Eturupp einer genauen Vergleichung mit denen der Nordkurilen, Shumshu und Poromoshiri unterziehe, so sei eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen beiden noch nicht vorhanden, insofern als diejenigen irdenen Geschirre mit vielen Verzierungen, welche auf Yezo und den Südkurilen gewöhnlich gefunden werden, auf Shumshu und Poromoshiri bis jetzt vergebens gesucht worden sind, während die oben erwähnten hierselbst gefundenen Toishu von sehr roher zerbrechlicher Art, ohne jede Ornamente und an der inneren Seite mit Oehren versehen sind. Da aber *Torii* * bald darauf aufmerksam wurde, dass ebensolche Toishu wie die der Nordkurilen mit den charakteristischen Oehren an der Innenseite auch auf Sachalin und auf Yezo gefunden worden sind, so kommt er schliesslich zu dem allgemeinen Schlusse, dass die Aino Steinzeitmenschen waren, irdene Geschirre machten und in Erdjurten wohnten und alle die Reste aus der Steinzeit hinterliessen.

Wie *Tsuboi* unter Berücksichtigung der Forschungen von *Torii* seine Koropokguru-Hypothese, welche ja in der bisherigen unveränderten Form wohl nicht Stand halten kann, auffasst, hat er noch nicht publiziert. Dass er aber noch bis zur neuesten

---

* Journ. Anthrop. Soc. Tokyo. No. 188 (1901).

Zeit an seiner Ansicht über die Koropokguru festhält, hat er gelegentlich im Journal of the Anthropological Society of Tokyo, No. 198 und 200 (Sept. u. Nov. 1902) sowie No. 203 (Febr. 1903) geäussert.

Ich kann nun sagen, dass *Torii* mit reichlichen beweisenden Tatsachen meine Auffassung im vollen Umfange bestätigt hat.

Die kleine Gruppe von Nordkurilen-Aino auf Shikotan von kaum mehr als 60 Seelen,* die vielleicht nur noch bis zu einer absehbaren Frist die weltliche Existenz behaupten kann, ist sozusagen ein *missing link* zwischen den Steinzeit-Aino und den Eisenzeit-Aino. Ich schliesse mit den Worten, welche ich schon früher ausgesprochen habe: Das japanische Reich war einst ein Aino-Reich.

Tōkyō, März 1903.

---

* Zur Zeit meines Besuches 1889 waren es 63 Aino; *Torii* zählte 1899 62 Aino.

URSPRUNG DES NAMENS NIPPON.

Von

PFARRER HANS HAAS

IN TŌKYŌ.

Dai Nippon, Gross-Nippon, ist der Name, mit welchem die Japaner selbst ihr Land bezeichnen. Dass das Wort *Nippon* (oder *Nihon*) wie unser *Japan* eine Korrumpierung von *Jih-pên*, der chinesischen Aussprache der auch von den Japanern gebrauchten Schriftbilder 日 本 ist, ebenso wie wir Marco Polo's *Zipangu* nur als eine Transskription von *Jih-pên-kuo* (*kuo*=Land) anzusehen haben, ist eine ausgemachte Sache. Um so mehr gehen noch heute die Ansichten darüber auseinander, wie, wo und wann zuerst der Name 日 本 „Sonnen-Aufgang" als Bezeichnung für das äusserste östliche Thule aufgekommen.

Was seitens japanischer Forscher bis jetzt zur Aufklärung des Problems geleistet worden, hat vor kurzem Dr. Murakawa mitgeteilt. Sein Resumé findet sich in Gestalt einer ergänzenden Herausgebernote in dem von ihm besorgten Nachdruck von HILDRETH'S *Japan as it was and is*.* Diese neueste Auflage des noch heute vor hundert anderen lesenswerten Werkes über Japan erschien leider nur in 300 Exemplaren, die an die Subskribenten verkauft waren, noch ehe der Druck beendigt war. Von Europäern sind nur einige wenige dazu gekommen, sich das Buch zu sichern. So wird mit einer Wiedergabe der erwähnten kurzen Zusammenfassung in deutscher Uebersetzung wohl dem einen oder andern Leser ein Dienst erwiesen.

Dr. Murakawa bemerkt: „Der Ursprung des Namens „Nippon" oder „Nihon" [日 本] ist oft und von verschiedenen

---

* RICHARD HILDRETH, *Japan as it was and is*. Edited with supplementary notes by K. MURAKAWA. Tōkyō. Printed at the Sanshūsha, Kanda 1902. S. 581 f.

Gelehrten unseres Landes zum Gegenstand der Untersuchung gemacht worden. Indes ist keiner von ihnen bis jetzt imstande gewesen, eine Erklärung zu finden, welche so sehr befriedigt hätte, dass sie die von den übrigen aufgestellten Hypothesen verdrängte.

Es war Norinaga Motoori [本居宣長], ein gebildeter, in Verbindung mit unserer nationalen Literatur und Geschichte wohlbekannter Gelehrter, der als erster die Frage nach der Herkunft des Namens *Nippon* systematisch untersuchte. Er war der Ansicht, dass der Name *Nippon:* (1) offiziell im 1. Jahre Taikwa [大化] d. i. 645 A. D. gebraucht wurde, als eine vollständige Reform im Verwaltungssystem durchgeführt wurde; (2) dass er ein Wort für die Zeichen 日本 war, die geflissentlich mit Rücksicht auf die fremden Länder [China und Korea] gewählt wurden, um von diesen erkannt zu werden, und dass sie daher auch von dem Augenblicke an, da man sie annahm, wie *Ni-hon* ausgesprochen worden sein müssen. Von einer japanischen Aussprache derselben wie *Hi-no moto* oder *Yamato* habe man zu dieser Zeit nichts gewusst. [Siehe Motoori's Kokugō-kō, 國號考].

Nobutomo Ban [伴信友], ebenfalls ein wohlbekannter Gelehrter am Ende der Tokugawa-Dynastie, veröffentlichte als nächster seine Ansichten im Chūgwai-keiiden [中外經緯傳]. Nach ihm waren es die Koreaner, die unser Kaiserreich zuerst *Ni-hon* nannten, und da dieser Name mit seiner Bedeutung „Sonnen-Quelle" sehr glücklich ist, wurde er von der Regierung der Zeit ohne weiteres angenommen.

Ganz neuerdings hat Herr Masakoto Kimura [木村正辭] den Gegenstand von neuem behandelt und seine Ansichten in No. 9 der Tōyō Gakukwai Zasshi [東洋學會雜誌] veröffentlicht. Sie laufen auf das folgende hinaus: Der Name *Nippon* wurde wahrscheinlich zuerst von den Koreanern gebraucht, und obgleich es schwer ist, genau zu bestimmen, wann derselbe zuerst in unserem Lande gebraucht wurde, ist es doch wahrscheinlich, dass er zur Zeit des Kaisers Sujin Tennō [崇神天皇] * bereits im Gebrauche war, da seit seiner Regierung ein häufiger Verkehr zwischen Japan und Korea stattfand. Er stimmt mit Ban überein in der Ansicht, dass wir den Namen von den Koreanern übernahmen, und mit Motoori hinsichtlich

* Sujin-tennō, angeblich der 10. Kaiser, soll von 97–30 v. Chr. G. regiert haben. (Anm. des Uebersetzers).

der Art und Weise des Aussprechens der chinesischen Schriftzeichen 日本.

Sodann veröffentlichte Hoshino [星野], Professor an der Kaiserlichen Universität Tōkyō, seine Ansichten in den Nummern 30 und 31 der Shigaku Zasshi [史學雜誌]. Dies gab Anlass zu einer hitzigen Diskussion zwischen ihm und Herrn Kimura. Der Hauptkontroverspunkt war, ob der Name *Hi-no-moto*, die japanische Lesung der Zeichen 日本, vor der Einführung der Charaktere (d. h. 日本) in Japan existierte oder nicht: Prof. Hoshino vertrat die Meinung, dass er vorhanden gewesen, Herr Kimura dagegen stellte diese Tatsache rundweg in Abrede.

Während viele andere wichtige Fragen ebenso hitzig zwischen den zwei Forschern verhandelt wurden, publizierte Dr. Ginzō Uchida [内田銀藏] das Ergebnis seiner Untersuchungen über den Ursprung des Namens *Nippon* in der Shigaku Zasshi. Er machte geltend, dass: (1) *Yamato*, der ursprüngliche Name für Japan, durch 日本 dargestellt wurde, als die Literaten vergangener Tage das Bedürfnis fühlten, zur Ersetzung anderer im Gebrauche stehender Schriftzeichen glückbedeutende chinesische Charaktere zu wählen. Die zwei in Frage stehenden Zeichen sagten ihnen zu, da der Gedanke, dass dieses Land ein Land des „Sonnenquells" ist, bereits in ihnen schlummerte. (2) Die Zeichen 日本 wurden zur Zeit ihrer ersten Anwendung in unserem Lande von den Japanern *Yamato* gelesen. (3) Es ist möglich, dass diese Weise, *Yamato* durch die Zeichen 日本 darzustellen, bei den Koreanern vor deren wirklichem Gebrauche in Japan gang und gäbe war. (4) Obgleich wir den genauen Zeitpunkt, wann die Zeichen 日本 zuerst in unserem Lande gebraucht wurden, nicht genau zu bestimmen vermögen, ist es doch gewiss, dass sie bereits vor der Taikwa (大化)-Aera im Gebrauche waren. (Siehe *Shigaku Zasshi*, 史學雜誌, Bd. X., No. 7, 11 und Bd. XI., No. 1,2).

Dr. Murakawa schliesst mit den Worten: „Obgleich dieser Gegenstand, der viele unserer Historiker interessiert hat, noch viel Raum für weitere Untersuchung lässt, steht uns doch wenigstens das eine fest, dass der Ursprung des Namens nicht chinesisch ist."

Eben das nun, was dem japanischen Historiker bei allen sonstigen Ungewissheiten fest steht, wird von dem europäischen Japanologen, der sich an die Untersuchung des Problems gemacht hat, von Aston, ebenso entschieden als falsch zurückgewiesen.

Er meint, der Ausdruck Nippon trage unverkennbar das Gepräge chinesischen Einflusses. „Für einen Japaner ist sein eigenes Land ebensoviel das Land des Sonnenuntergangs, wie es ihm das Land des Sonnenaufgangs ist. Einzig einem Kopfe, der mit der Vorstellung erfüllt ist, dass China das grosse Reich, das Reich der Mitte ist, kann es einfallen, Japan das Land des Sonnenaufgangs oder das Ostland zu nennen.“ *

Ich selbst habe mich noch vor Jahresfrist gelegentlich † zu dieser Frage folgendermassen geäussert: „Wäre, was jedoch höchst unwahrscheinlich ist, der Name, der nicht vor 670 n. Chr. für das vorher gebräuchliche *Wa* eingeführt wurde, nicht von den Chinesen oder Koreanern aufgebracht sondern japanischen Ursprungs, so könnte man höchstens annehmen, dass er vor Alters von den Eingebornen der westlichen Provinzen für die östlich gelegenen gebraucht worden sei.“ Es ist mir schmeichelhaft, dass der japanische Historiker diese meine *en passant* hingeworfene Hypothese, die so nahe liegt, dass ich mich wundern würde, wenn nicht schon andere vor mir auf dieselbe gekommen wären, in seinem Resumé der Wiedergabe für wert fand. Aber gerade eine persönliche Diskussion der Streitfrage mit Herrn Murakawa wurde mir die Veranlassung zu eingehenderer Beschäftigung mit ihr, die mich zu einer anderen Hypothese geführt hat. Als solche, als einen erneuten Versuch zur Lösung, den ich kompetenten Beurteilern zur Prüfung vorlege, nicht als meiner Meinung nach unumstössliches Resultat möchte ich die nachfolgenden Ausführungen angesehen wissen.

Die Chinesen nannten das Inselreich, mit dem sie frühe schon in Verkehr standen, in der ältesten Zeit, wie die Koreaner das noch heute tun, *Wa*.‡ Das Zeichen 倭, mit welchem die Chinesen diesen Namen schreiben, im heutigen Mandarindialekt *Wo* ausgesprochen, ist ein Kompositum aus 人 „Mensch“ und 委 „gebeugt“, bedeutet daher soviel wie „gebückter Mensch“.§

---

* *Early Japanese History*. Transactions of the Asiatic Society of Japan. Vol. XVI, p. 41 f.

† Siehe HAAS, Geschichte des Christentums in Japan (Supplement der „Mitteilungen“ der Deutschen Gesellschaft für Natur-und Völkerkunde Ostasiens, Tokyo 1902), Bd. I, S. 2 f. Anm. 1.

‡ *Wa* findet sich zum erstenmal im Shan-hai-king (山海經).

§ Hiezu darf vielleicht eine Hypothese von Dr. BAELZ angemerkt werden, der in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1901, S. 179 f.

Es ist begreiflich, dass sich die Japaner an einer solchen Benennung stiessen, sobald ihnen der Sinn des Schriftzeichens deutlich wurde, und dass sie selbst ihr Land nicht gern so nannten. Sie lasen das Zeichen gewöhnlich *Yamato*, was im eigentlichen Sinne nur eine der zentralen Provinzen des Reiches ist. *Wann* dafür Nippon (日本) substituiert wurde, darüber gehen, wie das oben in Uebersetzung mitgeteilte Resumé von Murakawa zeigt, bei den japanischen Historikern die Ansichten auseinander. Aston * und Florenz † vertreten auf Grund einer Angabe des koreanischen Geschichtswerkes Tongkam, die ihnen

schreibt: „Allen Sprachforschern Ostasiens hat die Bezeichnung der Chinesen für die Japaner „Wodjin" viel Kopfzerbrechen bereitet. Dieses Wort bedeutet einen kleinen gebückten Menschen. Man hat das so erklärt, dass man sagt: das Wort kennzeichnet einen sklavischen Charakter, indem die Leute sich gebückt halten, weil sie nicht wagen, aufrecht zu gehen. Es ist nun kein Wunder, dass die Japaner sich schon von ihrem ersten offiziellen Verkehr mit China an, vor mehr als tausend Jahren, geweigert haben, diesen Namen anzuerkennen. Wer die Japaner und ihre Geschichte kennt, wird auch nimmer glauben, dass sie jemals ein sklavisches Volk waren; sie sind im Gegenteil immer kriegerisch und stolz gewesen. Infolgedessen war man bisher gänzlich im Unklaren, wie diese Bezeichnung entstanden ist. Ich glaube nun, ich kann den Schlüssel dazu geben. Das Wort Wodjin stammt offenbar aus der Zeit, in der die Chinesen zuerst mit Japan in Berührung kamen; damals war Japan noch ganz oder fast ganz in den Händen der Aino. Nun ist aber das Eigentümliche, dass kein Volk der Welt so gebückt geht wie die Aino. Ohne Ausnahme geht der Aino in der Weise, dass er die Arme, im Ellenbogen gebeugt, an den Leib hält, den Oberkörper vorn überneigt und ihn dabei ganz starr hält. Diese charakteristische Eigenschaft des Aino ist auf allen Aino-Bildern der Japaner vorzüglich dargestellt. Ich habe den berühmten alten Häuptling Penri, den einzigen Aino, aus dem man überhaupt etwas Vernünftiges herausbringen kann, gefragt: „Warum gehen selbst die kräftigsten Leute so?" „So sind die Aino gegangen, seit es Aino gegeben hat", war die Antwort. Auf solche Weise, glaube ich, lässt sich diese Crux der Sprachforscher ohne Schwierigkeit erklären, um so mehr als ja die Aino sehr klein sind."

Ein Japaner findet eine andere Lösung. Er nimmt an, dass die ersten Japaner, die China besuchten, auf die Frage, wie sie ihr Land nennten, antworteten „*Waga kuni*" d. h. „unser Land". „Waga" wurde, indem man es für einen Eigennamen nahm, zuerst *Wanu* (倭奴), und dann zufolge der chinesischen Gewohnheit, fremde Wörter auf das Prokrustesbett ihrer eigenen einsilbigen Sprache zu spannen, „*Wa*". Aston, der diese seltsame Erklärung mitteilt (a. a. O. p. 41), neigt zu der Hypothese, dass Wa oder vielleicht Wani der Name des herrschenden Stammes oder der Familie sei, von welcher zu einer Zeit die Herrscher Japans genommen wurden. Wani erscheint in der Tat nicht selten im Kojiki und Nihongi als ein Eigenname.

* *Early Japanese History* p. 42.

† Japanische Annalen, S. XVI und 29 f.

durch eine chinesische Autorität noch bekräftigt wird, die Meinung, dass der Name *Nippon* statt *Wa* im Jahre 670 n. Chr. G. eingeführt wurde. Beide messen den mit diesen chinesischen und koreanischen Autoritäten in Bezug auf die Zeit in Widerspruch stehenden Angaben japanischer Quellen, nach welchen der Name Nippon schon früher an die Stelle von Wa gesetzt wurde, wenig Glaubwürdigkeit oder Zuverlässigkeit bei. Ich vermag nach sorgfältiger Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände dem Urteil der beiden ausgezeichneten Japanforscher nicht mehr beizutreten. Ich meine, die Aussagen der japanischen Quellen einerseits und die Aussagen der koreanischen und chinesischen andererseits lassen sich aufs beste in Einklang bringen.

Dass im Nihongi, den japanischen Annalen, lange vor dem Jahre 670 der Name Nippon gebraucht ist, fällt mir natürlich nicht ein, als Beweis dafür anzuziehen, dass er in dieser Zeit bereits in Japan in Gebrauch gewesen sei. Wo er da vorkommt, haben wir es in den meisten Fällen mit Anachronismen zu tun. Die Kompilatoren dieses 720 vollendeten zweitältesten Geschichtswerks haben den zu ihrer Zeit bereits geläufigen Namen in ältere Zeiten zurückverlegt und, wo in ihren Quellen *Wa* stand, dafür *Nippon* substituiert. Zu *einer* Stelle aber, die, ohne Zweifel in Anspielung auf die Bedeutung des Namens, von dem Lande Nippon spricht, bemerkt Aston selbst,* dass sie ein genuiner Fall des Gebrauchs des Namens sein möchte. Es ist die folgende zum Jahr 621: „Zu dieser Zeit hörte Weji, der buddhistische Priester in Koma, von dem Tode des Prinzen Kamu-tsu-miya und war aufs höchste betrübt darüber. Er forderte die buddhistischen Priester zu sich und bereitete ein geweihtes Mahl [für den Geist des Toten], und an dem Tage, an welchem er persönlich über die heiligen Schriften predigte, tat er das Gelübde: » Es ist im LANDE DES AUFGANGS DER SONNE ein Heiliger mit Namen Prinz Kamu-tsu-miya Toyotomimi, der in der Tat ein vom Himmel begnadeter Mann war. Mit den Tugenden eines unergründlichen Heiligen wurde er im LANDE DES AUFGANGS DER SONNE geboren. Die drei Grundprinzipien hatte er in sich. Er folgte den erhabenen Regeln der vorangegangenen Weisen, verehrte die Drei Kostbaren Dinge und erlöste das Volk von seinen Mühsalen. Er war in der Tat ein grosser Heiliger. Nun ist der Prinz gestorben. Ich gehöre zwar einem fremden

* Nihongi, Bd. II, S. 149.

Lande an, doch ist mein Herz mit dem seinen unzertrennlich verbunden...« " *

Der Heilige, von welchem hier die Rede ist, ist der berühmte Fürst, der in der Geschichte unter seinem posthumen Namen Shōtoku-taishi bekannt ist. Der Mann in Koma, einem der Königreiche von Korea, aber, der den Tod des japanischen Prinzen mit so tiefem Gefühl beklagt, war einst sein Lehrer. Es ist der Priester Hyé-chă, der, nach Japan gekommen, dem Nihongi zufolge im Jahre 595 n. Chr. G., am 10. Tag des 5. Monats naturalisiert und darauf vom Thronfolger, der buddhistische Studien bei ihm trieb, zum Lehrer angenommen wurde und erst im Jahre 615 wieder nach Korea zurückkehrte.

Shōtoku-taishi wurde alsbald nach dem Regierungsantritt der Kaiserin Suiko zum präsumptiven Thronfolger ernannt und in Stellvertretung der Kaiserin zur Leitung der staatlichen Angelegenheiten berufen und mit allen Staatsaffairen betraut. Es ist nun für unsere Frage nicht ohne Bedeutung, dass wir eine Nachricht haben, welche besagt, dass eben die Kaiserin Suiko im Jahre 607 einen Brief an den chinesischen Hof sandte mit der Einleitung: „Der Himmelssohn, welcher im LANDE DER AUFGEHENDEN SONNE regiert, sendet diesen Brief dem Himmelssohn, welcher im Lande der untergehenden Sonne regiert." So berichtet das Peh-sze, Abt. Wo-Ch'uen, das uns weiter erzählt: „Der Kaiser (帝 *tei*) las den Brief und war keineswegs darüber erfreut. Er sagte zum Kōrokyō (鴻臚卿): »Der Brief des Barbaren enthält Unhöflichkeiten, gib dich nicht weiter damit ab«." Dr. Florenz, dem wir diese Mitteilung verdanken, gibt weiter an, dass auch ein anderes chinesisches Werk, das 唐類函 T'ang-lui-han, berichte: „Im 20. Jahre Kai-hoang (600), unter Kaiser Wen-ti von der Sui-Dynastie, schickte der König von Japan (*Wa*), dessen Familienname (姓) *Ame* und dessen Rufname (名) *Tarishihikō* ist und der in seinem Lande *Amekimi* heisst, was auf Chinesisch „Kaiser" bedeutet, einen Gesandten an den Hof [von China]. Der von ihm überbrachte Brief lautete...... (genau wie oben!)." Der genannte Autor bemerkt hiezu, der in diesen beiden Stellen erwähnte Brief des japanischen Kaisers sei aller Wahrscheinlichkeit nach derselbe, welchen im Jahre 607 ein japanischer Gesandte namens Imoko überbracht hatte, und der im Nihongi erwähnte Brief des chinesischen Kaisers,

* FLORENZ, Japanische Annalen S. 43 f.

den er nach demselben auf dem Rückwege verlor, werde die Antwort des Kaisers enthalten haben. Die Sendung werde auch im Peh-sze erwähnt: „Im nächsten Jahre schickte der Kaiser den Wenlinlang P'ei Shi-ts'ing nach Japan als Gesandten", sowie im King-tsih-hou-ch'uen-ki (經籍後傳記): „Unter der Regierung von Oharuda wurde Ono no omi Inkō (因高 *Yin-kao* statt *Imoko*) nach Sui geschickt, um Bücher zu beschaffen, und bei der Gelegenheit wurde auch ein Brief mitgeschickt, welcher sich nach der Gesundheit des Himmelssohnes erkundigte. Dieser Brief lautete wie folgt......(selbiger Inhalt wie oben!). Der Kaiser *Yang* (605–617) las ihn und war nicht erbaut davon und war über den hochmütigen Sinn erstaunt. Er schickte den P'ei Shih-ts'ing und andere, im ganzen 13 Mann, in Begleitung Inkō's (nach Japan), um die Verhältnisse des Landes kennen zu lernen." Florenz führt aus, der Name *Tarishihikō*, welchen die chinesischen Historiker dem japanischen Kaiser beilegen, sei jedenfalls korrumpiert aus *Okinaga-tarishihi*, dem Namen des nächstfolgenden Kaisers *Jomei-tennō*. Es liege also eine Verwechslung der beiden Kaiser *Suiko-tennō* und *Jomei-tennō* seitens der chinesischen Historiker vor. Das im T'ang-lui-han angegebene 20. Jahr der Periode *Kai-hoang* entspreche dem 8. Jahre der Kaiserin *Suiko* und sei zweifellos ein Irrtum, während das Peh-sze mit dem Nihongi übereinstimme.

Was liegt nun näher als die Annahme, dass die Abfassung des hier erwähnten Schreibens das Werk des Prinzen war, der unter Suiko-tennō mit der Leitung aller Staatsgeschäfte betraut war? Für eine solche Vermutung fehlt es auch nicht an einer Bestätigung. Nach dem Nihongi überbrachte der Gesandte P'ei Shi-ts'ing einen Brief des chinesischen Kaisers, der begann: „Der erhabene Kaiser erkundigt sich nach dem Erhabenen von Wa". Dieses Schreiben beantwortete die Kaiserin mit einem anderen, das folgenden Wortlaut hatte: „Der Himmelserhabene des Ostens gibt dem erhabenen Kaiser des Westens ehrfurchtsvoll zu wissen etc. etc." Florenz teilt hiezu aus dem *Taishidenreki*, einer im Jahre 992 von Taira no Motochika verfassten Biographie des Prinzen Shōtoku, mit: „Die Kaiserin rief den Thronfolger und andere zu sich und beriet mit ihnen über den Wortlaut der Antwort. Da nahm der Thronfolger einen Pinsel und schrieb folgendes: »Der Himmelserhabene des Ostens erkundigt sich nach dem erhabenen Kaiser des Westens etc. etc.«"

Dass der Prinz der chinesischen Schrift kundig war, geht

auch aus einer anderen Angabe derselben Quelle hervor. Mit Bezug auf die in dem erwähnten Briefe des chinesischen Kaisers angewendeten Titulaturen bemerkt dieselbe: Die Kaiserin fragte den Thronfolger um Auskunft, welcher erwiderte: „Dies ist der Briefstil, mit dem sich der Kaiser (Himmelssohn) an die Vasallenfürsten (諸侯王) wendet. Aber die Zeichen 皇帝 werden nur für Einen im Reiche angewendet, und indem der Kaiser [mit Bezug auf uns] die Zeichen 倭皇 (Erhabener von Wa) gebraucht, bezeigt er sich höflich. Wir müssen daher ehrerbietig sein in unserem Verkehr mit ihm."

So ist denn wohl die Vermutung, dass auch der erste Brief der Kaiserin Suiko an den chinesischen Hof von Shōtoku verfasst wurde, zum mindesten sehr wahrscheinlich. Erinnern wir uns nun, dass sein Lehrer in Koma bei der Kunde von des Prinzen Tod von ihm als einem Heiligen im Lande des Sonnenaufgangs sprach, so legt sich der Gedanke nahe, dass er den Namen *Nippon* von diesem seinem einstigen koreanischen Lehrer lernte. Dieser mag den Thronfolger darauf aufmerksam gemacht haben, welche Bedeutung das Schriftbild für *Wa* im Chinesischen habe, und ihm die neue Bezeichnung an dessen statt suggeriert haben. Unentschieden wird freilich bleiben müssen, ob Weji hiebei dem Prinzen einen Namen an die Hand gab, den er selbst erst *ad hoc* erfand, oder ob derselbe in seiner Heimat, in Korea, als Bezeichnung für das östlich davon gelegene Inselreich bereits im Gebrauche war. Ein chinesischer Autor erwähnt die Tatsache, dass, wenigstens um 540 A. D., die Koreaner Japan das „Grosse Land" (大國) nannten.*

Wie dem immer sei, ich nehme an, dass Shōtoku-taishi, nachdem ihm durch den Koreaner der neue Name an die Hand gegeben war, bei erster Gelegenheit in dem Schreiben nach China, den Namen *Wa* umgehend, von Japan als dem Lande redete, wo die Sonne aufgeht. Mit diesem Neuerungsversuche aber kam er schief an. Der Kaiser von Japan wird nicht so wohl, wie Florenz annimmt, darüber so gewaltig verschnupft gewesen sein, dass der Herrscher von Japan in dem von Imoko überbrachten Schreiben ihn wie einen Gleichstehenden behandelte, als vielmehr darüber, dass er im Gegensatze zu China als dem Lande, da die Sonne untergehe, Japan als das Land bezeichnete, wo die Sonne aufgehe. Aus der Verstimmung des chinesischen

* Aston, Nihongi, Bd. II, S. 42, Anm. 4.

Kaisers geht dann unzweifelhaft hervor, dass der Name *Nippon* zu dieser Zeit als Bezeichnung für Japan noch unbekannt und also bis dahin nicht in offiziellem Gebrauch gewesen war.

Hiemit steht nun gut im Einklang, was das *Shaku-Nihongi*, ein japanischer Nihongi-Kommentar des 13. Jahrhunderts, vermerkt: dass Ono no Imoko, der Gesandte für China, das Zeichen 倭 *Wa* zu ändern wünschte und dafür 日本 *Nippon* setzte, dass aber der Kaiser der Sui-Dynastie blind gegen Vorstellungen gewesen sei und seine Zustimmung nicht gegeben habe.* Wenn aber diese Quelle dann fortfährt, erst in der Periode *Wu-teh* (618–627) sei der Name 日本 *Nippon* zum erstenmale angewendet worden, so steht dies mit dem koreanischen Tongkam m. E. keineswegs, wie Florenz meint, in Widerspruch. Der Name kann langezeit in mehr nichtamtlicher Form angewendet worden sein, bis er offiziell durchdrang. Und 670 ist ja nach dem Tongkam nur das Jahr, in welchem die Japaner der koreanischen Regierung in aller Form *Nippon* als die eigentliche Bezeichnung für ihr Land notifizierten. Aston erwähnt,† dass auch nach einer chinesischen Autorität 670 das Jahr war, wo *Nippon* in China offiziell gebraucht zu werden anfing.

Sonach hätten also nicht die Chinesen dem Inselreich den Namen beigelegt sondern die Japaner selbst, ist gleich die Anregung dazu auf einen Koreaner, den Priester Weji von Koma, zurückzuführen. Bestätigt wird mir dies Ergebnis auch noch durch das *Th'ang-shu*, welches berichtet: Im ersten Jahre der Periode Hien-heng (670) missfiel [den Japanern] der Name 倭 *Wa*, und sie veränderten ihn in 日本 *Nippon*. Der [japanische] Gesandte sagte mit eigenen Worten: „Da unser Land dem Aufgang der Sonne näher liegt [als die anderen Länder], so benennen wir uns nach diesem Umstande".‡

Auch China acceptierte, sein anfängliches Widerstreben aufgebend, allmählich den Namen *Nippon* zur Bezeichnung für Japan. Ein Brief des chinesischen Kaisers an den japanischen vom Jahre 672 war noch adressiert: „Der Kaiser (*Kōtei*) von Gross Thang erkundigt sich respektvoll nach dem Gesundheitszustand des Königs von Wa (倭王)." In einem anderen

* Florenz, Japanische Annalen S. 29, Anm.

† Nihongi, Bd. II, S. 137, Anm. 1.

‡ Florenz, Japanische Annalen S. 30, Anm.

Dokumente eben dieser Zeit aber ist die Bezeichnung 日本王 d. i. König von Japan gebraucht.*

Unhaltbar ist die von japanischen Historikern aufgestellte Behauptung, *Nippon* sei nur die chinesische Uebersetzung des Namens *Hi-no-moto*, der älteren Bezeichnung. Selbstverständlich ist das Gegenteil richtig. *Hi-no-moto* gibt sich deutlich zu erkennen als das später gesuchte japanische Aequivalent für das chinesische *Nippon*. Es verhält sich hier analog wie mit den Namen für die altnationale Religion, wo auch *Shintō* das Ursprüngliche, das japanische *Kami no michi* aber nur die nachträgliche Uebersetzung der chinesischen Bezeichnung ist.

Es könnte zum Schlusse noch die Frage aufgeworfen werden, welchen Namen denn die Japaner selbst vorher für ihr Land gehabt haben. Auf diese Frage trage ich kein Bedenken zu antworten: Keinen. „Unser Land" — das reichte aus. Gilt gleich auch für den Japaner, was die Paradiessage von dem Protisten Adam sagt: Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Felde seinen Namen — er liess doch auch manches unbenannt. So hatte er, ohne dass er dies als Mangel empfand, nie eine besondere Bezeichnung für die Hauptinsel, auf welche die älteren europäischen Schriftsteller durchweg fälschlich den Namen *Nippon* anwandten. Auch daran darf schicklich hier erinnert werden, dass die alte Landesreligion ursprünglich namenlos gewesen und dass das Bedürfnis sie zu benennen erst erwachte, als von aussen eine fremde, die buddhistische Religion, eingeführt worden war.

---

* Siehe ASTON, Nihongi, Bd. II, S. 303, Anm. 1.

Japanische Geschenksitten.

VON

PFARRER E. SCHILLER.

(SCHLUSS).

§ 8. — Art des Verpackens.

Nachdem wir das Wann und Was der Geschenkmachung erörtert haben, erübrigt uns noch, auch über das Wie zu reden. Hier ist zunächst die Art des Verpackens zu besprechen, denn es ist nicht gleichgültig, in welcher Weise das Geschenk überreicht wird. Vor allen Dingen muss alles schön, ordentlich und eventuell auch möglichst grossartig aussehen, weshalb z. B. in Eierkästen, Kuchenschachteln und Apfelsinenkörben sich gar oft erhöhte Böden befinden, so dass das Quantum doppelt so gross erscheint als es wirklich ist. Man verpackt die Geschenke:

a) In Fässchen, wie z. B. manches Eingemachte: Kasuzuke, etwas, das mit Kasu (den Ueberresten bei der Reisweinbereitung) eingelegt ist, oder Misozuke, das mit Miso (einer Sauce aus Weizenmehl, Bohnenmehl und Salz) eingemacht ist, ferner Ayu (Forellen), auch pulverisierter Zucker, wie er gern zu Neujahr geschenkt wird. Würfelzucker, oft mit Kaffeefüllung, wird dagegen in Papierschachteln, pulverisierter Zucker auch in Papierdüten geschenkt.

b) In Holzkästchen, wie z. B. gedörrte Forellen, gedörrte Meerbrasse (Tai), getrocknete Bonite (Katsuobushi oder Katsubushi). Letzteres sind schmale, fossilartig gedörrte Stücke des Fleisches von Bonite, einer Thunfischart, von welchen dünne Spähne in die Suppe, über den Gurkensalat etc gehobelt werden; sie bilden ein notwendiges Stück eines japanischen Haushalts, werden viel zu Neujahr geschenkt, und zwar immer in ungerader

Zahl, mit 3 anfangend,* in kleinerer Zahl auch in Papier gewickelt, und da sie zur Lieblingsspeise der Katzen gehören, jedesmal hinzugefügt, wenn man eine Katze verschenkt.

c) In Porzellangefässen, wie z. B. alles, was mit Zucker eingemacht ist, ferner Konowata, das eingesalzene Innere der essbaren Holothurie (Seegurke), Shimokara, eingesalzener, scharf schmeckender Fisch, manchmal auch frische Fische.

d) In Magemono, runden Dosen aus dünnem, gebogenem Holz, wie z. B. Zucker, Higwashi, trockene Kuchen aus Reis, Weizenmehl und Zucker.

e) In Jūbako, einem Satz aufeinander gesetzter Kästchen aus Porzellan, lackiertem Holz etc, wie z. B. Mochigwashi, Klebreiskuchen.

f) In Körbchen, wie z. B. frische Fische, wobei aber ein Untergestell nötig ist (siehe unten).

g) In Papierumschlag oder Papierschachteln z. B. Kuchen, Eier, getrockneter Tintenfisch, essbare Muscheln, aber auch Hōchō, Küchenmesser, Namasubashi, Spiesse, um Fische beim Ausnehmen und Schneiden in lebendigem Zustande festzuhalten, oder Bratspiesse für Fische, ebenso Sumi, Schreibtusche, ferner Schreibpinsel, Kakekō, d. i. Parfumbüchschen, die im Zimmer aufgehängt werden etc.

h) Ohne Umhüllung, dann aber auf einem Untergestell, werden überbracht z. B. die unter *g* erwähnten Dinge ausser Kuchen und Eiern.

i) Ohne Umhüllung und Untergestell werden z. B. Leuchter und Schachbretter überreicht.

Erwähnt mag werden, dass Fächer gewöhnlich in einem Kasten geschenkt werden. Eine Ausnahme findet bei der Hochzeit statt, wo *zwei* Fächer (nicht mehr und nicht weniger), mit Mizuhiki (vgl. §. 10) zusammengebunden, überreicht werden. Das soll wohl eine Anspielung auf das Band der Ehe sein, welches die *beiden* Ehegatten verbindet. Ein Fächergeschenk ist auch sehr beliebt bei Gelegenheit des ersten Besuches, den man jemanden

* 3 Stück kosten etwa 2 Mark.

macht; im alten Japan machte man ja überhaupt nie mit leeren Händen einen Besuch.

Geldgeschenke müssen auf jeden Fall in Papier gewickelt werden, selbst beim Teegelde im Gasthause ist das Brauch. Nicht nötig ist es beim Kokorozuke und Sakate bei Dienstboten und Arbeitern (vgl. Bd. VIII, Teil 3, S. 259), obwohl es auch hier nichts schadet. So z. B. wird dem Wagenzieher eines Arztes, der infolgedessen von seinem Herrn keinen Lohn erhält, am Hause des Patienten, während der Arzt den Krankenbesuch macht, ein angemessener Geldbetrag in Papier gewickelt überreicht. Die Einwickelmethode ist nicht gerade einfach und hat viele Arten. Es möge genügen zu erwähnen, dass die Aussenseite des Papiers obenauf kommen muss, dass das flach zusammengefaltete Papier die Form eines Rechtecks haben und dass das Ohr des Papiers zum Oeffnen sich rechts befinden soll. Links befindet es sich dagegen bei Geldgeschenken zur Totenfeier (vgl. a. a. O. S. 293), wie man überhaupt bei Trauerfeiern vieles umgekehrt als sonst zu machen pflegt, so z. B. auch den Rock über der Brust umgekehrt zusammenlegt, so dass die rechte statt der linken Seite obenauf kommt.

Uebersendet man Geschenke auf einem Untergestell, so wird dasselbe mit der Breitseite vor dem Empfänger aufgestellt. Die Art des Arrangements der einzelnen Gegenstände auf dem Untersatz ist fest geregelt, z. B. in der folgenden Weise:

a) Bei Kleidern und Kleiderstoffen. Legt man z. B. Kosode, wattierte Seidenkleider (wie etwa bei der Hochzeit, vgl. a.a. O. S. 278) auf ein Untergestell, so stellt man das letztere der Länge nach vor sich und beginnt an der linken Seite die Sachen daraufzulegen und zwar in der Richtung der Hand. Man fasst zu diesem Zwecke ein einzelnes Kosode mit der rechten Hand beim Kragen, fasst die oberen Enden der beiden Aermel mit der linken Hand, legt das Kleid in dieser Weise vor sich auf den Boden, faltet nun den unteren Teil des Kleides von der Lendengegend abwärts so zusammen, dass der untere Saum oben nach hinten kommt, faltet darüber den oberen Teil des Kleides zusammen und deckt das Ganze mit den Aermeln zu. Auf dem Gestelle wird immer das links liegende Kleid mit einem Aermel des rechts liegenden zugedeckt. Doch gibt es auch andere Arten des

Zusammenfaltens je nach dem Grade der Ehre, den man dem Empfänger erweisen will oder muss. Vergleiche die Abbildungen

No 1. Shūgen (Hochzeit) no Kosode auf einem Untergestell.

No 2, 3 und 4. Kosode auf Hirobuta (grossem Tablett).

No 5. Dōbuku (Oberkleid, wie es Gelehrte und Priester viel tragen, siehe Abbildung auf Seite 175 in Brinkley, Unabridged Japanese-Englisch Dictionary, 1896) und Hakama (weite Faltenhosen, wie sie zum zeremoniellen Anzug gehören).

No 6. Chirimen (Seidenkrepp).

No 7. Kinu no Sukimono (dünne, durchsichtige Seide für den Sommer).

No 8. Kamishimo (Staatskleid, vgl. Bd. VIII, Teil 3, S. 279).

No 9. Mawata (Floretseide).

b) Bei Fischen. Hat man das Gestell der Länge nach vor sich gestellt, so legt man den Fisch mit dem Kopfe nach links der Länge nach darauf, und zwar muss der Unterleib des Fisches, wenn es ein Flussfisch ist, dem Arrangierenden zugekehrt, wenn es ein Seefisch ist, dagegen abgekehrt sein. Zwei Fische legt man nicht quer sondern in der Richtung der Hand, und zwar mit dem Bauche einander zugekehrt. Sind es viele Fische, so legt man sie auch gern paarweise, mit dem Bauche einander zugekehrt; der erste Fisch links hat also den Rücken nach links und die Augen nach rechts gewendet. Liegen die Fische in mehreren Reihen, so legt man die hinterste Reihe zuunterst, so dass die vorderen Reihen immer halb auf den vorhergehenden liegen. Vergleiche die Abbildungen

No 10. Seefisch (oben) und Flussfisch (unten).

No 11. Ein Paar Fische.

No 12. Ein Paar Tai (Meerbrasse), hübsch arrangiert.

No 13. Viele Fische auf einem Untergestell.

No 14. Tintenfische.

No 15. Katsuobushi (vgl. oben unter *b*).

c) Bei Geflügel. Man legt Geflügel mit dem Kopfe nach links und dem Bauche nach oben. Den Kopf eines grossen Vogels biegt man zurück und drückt ihn unter den rechten Flügel, welchen man etwas auszieht. Dies geschieht aber nicht bei kleinen Vögeln, wie Wachteln, Feldlerchen und Sperlingen (Kansuzume, siehe a. a. O. S. 266), die in jeder Jahreszeit verschieden aufgestellt werden. Im Frühling und Sommer fängt man nämlich links mit einem männlichen Vogel an, im Herbst und Winter mit einem weiblichen. Die Vögel werden in der Regel paarweise zusammengelegt, so dass ein männlicher und ein weiblicher abwechselt. Vergleiche die Abbildungen

No 16. Gan (Wildgans) und Kamo Wildente).
No 17. Mehrere Vögel.
No 18. Kiji (Fasan).

d) Bei Ori no Mono, d. h. Sachen, die in Kästchen sind, wie z. B. essbare Seemuscheln, Tintenfische, Katsuobushi (vgl. oben unter *b*), Gemüse, Kuchen, Eiern—die letzteren schenkt man besonders gern zu Neujahr und in der Kälteperiode (siehe a. a. O. S. 266)—Vergleiche die Abbildungen

No 19. Kwashi (Kuchen).
No 20. Nobegami (Papier, welches die Taschentücher vertritt).

Werden die Geschenke in Papier gewickelt, was namentlich bei Sachen geschieht, die weder auf einem Untergestell noch in Kästchen oder andere Behälter verpackt überreicht werden, so gelten natürlich auch hier wieder viele Regeln, die wohl zu beachten sind. So ist z. B. die Wahl des Papieres nicht gleichgültig, ebensowenig wie die preussische Bureaukratie es durchgehen lassen würde, wenn man eine Eingabe auf anderem als dem amtlich vorgeschriebenen Papier machen wollte. Als Papiersorten erster Klasse zum Einwickeln der Geschenke gelten in Japan diejenigen, welche Danshi und Hōsho genannt werden. Danshi ist dickes, weisses Papier aus den Fasern des Papiermaulbeerbaumes hergestellt, mit rauher Oberfläche; das grosse Format heisst Ōtakadanshi, das kleinere Kotakadanshi. Hōsho hat seinen Namen daher, dass einst die Instruktionen (Hōsho)

des Kamakura-Shōgunates auf solchem Papiere geschrieben wurden (vgl. auch a. a. O. S. 279). Als Papier zweiter Klasse gilt Hikiai oder Hikiawase, das ebenfalls in zwei Formaten, einem grösseren (Ōhikiawase) und einem kleineren (Kohikiawase), verwandt wird. An dritter Stelle gebraucht man Sugihara(gami), das zu Sugihara im Bezirke Ittō im Lande Harima fabriziert wird.

Die Art des Einwickelns für die verschiedenen Gegenstände, je nachdem es Kleiderstoffe, Handschuhe, Pfeile, Bogen etc sind, ist sehr verschieden und so kompliziert, dass von einer näheren Auseinandersetzung besser abgesehen und auf die bildlichen Beispiele in No 21 verwiesen wird.

Europäische Waren lässt man gern im europäischen Papier wegen der Seltsamkeit desselben, ausser wenn dasselbe zu sehr beschädigt ist.

Noch ist zu bemerken, dass es ein Gebot der Höflichkeit ist, ein Geschenk so einzuwickeln, dass es oben und unten aus dem Papier herausragt, so dass der Empfänger es sofort erkennen kann. Denn bei der Entgegennahme eines Geschenkes darf man seine Freude keineswegs so stürmisch äussern, dass man etwa die Verpackung öffnete, um den Inhalt sich anzusehen. Das darf man erst nachher, wenn man allein ist. Einige Gegenstände werden allerdings ganz eingewickelt, wie z. B. Medizin und Weihrauch; dann muss aber der Inhalt aussen auf die Verpackung aufgeschrieben werden, ebenso wie es bei Kasten und Schachteln geschieht (vgl. § 10).

§ 9. — Die eigentlichen Geschenkabzeichen: Mizuhiki und Noshi.

Alle Geschenke, welche in Papier eingewickelt werden, und vielfach auch andere werden zeremoniell mit Mizuhiki (das irrige Mizoshiki a. a. O. S. 264 ist hiernach zu verbessern) umwunden, unter welches ein Noshi gesteckt wird. Bei Geschenken, die auf einem Untergestell überreicht werden, wird gern ein gebundenes Mizuhiki und ein oder mehrere Noshi oben darauf gelegt.

Das Mizuhiki besteht aus fünf in der Mitte durch Gold- oder Silberpapier zusammengehaltenen dünnen, gerollten Papierfäden (vgl. Abbildung No 22, *a*). Gewöhnlich ist die linke Hälfte weiss, die rechte rot gefärbt. Ist aber als rechter Farbstoff Beni verwandt, d. i. ein roter Farbstoff von der

Safranpflanze, mit welchem die Japanerinnen die Mitte der Unterlippe zu schminken pflegen, so wird diese Hälfte des Mizuhiki statt rot ganz dunkelgrünschwarz. Andere Mizuhiki sind links silber- und rechts goldfarbig, bei Trauergeschenken links weiss und rechts schwarz oder auch ganz weiss. Neuerdings sieht man auch eine andere Variation, indem jeder der fünf Fäden, ohne dass eine Zweiteilung in rechts und links stattfände, eine der fünf japanischen Hauptfarben: rot, gelb, grün, schwarz und weiss (vgl. a. a. O. S. 260, Anmerkung) darstellt.

Genau vorgeschrieben ist auch die Form des Knotens, der in der Regel auf der Mitte der Oberseite des eingewickelten oder eingepackten Geschenkes sich befinden soll. Bei runden Gegenständen macht man nur eine Schlinge (Katawana) links vom Knoten und lässt die Enden der Fäden rechts nach oben stehen (vgl. Abbildung No 23), desgleichen bei kleineren Gegenständen. Bei flachen Gegenständen aber bringt man zwei Schleifen nach beiden Seiten hin oben an (Morowana) und lässt die Enden kreuzweis rechts und links schräg herunterhängen (vgl. Abbildung No 24 und No 22, *b*). Eine Schleife heisst auch In, zwei Schleifen auch Yō; das erstere ist das weibliche, das andere das männliche Prinzip der chinesischen Philosophie, nach welchen beiden Prinzipien alle Dinge eingeteilt sind. Gehört also ein Geschenk zu Yō, z. B. ein Bäumchen, so bindet man zwei Schlingen, gehört es zu In, z. B. eine Blume, so bindet man nur eine Schlinge.

Andere Arten des Bindens siehe Abbildung No 22 unter *c* und *d*, während *a* das ungebundene Mizuhiki zeigt.

Neuerdings hat man, z. B. für Geldgeschenke an die Diener, für Teegeld etc auch fertige Couverts auf welchen Mizuhiki, in der üblichen Weise gebunden, und Noshi gleich aufgedruckt sind.

Das Noshi ist ein in mannigfaltiger Weise, jedoch nach einer Hauptform, zusammengefaltetes buntes Papier, gewöhnlich mit einem schmalen goldenen Papierstreifen quer umwunden, aus welchem oben und manchmal auch unten ein schmaler Streifen Awabi, essbares Meerohr (Haliotis), hervorragt. Vergleiche die vier Beispiele in Abbildung No 25. Der volle Name des Noshi ist darum Noshiawabi. Der erste Bestandteil dieses Wortes, Noshi, ist vielleicht eine Verkürzung aus Nobashi, d. h. Ausdehnung. Das ist ein glückbedeutendes Wort; man drückt durch die Ueberreichung des Noshi den Wunsch aus, dass sich vor dem Empfänger ein glückliches Leben ausdehnen möge,

so wie das zum Noshi zusammengefaltete Papier sich ausbreiten lässt. Wem diese Erklärung zu künstlich erscheint, der möge nicht vergessen, dass in Japan bei Geschenken überhaupt die Bedeutung des Wortes bei der Auswahl des Geschenkes eine wichtige Rolle spielt (vgl. weiter unten § 12), wie ja auch keine andere Sprache so reich an Worten mit mehrfacher Bedeutung ist wie die japanische.

Der eigentümliche Usus, einen schmalen Streifen Awabi in das zum Noshi gefaltete bunte Papier zu stecken, hat seinen Ursprung darin, dass im Anfange das Noshi überhaupt nichts anderes als ein eingewickeltes Awabi-Geschenk gewesen ist. Awabi war ein Reisegeschenk, Miyage (vgl. a. a. O. S. 259 und 260), welches die Scharen von Pilgern ihren Freunden und Verwandten von dem Tempel der Sonnengöttin in Ise, der Stammmutter des Kaiserhauses, Daijingū, dem Hauptshintōtempel des Landes, mitzubringen pflegten, wohin früher eigentlich jeder einmal im Leben, zumal in der Jugend, pilgerte, wenn er hoffen wollte im Leben zu prosperieren. Lehrlinge entliefen darum ihren Meistern, und selbst fromme Hunde sollen laut Volkserzählungen die Wallfahrt gemacht haben. Allmählich wurde nun Awabi ein beliebtes Geschenk, das man anderen Geschenken hinzufügte, und schliesslich schrumpfte es immer mehr zusammen, so dass heute die bunte Umhüllung die Hauptsache ist und das Ganze, das Noshiawabi, nur noch die Bedeutung eines dekorativen Geschenksymbols hat.

Statt des Awabi gebraucht man zuweilen auch Kobu oder Konbu, essbaren Seetang (Laminaria Japonica), der vielleicht ebenfalls ursprünglich als Miyage von Ise mitgebracht wurde. Kobu hat eine schwärzlich-weissgraue Farbe, wird von Kindern gern roh gekaut, aber auch sonst in der Küche verwendet; er wird als Geschenkzeichen ähnlich umwickelt wie Awabi und das Ganze ebenso mit einem goldenen Papierstreifen umwunden. Doch ist sein Gebrauch seltener geworden. Kobu kann nur bei glücklichen Anlässen verwandt werden, denn Kobu ist der letzte Teil des Wortes yorokobu d. h. sich freuen. In Teijō Sakki (vgl. a. a. O. S. 257) freilich schreibt Teijō Ise, dass es in früheren Zeiten Hirome genannt worden sei, d. h. ein breites (hiroi) Seegras (me). Hirome enthält aber ein Wortspiel und bedeutet Ausbreitung, glückliches Leben, ähnlich wie oben Nobashi. Uebrigens wird wegen der Wortbedeutung Nobashi auch das Noshi bei Trauergeschenken weggelassen.

§ 10. — Die Geschenkaufschrift.

Hat man das Geschenk richtig mit Mizuhiki umwunden und an der rechten Seite desselben oder rechts oberhalb desselben das Noshi mit der Spitze nach unten angebracht, so fügt man die Aufschrift hinzu. Diese kommt also entweder auf den Deckel des Kastens oder der Schachtel oder auf das Einwickelpapier zu stehen. Man schreibt die Aufschrift von oben nach unten, wie die japanische Schrift läuft, und zwar in der Länge der Adern des Holzes oder der Schachtel. Quer zu den Adern zu schreiben ist verpönt, denn so schrieb man einst die Aufschrift auf den Holztafeln, die neben dem ausgestellten Kopfe eines Enthaupteten angebracht waren und die Ursache der Hinrichtung angaben.

Ueberreicht man das Geschenk, so wird es natürlich so vor den Empfänger gestellt, dass er die Schrift bequem von oben nach unten lesen kann. Nur lange Kasten stellt man quer, so dass der Empfänger sie von links nach rechts liest. Abbildung No 26 zeigt Aufschrift und Aufstellungsweise eines langen Kastens, No 27 einer runden Schachtel, No 28 eines kleinen Kastens. Bei einer runden Schachtel (Magemono) ist darauf zu achten, dass das Band zum Oeffnen, gewöhnlich ein Streifen Kirschbaumrinde, zur linken Hand des Empfängers sich befindet, so dass er die Dose mit der rechten Hand bequem von links nach rechts öffnen kann. Die dem Empfänger zugekehrte Seite heisst On Mae (geehrtes Vordere) oder Yō no Kata (Seite von Yō, dem männlichen Prinzip der chinesischen Philosophie), die abgekehrte Seite heisst In no Kata (Seite des weiblichen Prinzips). Unter den Kästchen und Schachteln ist ein Fussgestell angebracht, entweder rund herum oder gewöhnlich an den beiden Seiten rechts und links vom Empfänger.

Die Aufschrift besteht aus folgenden Stücken:

1) In die Mitte oberhalb der Schleife des Mizuhiki schreibt man Jō (上), das Zeichen für ‚oben' = ‚hinauf', d. h. Hinaufgeben zu dem Empfänger. Höflicher ist es, Teijō oder gewöhnlicher Shinjō (vgl. Abbildungen No 26 und 27 oben rechts) zu schreiben; beides bedeutet ‚ehrfurchtsvoll hinaufgeben'. Bei Geschenken an die Kami (Shintōgötter), Hotoke (buddhistische Gottheiten) und den Kaiser gebraucht man die feierlicheren Worte Kenjō

oder Hōken (dargebrachtes Opfer), bei Hochzeiten schreibt man Go Shūgi (geehrten Glückwunsch), bei Geschenken an Diener z. B. Kokorozuke (eine Aufmerksamkeit, vgl. a. a. O. S. 258 u. ff., Shimmots, Shūgi, Kokorozuke, Kenjōmono, Hōnō u. Kennō).

2) An die Stelle der obigen Worte tritt auch die Bezeichnung des geschenkten Gegenstandes, besonders bei geschlossenen Kästchen und Schachteln, ausser wenn eine besondere Geschenkliste (vgl. § 11) überreicht wird. Auch bei Geschenken, die so eingewickelt sind, dass der geschenkte Gegenstand erkennbar oben und unten herausragt, wäre es widersinnig, seinen Namen noch oben darauf zu schreiben. Wird der Name des Geschenkes aufgeschrieben, so rücken die obigen Worte unter 1) nach rechts oben, wie auf Abbildung No 26 und 27, oder fallen ganz weg, wie auf Abbildung No 28. Auf Abbildung No 26 steht in der Mitte oben ‚getrockneter Tai‘ (Meerbrasse), auf No 27 ‚Zucker‘ und auf No 28 ‚Reisschüsselchen‘. Gewöhnlich klebt schon der Laden, wo das Geschenk gekauft ist, eine Etikette mit dem Namen des Gegenstandes oben in die Mitte, der Laden bringt dann auch wohl statt des Mizuhiki einen anderen farbigen, gewöhnlich grünen Papierstreifen an.

3) Gibt man Zahl oder Gewicht des geschenkten Gegenstandes an, so schreibt man dies genau in die Mitte unter die Schleife des Mizuhiki. So steht z. B. auf Abbildung No 26 (getrocknete Meerbrasse) ‚10 Stück‘, auf No 27 (Zucker) ‚10 Pfund‘, auf No 28 (Reisschälchen) ‚zwanzig‘.

4) Die Adresse des Empfängers schreibt man links oberhalb des Mizuhiki, und zwar gilt als alte Regel, oberhalb des Zeichens 上 ‚ich gebe hinauf‘ zu beginnen, wenn der Empfänger höher im Range ist als der Absender, in gleicher Höhe zu beginnen, wenn er von gleichem Range ist, und sonst etwas tiefer unten anzufangen.

5) Den Namen des Absenders kann man an die Stelle der Stückzahl (vgl. 3) setzen. Je nach dem Range schreibt man dann den Namen entweder mehr links oder in die Mitte oder mehr rechts. Gibt man aber Stückzahl oder Gewicht an, so setzt man den Namen des Absenders nicht hin, sondern gibt lieber eine Visitenkarte mit.

§ 11. — Geschenkverzeichnis und Utsuri.

Es gehört zum guten Ton, dass man selbst bei einem einzigen Geschenke noch ein besonderes Schriftstück überreicht, welches Mokuroku (Namenliste) heisst und ein Geschenkverzeichnis darstellt. Es ist dessen schon einmal Bd. VIII, Teil 3, S. 278 u. 279 bei Gelegenheit der Hochzeitsgeschenke Erwähnung getan worden. Das Papier, welches zum Mokuroku gebraucht wird, ist Hōsho oder Hikiawase (vgl. § 8). Die langen Bogen werden in der Mitte einmal gefaltet und nach hinten umgeschlagen. Dann beginnt man rechts mit der Aufschrift Mokuroku und setzt dann ein Item nach dem anderen von rechts nach links neben einander, in dem man jedes Item in der Weise der japanischen Schrift von oben nach unten schreibt, über jedes einzelne Item einen Querstrich setzt (wie es überhaupt bei Schriftstücken, die eine Aufzählung einzelner Posten enthalten, üblich ist) und unter das Item die Stückzahl oder das Gewicht schreibt. Links am Ende des Verzeichnisses steht Ijō = das Obere oder Vorhergehende, zum Zeichen, dass die Reihe abgeschlossen ist, oder auch Shime = Abschluss. Beide Worte werden aber auch am Ende von anderen Schriftstücken, z. B. Briefen, gebraucht, Shime schreibt man bei Briefen noch aussen aufs Couvert auf die zugeklebte Stelle. Weiter links von diesen Worten bringt man schliesslich Jahr und Datum an (vgl. Abbildung No 29).

Es ist seit alters üblich, bei der Aufzählung der einzelnen Posten in der Geschenkliste Shōjinmono voranzustellen. Das sind vegetabilische Speisen, wie sie der Buddhismus, der jedes Töten, auch von Tieren, verbietet, seinen Gläubigen eigentlich allein erlaubt. In Wirklichkeit beschränken sich freilich nur die Priester einiger strengerer Sekten sowie Laien im Falle einer besonderen religiösen Uebung, z. B. während einer Wallfahrt (gewöhnlich nur auf dem Hinwege) und während der strengen Trauer, auf solche Pflanzenkost. Fisch und Geflügel kommt nach den Shōjinmono — Fleisch wurde im alten Japan nicht gegessen —, aber Reisbranntwein soll sogar dem Fische vorangesetzt werden, eine Reihenfolge, welche die altjapanische Wertschätzung der einzelnen Speisen erkennen lässt.

Vom eigentlichen Mokuroku ist zu unterscheiden Origami, d. h. ‚gefaltetes Papier'. Es wird gebraucht, wenn man statt des Geschenkes Geld zum Ankauf eines solchen übersendet. Auch

in diesem Falle wird gewöhnlich das Hikiawase-Papier verwandt, was ebenso wie beim Mokuroku gefaltet wird. Auf einer solchen Liste rechnete man früher nach hiki, z. B. Sembiki, tausend Stück, Sengohyappiki, 1500 Stück. Hiki war das Zählwort für das alte Geld, welches selbst nach seiner Gestalt Chōmoku, Vogelauge, hiess. Ein Chōmoku war etwa ½ Pfennig im Werte gleich. Seit der Tokugawazeit wurde es aber Mode, immer Kinsu = Geld voranzusetzen, und man schrieb dann Kinsu Sembiki, Kinsu Sengohyappiki etc. Noch besser war es, wenn man schrieb: Sakanadai Gohyappiki, Geld für Fisch 500 Stück, Tarudai Sembiki, Geld fürs Fass (nämlich Reisbranntwein) 1000 Stück. Natürlich ist bei solchen Geldgeschenken das Geld zeremoniell einzuwickeln (vgl. § 8) und auf einem Gestell zu überreichen.

Von Mokuroku ist ferner zu unterscheiden Chūmon, d. h. Bestellung. Man händigt statt eines Geschenkes oder des dafür bestimmten Geldes dem zu Beschenkenden einen Bon auf einen Laden ein, wo er das Geschenk zu einer ihm gelegenen Zeit erheben kann, was z. B. bei Fischen und Eiern für den Empfänger oft angenehmer ist. Das Chūmon wird nicht gefaltet, sondern ist ein langer Zettel. Man schreibt z. B. Hitotsu Kamo go Wa, 5 Stück Wildente, oder Hitotsu Takigi jū Da, 10 Pferdeladungen Brennholz.

Alle diese Schriftstücke werden nicht in Sōsho, Grasschrift, d. h. Kursivschrift, geschrieben sondern in Kaisho, der quadratischen Schrift, wie sie besonders bei Druckwerken benutzt wird. Ferner benutzt man in denselben stets die einfacheren, nicht die komplizierteren Zahlzeichen.

Erwähnenswert sind auch die Namen für Sake, Reisbranntwein, in diesen Schriftstücken. Man schreibt z. B. Morohaku = reiner Sake, oder Jōshu = Sake von I^a^ Qualität, oder Seishu = reiner Sake, oder Masamune, ein in der Gegenwart sehr beliebter Name für Sake, welcher aufrichtiges oder gerades Herz bedeutet und eigentlich ein männlicher Vorname ist — es ist das ein Wort, welches den Temperenzpredigern in Japan nicht geringe Verlegenheit bereitet, da sie genötigt sind, Masamune, d. h. das aufrichtige Herz, zu verdammen. In sehr höflichen Fällen schreibt man auch Yanagidaru; das ist aber der Name eines lackierten Holzgefässes, in welchem der Sake zuweilen überreicht wird.

Ist nun das Geschenkverzeichnis fertig gestellt, so faltet man es noch zweimal und wickelt es dann in vorgeschriebener Weise in gutes Papier, z. B. Sugihara, umwindet es mit Mizuhiki

und schreibt in die Mitte der oberen Hälfte Mokuroku, siehe Abbildung No 30. Ist Geld mit eingewickelt, so schreibt man auf die obere Hälfte gern den Zweck des Geldes, z. B. On Kwashi-ryō, Kuchengeld, oder On Sakana-ryō, Fischgeld, siehe Abbildung No 31; auf die untere Hälfte kann man auch die Angabe der Geldsumme setzen.

Der Empfänger hat einen Empfangsschein zu schreiben, in welchem das ganze Mokuroku wiederholt ist. An Stelle von Ijō oder Shime steht dann die Empfangsbescheinigung: ‚Die rechts stehenden Sachen habe ich für lange Zeit (hisashiku) respektvoll erhalten'. Es folgt Datum, Name des Geschenkempfängers und Adresse dessen, an welchen der Schein gerichtet ist, aber kein Stempel, was sonst in Japan bei Unterschriften unerlässlich ist; es soll wohl der Charakter des geschäftsmässig Formellen vermieden werden. Bei der Adresse gebraucht man für ‚Herr' das Wort Dono und nicht Sama, wie sehr oft auf Briefadressen.

Hat man ein Geschenk in einem Gefäss, z. B. in einer Schüssel oder auf einem Tablett empfangen — es ist dann gewöhnlich auch mit einem Deckchen aus buntem Seidenkrepp (Fukusa) zugedeckt, — so legt man beim Rücksenden des Gerätes ein Utsuri hinein und darauf das zusammengefaltete Fukusa. Das Utsuri, d. h. Entfernung, nämlich Entfernung des Gerätes, besteht aus 5, 7, 10 oder 13 zusammengefalteten Bogen weissen Taschentuchpapiers, auf welchem ein zeremoniell eingewickelter Geldbetrag liegt im Werte von 10 % (ichi Wari) oder bei kleineren Geschenken von 20 % (ni Wari) des geschenkten Gegenstandes. Dies Geld gehört dem Diener, welcher es überbracht hat. Er erhält es aber erst von seiner eigenen Herrschaft, die das Utsuri in Empfang nimmt, so wie überhaupt in Japan die Diener alle Geschenke, die sie von Hausfreunden und Gästen erhalten, auch Geldgeschenke, erst der Herrschaft zeigen und so gleichsam erst von dieser nachträglich die Erlaubnis zur Annahme erhalten.

§ 12. — Verschiedene beim Schenken zu beachtende Regeln.

1) In allen Büchern über den guten Ton wird empfohlen, dass man beim Schenken das Uebermass vermeiden soll. Der Grund ist wohl der, dass man durch ein grosses Geschenk den Empfänger gleichsam moralisch zwingt,

wieder ein grosses Geschenk zu machen. Darum sagt das Sprichwort ‚Kabi naru Reimotsu wa Hireimotsu', d. h. ‚Ein übertriebenes Geschenk wird zum Unhöflichkeitsgeschenk'.

2) Es ist selbstverständlich, dass man bei der Auswahl eines Geschenkes Rücksicht auf die Jahreszeiten nimmt. Es wäre lächerlich, im Sommer ein Hibachi, Feuerbecken, oder im Winter ein Sommerkleid zu schenken.

3) Macht man ein Geschenk zu einem Umzuge in ein neues Haus, so muss man alle Sachen vermeiden, in deren Namen das Wort Hi, Feuer, vorkommt, sowie auch alle diejenigen, welche rot, d. i. die Farbe des Feuers, oder hellgrün gefärbt sind. Das letztere deshalb, weil ‚hellgrün' moegi heisst, dieses aber auch verstanden werden kann als ‚Verbrennen (Moe) des Holzes (Ki)'. Anspielungen aber auf Feuersbrünste, eine der Geisseln Japans, die z. B. in Tokyo so häufig sind, dass man sie Yedo no Hana, Blumen Tokyos nennt, sind zu vermeiden.

4) Macht man einem Kranken ein Geschenk, so ist rotschuppiger Tai (Meerbrasse) sehr passend. Der blaue Tai ist zu vermeiden, da die blaue Farbe traurig stimmt. Ebenso ist in einem solchen Falle die Vierzahl der Geschenke zu vermeiden, denn das Wort shi = 4 kann auch Tod bedeuten, was natürlich einen Kranken erschrecken würde.

5) Bei Hochzeiten und überhaupt bei Geschenken an Ehepaare vermeide man Sachen, welche die Farbe von Affenhaaren haben; denn das Wort Saru = Affe bedeutet auch ‚scheiden' und könnte also an Ehescheidung erinnern, die ja in Japan so häufig ist, dass der Gedanke an sie näher liegt als bei uns.

6) Bei der Mannbarkeitsfeier eines Knaben (vgl. Bd. VIII, Teil 3, S. 285–286) darf man keine Kirimochi, geschnittene Klebreiskuchen, schenken; denn kiri = schneiden erinnert an Wunden und Tod. Aus demselben Grunde vermeidet man in diesem Falle auch Azuki, eine Art kleiner roter Bohnen, obwohl sonst bei Festen, besonders an Geburtstagen, Azukimeshi, Reis, mit solchen roten

Bohnen gemischt, unbedenklich gegessen wird. Die Azuki haben die Eigentümlichkeit, dass sie sich beim Kochen an der Bauchseite spalten, was an Harakiri, Selbstmord durch Bauchaufschlitzen, erinnert; daher ihre Verpönung bei Gembuku no Iwai.

7) Unter Fische, welche man schenkt, legt man kein Bambuslaub; denn das war Brauch bei der letzten Mahlzeit von Samurai, Kriegern, welche zum Harakiri verurteilt waren, die vor der Ausführung der Selbstentleibung noch Reisbranntwein und Fisch genossen.

8) Alle Geschenke sind daraufhin zu prüfen, ob nicht ihr Name durch eine zweite Bedeutung des Wortes als eine böse Anspielung aufgefasst werden oder traurige Gedanken erwecken kann (vgl. vorher 3–6). Solche Zweideutigkeiten kommen ja in der japanischen Sprache so unendlich oft vor, dass zwei Japaner bei der Unterhaltung gar manchmal genötigt sind, das Schriftzeichen des Wortes, welches sie meinen, mit dem Finger in die Luft oder in die Hand zu schreiben, um sich verständlich zu machen. Auf solchen billigen Wortspielen beruht dann auch ein guter Teil des japanischen Witzes sowie der Gesellschaftsspiele, so z. B. eine Art amüsanter Glückslotterie, wobei der gezogene Gegenstand eine scherzhafte Antwort auf eine gestellte Frage darstellt. Sind beim Schenken Gegenstände mit ominösen Namen zu vermeiden, so sind solche mit glückbedeutenden Namen um so willkommener. Daher der enorme Gebrauch von Katsuobushi, Hobelfisch (vgl. § 8, *b*), denn dieses Wort kann auch geschrieben und verstanden werden als ‚Sieg des Ritters'.

9) Bei Weihrauch und sonstigem Räucherwerk kann man nicht Hitotaki (1 Taki) und auch nicht Mitaki (3 Taki) schenken. Taki-Brennen ist das Zählwort bei solchen Sachen. Hitotaki kann man aber auch übersetzen mit ‚Das Brennen des Menschen' und Mitaki mit ‚Das Brennen des Körpers', was eine Anspielung auf Umkommen bei einem Brande oder auf die in Japan übliche Leichenverbrennung sein könnte.

10) In ähnlicher Weise darf man Sachen, bei welchen das Zählwort Kire (Abschnitt = Stück) gebraucht wird, z. B.

Schnittwaren, nicht in der Dreizahl schenken, denn Mikire, 3 Stück Schnittwaren, kann auch mit ‚Schneiden des Körpers' übersetzt werden.

11) Die Zahlen 4 und 6 sind bei Geschenken zu vermeiden. Denn shi=4 bedeutet auch Tod (vgl. oben 4), weshalb man auch im gewöhnlichen Leben ‚4 Jahre' nicht gern mit shi Nen (auch gleich ‚Todesjahr') sondern mit yo Nen, ‚4 Uhr' nicht gern mit shi Ji (auch gleich ‚Todesstunde') sondern mit yo Ji, ‚4 Taler' nicht mit shi Yen (auch gleich ‚Todestaler') sondern mit yo Yen übersetzt. Die Zahl 6 ist zu vermeiden, weil ‚mutsu', wenn es in Zusammensetzungen zu ‚mu' wird, auch die Bedeutung von ‚nichts' hat.

12) Ueberhaupt sind die geraden Zahlen beim Schenken zu vermeiden, bei kleineren Sachen z. B. Bonite, natürlich auch die Zahl 1, weil 1 Bonite zu ärmlich aussieht. Bei Sachen, die man paarweise schenkt z. B. Geflügel, kann man unbedenklich 1 Paar, 2 Paar oder 3 Paar etc schenken, obwohl es dann 2, 4, 6 etc Stück werden; hier wird eben nach Paaren gezählt. Auch die Zahl 10 ist erlaubt, weil es eine vollkommene Zahl ist, desgleichen 12, 20, 30, 40, 50 und 100. Von den ungeraden Zahlen sind ausser 1 bei kleinen Geschenken 9 und 11 zu vermeiden, wohl wegen der Nähe von 10. Kurz und gut, auch hier ergeben sich wieder allerlei komplizierte Regeln.

13) Bei Hochzeits- und Trauergeschenken darf man das Mizuhiki nicht in zwei Schleifen binden, sondern man macht nur eine einzige (vgl. § 9). Zwei Schleifen könnten darauf hinweisen, dass man eine Wiederholung des Ereignisses wünscht, als eine neue Hochzeit infolge von Ehescheidung oder einen neuen Todesfall. Andere freilich sagen, dass eine Doppelschlinge (vgl. Abbildung No 22, *b*) an das Zahlzeichen für vier (四) erinnert, shi= vier aber auch Tod bedeutet (vgl. unter 11).

DIE BESIEDLUNG

VON

KRONLAND auf Hokkaido.

[Referat über einen Vortrag, gehalten in der Sitzung in Yokohama am 4. Februar 1903 von Herrn Kgl. Preuss. Regierungs- und Forstrat **H. Schilling**, z. Zt. forstl. Beirat im Kaiserl. Japanischen Hausministerium.]

Die zur landwirtschaftlichen Nutzung bestimmten Kronländereien gehören zur Verwaltung des Kaiserlichen Hofforstamtes zu Tokyo. Sie liegen, abgesehen von kleineren, überall in den Waldtälern zerstreuten Teilen, in 3 grossen Stücken zusammen: eine Fläche von 3.500 ha bei Kamigawa (=Asahigawa), eine von 9.000 ha bei Teshkaga und eine dritte von 10.000 ha bei Teshio. Die Kamigawaländereien gehören zum Kronfideikommissvermögen, die übrigen zwar augenblicklich noch zu den gewöhnlichen Krongütern, sie sollen jedoch demnächst gleichfalls dem Kronfideikommiss einverleibt werden. Hieraus folgt, dass die Flächen unveräusserlich sind und nur in eigener Verwaltung oder durch Verpachtung genutzt werden können. Die Kamigawaländereien sind bereits voll besiedelt, in Teshkaga hat die Besiedlung erst begonnen, in Teshio sind bis jetzt nur die Vermessungsarbeiten ausgeführt. Soweit die Besiedlung noch nicht erfolgt ist, sind die Flächen mit Urwald bestanden. Die Nutzbarmachung dieses wertvollen Landbesitzes beginnt mit der Vermessung, Kartierung und Teilung in regelmässig sich aneinander schliessende Rechtecke von 5 ha Grösse. Nur längs des Umrings bleiben unregelmässige Restflächen übrig. Die Grenzpunkte der einzelnen Grundstücke werden örtlich durch Pfähle bezeichnet. An die Vorarbeiten schliesst sich das öffentliche Ausgebot der Pachtflächen. Die sich meldenden Pachtlustigen haben unter denselben freie Wahl. Haben sie sich entschieden, so wird mit jedem ein besonderer Pachtvertrag von

bestimmt vorgeschriebener Form abgeschlossen, dessen Bedingungen weiter unten noch näher angegeben werden.

Die ersten Arbeiten der jungen Ansiedler bestehen in dem Abbrennen des Urwaldes und in der Errichtung einer Wohnstätte auf der Pachtfläche. Wegen der Armut der Pächter und des Mangels an bautechnischen Kenntnissen lassen die letzteren anfangs viel zu wünschen übrig und werden erst ganz allmählich so hergerichtet, dass sie ausreichenden Schutz gegen die langen und harten Winter gewähren.

Dem Hausbau folgt unmittelbar die Reinigung des Bodens vom Bodenüberzuge, die Einsaat von Hirse oder Buchweizen und die Entfernung des abgestorbenen, meist halb verkohlten Holzbestandes. Diese Fällungsarbeiten werden in der Regel im Winter ausgeführt, wenn der hartgefrorene Schnee den Transport erleichtert.

Die gefällten Stämme werden einfach bis zum nächsten Wasserlauf gebracht, hineingeworfen und sich selbst überlassen. Das auf der Fläche verbleibende Stockholz aber wird bei Gelegenheit der jährlichen Feldarbeiten immer von neuem wieder angebrannt, bis es von Feuer und Fäulnis zerstört nach 7–8 Jahren verschwindet.

Der praktische landwirtschaftliche Betrieb ist noch wenig entwickelt, er arbeitet noch mit den einfachsten Geräten und unter grossem Zeitaufwand. Vorherrschend ist das Trockenland, doch sind neuerdings grosse Flächen auch in Reisland umgewandelt worden. An Früchten werden vorzugsweise angebaut: Buchweizen, Mais, Hirse, Bohnen, Kartoffeln, Weisskraut, Mohrrüben etc und namentlich Hafer. In den ersten Jahren nach der Urbarmachung kann bei dem humusreichen Boden der Dünger gespart werden; auf den älteren Flächen haben sich indessen bei der Beschaffung der nötig werdenden Düngemittel Schwierigkeiten insofern ergeben, als es nicht möglich ist, die 5 ha grossen Ländereien nach japanischer Sitte mit menschlichen Fäkalien abzudüngen.

Die Verwaltung hat sich daher genötigt gesehen, das benachbarte hügelige Waldland zur Umwandlung in Hara preiszugeben trotz der grossen Nachteile, die sich aus dieser Einrichtung in Altjapan ergeben haben. Daneben verwendet man noch künstlichen und Fischdünger. In Teshkaga aber hat die Forstverwaltung ausserdem ein Gestüt errichtet, bestehend aus zwei

Hengsten und 25 Stuten, die lediglich der Düngerbereitung sich befleissigen sollen.

Die beiden Hengste werden in der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt daselbst gehalten, während die Stuten bei den einzelnen Ansiedlern untergebracht sind. Sämtliche Pferde sind Kroneigentum.

Die Pachtbedingungen sind für die drei Ansiedlungsgebiete verschieden und haben sich schon wiederholt geändert. Es sind zu unterscheiden:

1. — DIE KAMIGAWAFLÄCHEN.

Die ersten Ansiedler — das sind die Leute aus den Jahren 1894-1899 — hatten für die Pachtfläche von 5 ha 5 Jahre lang eine Abgabe von im ganzen 15 *Sen* zu entrichten. Danach war und zwar auf die Dauer von 25 Jahren ein Pachtgeld pro Jahr und ha von 2 *Yen*, für das einzelne Pachtgut also ein jährlicher Betrag von 10 *Yen* zu zahlen. Sonstige Erleichterungen bei Uebernahme des Pachtlandes wurden nicht gewährt.

Diese Bedingungen wurden bereits nach 5 jährigem Bestehen d. h. für die im Jahre 1899 neu eintreffenden Ansiedler verschärft. Von diesem Zeitpunkte ab gewährt man zunächst 5 Freijahre; nach Ablauf derselben wird das Pachtgeld alle 5 Jahre nach der Bodengüte, nach den Pachtpreisen in der Umgegend und nach den eigenen Einnahmen der Pächter aus ihren Grundstücken neu festgesetzt. Für die ersten 5, jetzt laufenden Jahre schwankt dasselbe zwischen 2,50 und 5 *Yen* pro Jahr und ha.

Unter diesen Bedingungen sind die Kamigawaländereien bereits mit 700 Familien besetzt und demgemäss voll besiedelt.

2. — DIE TESHKAGALÄNDEREIEN.

Die Besiedlung hat hier erst im Jahre 1899 begonnen. Abgelegenheit und weniger günstige Bodenverhältnisse nötigten hier zu einem grösseren Entgegenkommen. Die pachtlustigen Familien, die bis jetzt sämtlich aus der Provinz Etchu stammen, erhalten zunächst vom Hafenorte Fushigi aus ca 35 *Yen* Reisegeld und, am Orte ihrer neuen Heimat angekommen, auf den noch ertragslosen Grundstücken ein Zehrgeld. Dieses betrug

für die beiden ersten Jahre 1899 und 1900 monatlich 10 *Yen* und wurde 11 Monate hindurch gewährt. Seit 1901 ist dieser Zeitraum auf 8 Monate gekürzt worden. Ausser diesen Unterstützungen erhalten die Leute noch ein Rodungsgeld, aber erst nach ausgeführter Rodung. Dieses betrug in den Jahren 1899 und 1900 pro ha 35 *Yen*, jetzt ist es auf 28 *Yen* pro ha herabgesetzt. Die Rodung muss in 5 Jahren beendet sein. Sämtliche Pächter erhalten ausserdem 5 Freijahre. Mit dem Ablauf der letzteren beginnt die eigentliche Pachtzahlung und zwar hier nicht nach der Bodengüte sondern nach der Flächengrösse. Die Verträge werden auf 30 Jahre geschlossen. An Pachtgeld haben die Ansiedler aus dem Jahre 1899 pro ha 4 *Yen*, die späteren aber 4,50 *Yen* zu entrichten. Innerhalb 6 Jahren nach Abschluss des Pachtvertrages sind das Reisegeld sowie das Zehrgeld der Verwaltung wieder zurückzuzahlen. Bis jetzt ist dieses Ansiedlungsgebiet erst mit 78 Familien besetzt.

3. — DIE TESHIOWÄLDER.

Auf den 10.000 ha grossen Flächen bei Teshio sind wie schon erwähnt erst die Einteilungsarbeiten ausgeführt. —

Der Vortragende beleuchtete hierauf das vorstehend geschilderte Ansiedlungsverfahren nach Massgabe der in Preussen für ähnliche Arbeiten geltenden Grundsätze und kam dabei zu folgendem Urteil:

1) Eine schablonenmässige, auf die Geländeverhältnisse nicht Rücksicht nehmende Einteilung landwirtschaftlichen Nutzlandes ist stets fehlerhaft und führt zu allerlei Erschwernissen des landwirtschaftlichen Betriebes. Die Einteilung hat sich immer dem Gelände in der Weise anzupassen, dass zunächst die natürlichen Trennungslinien wie Wasserläufe, Höhenzüge etc vermessen und kartiert, dass hierauf sämtliche Hauptwege mindestens entworfen und abgesteckt, möglichst aber auch sofort gebaut werden, und dass erst dann, d. h. im Anschluss an die natürlichen Trennungslinien und Wege die Einteilung in Pachtflächen erfolgt.

2) Das Abbrennen des Urwaldes ist zweifellos das einfachste, billigste und daher beste Mittel, die ausseror-

dentlich zählebige Pflanzenwelt zu zerstören. Das Verfahren wird aber zum Verbrechen, wenn, wie es meistens geschieht, diese Feuer sich selbst überlassen werden, tage- und wochenlang fortbrennen und sich auf Gebiete ausdehnen, die niemals zur landwirtschaftlichen Nutzbarmachung sich eignen. Millionen von Werten sind in Hokkaido auf diese Weise dem Feuer zum Opfer gefallen und ausgedehnte Landstrecken in Wüsteneien verwandelt.

3) Das ganze Ansiedlungsverfahren nimmt zu wenig Rücksicht darauf, dem meist vollständig besitzlosen Ansiedler die Uebergangszeit d. h. die ersten Jahre in seiner neuen Heimat zu erleichtern. Selbst die in Teshkaga gewährten Rodungsgelder verlieren in dieser Beziehung an Bedeutung, da die Forstverwaltung für den geringen Preis von 28 *Yen* 1 ha Urwald gerodet erhält, der sich nicht nur bei einem Pachtgelde von 4,50 *Yen* mit 16 % verzinst sondern der Verwaltung auch ermöglicht, bei dem herrschenden Verpachtungsverfahren nach Belieben Pächter anzusetzen und die Pachtpreise zu erhöhen. Von hervorragender, die Entwickelung von ganz Hokkaido vorteilhaft beeinflussender Bedeutung wäre die Errichtung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude durch die Hofforstverwaltung selbst und zwar vor dem Eintreffen der Ansiedler. Das Klima der Insel weicht mit seinen ausserordentlich kalten (bis −42° C) und schneereichen Wintern so auffallend von dem der übrigen japanischen Inseln ab, dass die dagegen zu treffenden Vorkehrungen dem stets aus wärmeren Gegenden zuziehenden Pächter völlig unbekannt sind. Die gegenwärtigen Unterkunftshütten der Ansiedler sehen schlechten Ställen ähnlicher als einer menschlichen Wohnung.

4) Die Errichtung der Wohnhäuser nach dem Belieben der Pächter auf den einzelnen Pachtflächen führt zu einem Verzetteln derselben über das ganze Ansiedlungsgebiet und infolgedessen zu allerlei sozialen Nachteilen: schwieriger Verkehr der Ansiedler untereinander, schwieriger Schulbesuch, schwierige Versorgung mit den täglichen Lebensmitteln u. s. w. Es ist daher der Versuch empfehlenswert, die Pächter in Ortschaften anzusiedeln.

5) Die von der Hofforstverwaltung im Interesse der Pächter

gemachten baren Aufwendungen, also auch die Kosten für die Errichtung von Gebäuden, haben diese von einem gewissen Zeitpunkte ab mässig zu verzinsen und zu amortisieren.

6) Dass auf den ungeheueren Gebieten die einzelnen Pachtflächen nur an Landwirte abgegeben werden können, und alle Nichtlandwirte, also auch Handwerker und Kaufleute, als Ansiedler ausgeschlossen sind, dass man auch nicht daran gedacht hat, die neuen Gemeinden von vornherein mit Gemeindeland auszustatten, sind grundsätzliche Fehler.

7) Zur Hebung der noch wenig entwickelten praktischen landwirtschaftlichen Tätigkeit — die 5 ha grossen Grundstücke werden z. B. in der Regel nur gehackt statt mit dem Pfluge bearbeitet — empfiehlt es sich, auf jedem der 3 grossen Ansiedlungsgebiete mindestens ein Mustergut in der Weise zu schaffen, dass auswärtigen praktischen Landwirten Gelegenheit geboten wird, für eigene Rechnung die Landwirtschaft zu betreiben, ausserdem aber noch mindestens je einen praktischen fremden Landwirt anzustellen, der von Haus zu Haus geht, und die Ansiedler von amtswegen in den landwirtschaftlichen Verrichtungen zu unterweisen hat. Ein wesentlicher Punkt der Tätigkeit beider Personen wäre der Versuch, die Rindvieh- und Schweinezucht einzuführen sowie auf dem für Reisbau infolge der niedrigen Jahreswärme meist nicht mehr geeigneten Boden den Anbau unserer hauptsächlichsten Getreidearten wie Roggen, Weizen, Hafer, ferner die Einführung der Milchwirtschaft und Geflügelzucht zu betreiben. Da es sich überall um Pächter handelt, ist die Hofforstverwaltung in der glücklichen Lage, die Fortschritte der Landwirtschaft in anderen Ländern für die Pächter in gewissem Sinne zwangsweise nutzbar zu machen.

8) Aus den Pachtverhältnissen entwickeln sich voraussichtlich sehr schnell Erbpachtsgerechtigkeiten. Das von der Verwaltung bisher geübte, zwar ausserordentlich entgegenkommende aber bedenkliche Verfahren, die Ansiedler auf ihren Flächen nach Belieben schalten und walten zu lassen, auch die Entwickelung und Bildung

der Gemeinden möglichst nicht zu beeinflussen, haben auf den Kamigawaländereien bereits zu manchen Eigenmächtigkeiten der Pächter geführt — sie haben hier z. B. ohne Zutun der Verwaltung grosse Strecken in Reisland umgewandelt, ausgedehnte Be- und Entwässerungsgräben gebaut und eine Art Reisbaugenossenschaft gebildet—, dass zu befürchten ist, es erwächst der Verwaltung allmählich in der Masse der Pächter eine gegnerische Macht, der sie im Ernstfalle, namentlich bei den vorbehaltenen periodischen Erhöhungen der Pachtpreise, vermutlich unterliegen wird.

9) Die Nutzung so ausgedehnter Flächen durch Verpachtung von immer nur 5 ha grossen Abschnitten führt stets zu Schwierigkeiten, die nur gemildert werden können, wenn die Pflichten und Rechte der beiden Teile von vornherein scharf gekennzeichnet und fortlaufend streng geschieden werden. Leider ist diese Forderung hier aus verschiedenen Gründen nicht durchführbar. Es empfiehlt sich daher mehr, im Laufe der Zeit mehrere der kleinen Pachtflächen zu vereinigen und zur Bildung von Domänen überzugehen oder aber — und das wäre nach Ansicht des Vortragenden unter den eigenartigen japanischen Verhältnissen der beste Weg — die betr. Flächen aus dem Kronfideikommissvermögen auszuscheiden und allmählich zu verkaufen.

Zum Schluss verbreitete sich der Vortragende noch über die Bedeutung, die Hokkaido als Ansiedlungs- und demgemäss als Auswanderungsgebiet für Altjapan im allgemeinen hat. Soweit Hokkaido zum landwirtschaftlichen Betriebe sich eignet, ist der Boden mindestens ein mittelmässiger, an vielen Stellen sogar ein guter und sehr guter; auch alle sonstigen Verhältnisse sind der Besiedlung ausserordentlich günstig. Es ist deshalb auffallend, dass die japanische Regierung anscheinend mehr darauf Bedacht nimmt, den Bevölkerungsüberschuss im Auslande unterzubringen als in Hokkaido, also im eigenen Lande, sesshaft zu machen. Dieses Verfahren ist um so befremdsamer, als die Schaffung eines steuerkräftigen Bauernstandes augenblicklich mit zu den hauptsächlichsten Aufgaben der Verwaltung gezählt werder muss. Der Weg, den die Verwaltung zur erfolgreichen Besiedlung Hokkaidos einzuschlagen hätte, wäre im allgemeinen

derselbe, wie er für die Besiedlung der Kronländereien angedeutet worden ist. Im Vordergrunde steht auch hier die Forderung, dass die Staatsverwaltung die Ansiedlungsflächen ganz oder teilweise auf eigene Kosten urbar machen und vor dem Eintreffen der Ansiedler die Wohn- und Wirtschaftsräume errichten müsste. Zur Durchführung dieser Massregel stehen dem Staate nicht nur grössere Geldmittel als jeder Privatverwaltung sondern in den Strafgefangenen auch billige Arbeitskräfte zur Verfügung. (Die Tagelöhne der Sträflinge betragen augenblicklich 5,4 *Sen*) Eine planmässige Holzverwertung wäre auf diese Weise gleichfalls gesichert. Die vom Staate auf die Urbarmachung des Landes verwendeten Kosten würden die Ansiedler mässig zu verzinsen und zu amortisieren haben. Zur Erleichterung des Ueberganges des freien Eigentums an den Grundstücken auf die Ansiedler dürfte sich auch in Japan eine der Preussischen Rentengutsgesetzgebung entsprechende Einrichtung empfehlen.

DIE JAPANISCHEN RELIGIONEN IN DER NEUESTEN ALLGEMEINEN RELIGIONSGESCHICHTE.

VON

Pfarrer HANS HAAS

IN TŌKYŌ.

Die Religionswissenschaft ist eine Disziplin, die in Deutschland noch immer um akademische Existenzberechtigung zu ringen hat. Angesichts dieser bedauerlichen Rückständigkeit ist es erfreulich, dass wir heute doch bereits in deutscher Sprache wenigstens zwei grössere Werke über allgemeine Religionsgeschichte besitzen. Die Abfassung des ersten, für deutsche Hochschulen bestimmten, musste — ein charakteristisches Zeichen des embryonalen Zustandes, in welchem sich diese in Frankreich, Holland und England schon viel früher in ihrer Bedeutung erkannte Wissenschaft noch vor anderthalb Jahrzehnten bei uns befand — einem Lehrer an der Amsterdamer Universität, P. D. CHANTEPIE DE LA SAUSSAYE, übertragen werden. Der Bearbeiter des zweiten, 1899 erschienenen, ist Dr. phil. et theol. CONRAD VON ORELLI, Professor der Theologie in Basel. Was an dieser neuesten, gegen 900 Seiten umfassenden Darstellung als ihr besonderer Vorzug gerühmt wird, ist, dass sie ein Werk aus *einem* Gusse ist. Das war auch Chantepie de la Saussaye's Handbuch in seiner ersten Auflage. Der Verfasser, seinerzeit einer der ersten auf dem Plane, als es sich um die Inaugurierung der jungen Wissenschaft handelte, ist jedoch inzwischen zu der Einsicht gelangt, dass die allgemeine Religionsgeschichte ein Gebiet von zu immensem Umfang ist, als dass ein Einzelner im stande wäre, das im letzten Jahrzehnt so mächtig angewachsene Material allein zu bewältigen. So hat er sich, als 1896 eine 2. Auflage nötig wurde, die eben jetzt auch ins Französische übersetzt wird, verständigerweise dazu entschlossen, sich die Mit-

wirkung von Gelehrten zu sichern, die auf den einzelnen Gebieten den Quellen näher standen als er selbst. Dass es ihm auch mit dieser Beihilfe, die das Werk notwendig um seinen einheitlichen Charakter und den festen Gesichtspunkt für die Würdigung der religiösen Phänomene brachte, nicht gelang zu erreichen, worum es ihm zu tun war: jeden einzelnen Teil auf die Höhe der heutigen Forschung zu bringen, das zeigen in dem Werke auch die den Japanern gewidmeten Paragraphen (§ 13. Geschichte und Lehre; § 14. Cultus). Mit ihnen füllte der Amerikaner Dr. Edm. Buckley eine Lücke aus, welche das erste Mal offen geblieben war. Von den Kritiken, die mir zu Gesichte kamen, bezeichnet eine von Prof. Bousset (Theol. Literaturzeitung 1898, No. 21) die bezüglichen Kapitel als den schwächsten Teil des Werkes, und ein anderer Kritiker, der sich selbst gründlich mit den Religionen des Ostens befasst hat, J. Happel, bemerkt (Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, Jahrg. XII, 1897, S. 238 ff): „Die Religionsgeschichte Japans, Leistung des Herrn Buckley aus Chicago, möge hier mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt bleiben.“ Ich finde beide Urteile nicht ganz billig. Aber vermag ich ihnen darum gleich nicht beizutreten, so räume ich doch ein, dass man von einem Gelehrten, der jahrelang in Japan selbst gewirkt hat und sich in Amerika als 'Lecturer on Shinto' bezeichnet, Befriedigenderes hätte erwarten mögen. Wenn aber schon in einem Lehrbuch, das einen Spezialisten als Bearbeiter heranzuziehen für gut hielt, der Abschnitt über die japanische Religionsgeschichte Ansprüchen, die man füglich sollte machen dürfen, nicht vollauf gerecht wird, so wäre es mehr als unbillig, einem Autor, der es unternommen allein das ganze gewaltige Gebiet zu behandeln, Mängel und Schwächen der einzelnen Teile aufzurücken. Wem es wahrhaft um den Ausbau der allgemeinen Religionsgeschichte zu tun ist, der wird es vielmehr für seine Pflicht erachten, wo und wie er kann, Versuche wie den v. Orelli's an seinem Teil zu unterstützen. So, als Kärrner- und Handlangerdienste für einen bauenden König, sind die nachfolgenden Ausstellungen vermeint, die ich an dem von ihm der japanischen Religion gewidmeten Kapitel mache und die, wenngleich spät als Buchkritik, doch wohl noch lange zeitig genug für Berücksichtigung in einer 2. Auflage erscheinen werden.

Professor Orelli's grosses Werk ist ein Zeugnis umfassender Studien über die Religionsgeschichte. Es ist auch unverkennbar,

dass der Verfasser, ein tüchtiger Kenner der israelitischen Religion, für das weitere Gebiet der semitischen Religionen überhaupt Autorität beanspruchen kann. Ebenso unverkennbar aber ist, dass in anderen Ausschnitten des ausgedehnten Forschungsfeldes seine Darstellung nur referierend ist, und das ist vor allem bezüglich der japanischen Religionsgeschichte der Fall. Hier ist er offenbar mit dem neuesten Stande der Forschung und der zu einer auf der Höhe stehenden Darstellung zu benützenden Fachliteratur weniger als anderwärts vertraut. Dem Kenner zeigt das alsbald ein Blick auf die Literaturnachweise. Der Verfasser gibt an: KAEMPFER, Geschichte und Beschreibung von Japan, herausg. von Dohm, Lemgo 1777–79 (2 Bde.). — P. F. v. SIEBOLD, Nippon, Archiv zur Beschr. von Japan. Leiden 1832–51 (20 Sektionen). — REED, *Japan, Its History, Traditions and Religions.* 2 Bde., London 1880. — CHAMBERLAIN, *The Language, Mythology and Geographical Nomenclature of Japan, reviewed in the Light of Ainu Studies.* Tokyo 1887. — Die Akten des Kongresses von Chicago, S. 451 ff. — Er bemerkt ferner: „Manches Material enthalten die Transactions of the Asiatic Society of Japan (zu Tokyo herausgegeben) und die Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (ebenda)."

Es muss nun freilich beachtet werden, was der Herr Verfasser in der Vorrede betont, dass er dem Zwecke seines ganzen Werkes entsprechend „bei der Auswahl der aufzuführenden Literatur aus der bald überreichen Zahl der Bearbeitungen einzelner Partien und Gegenstände *die dem Theologen zugänglicheren Schriften bevorzugte*". Allein dies trifft in unserem Falle doch schwerlich zu. An Stelle des kompilatorischen Werkes von REED, das auf besondere Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch machen kann und überdies im Buchhandel heute ebenso schwer mehr zu haben ist wie auf deutschen Bibliotheken, wären doch wohl viel zweckentsprechender das deutsch geschriebene Buch von MUNZINGER (Die Japaner), das zur Zeit des Erscheinens der Religionsgeschichte bereits seit einem Jahre vorlag, und REIN's „Japan", das Hauptwerk, das wir über Japan besitzen, anzugeben gewesen. KAEMPFER's Beschreibung und SIEBOLD's grosses Prachtwerk (anders verhält es sich mit der 1897 von Siebolds Söhnen in 2 Bänden herausgegebenen, um die Anmerkungen gekürzten 2. Aufl.) können wohl kaum als Werke hingestellt werden, welche heute Theologen leicht zugänglich sind, und ebensowenig CHAM-

BERLAIN's Abhandlung, die in den Memoirs of the Literature College der Kais. Universität von Japan veröffentlicht wurde und doch nur nebenbei auf die Religion eingeht. Heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen genügt von der angeführten Literatur, abgesehen von diesem Essay, nichts. Die Akten des Kongresses von Chicago kommen von vornherein nicht in Betracht. Die älteren Arbeiten über den Shintoismus, nicht nur die von KAEMPFER und SIEBOLD, sondern auch die von PFIZMAIER, HOFFMANN u. A. sind gegenwärtig völlig antiquiert. Ein sorgfältiges Studium dieser Literatur hat mich davon überzeugt, dass der heutige *Religionsforscher* sie sämtlich ruhig ungelesen lassen kann.

Was steht nun dem, der das Verlangen hat, sich über die japanische Religionsgeschichte zu belehren, dermalen an zuverlässigen Hilfsmitteln zu Gebote?

Gewöhnlichen Ansprüchen dürfte vollauf das Buch von W. E. GRIFFIS, *The Religions of Japan* (2. Aufl. New York 1895) genügen, welches nicht nur den Shintoismus sondern auch den japanischen Confucianismus und Buddhismus wie die Geschichte des Christentums in Japan behandelt. Einen trefflichen Ueberblick gibt das von E. M. SATOW geschriebene Kapitel ‚*Religions*‘ in der 2. Aufl. (nur in dieser!) von Murray's Handbook for Travellors in Japan, die freilich kaum mehr zu erlangen ist. Der Religionsforscher kann sich natürlich an diesen Darstellungen nicht genügen lassen. Ihm stehen andere Quellen zur Verfügung.

1. — SHINTOISMUS.

Der Shintoismus, um mit dieser alten nationalen Götterverehrung anzufangen, ist heute eine Buchreligion. Ihre Grundlage bilden das Kojiki, das Nihongi und das Kūjiki, drei japanische Geschichtswerke, die gewöhnlich unter dem gemeinsamen Titel *Sambuhonsho* „die drei Hauptbücher“ zusammengefasst werden. Eine weitere Hauptquelle sind die im Engishiki zusammengefassten Norito. Alle diese Schriftwerke sind heute, soweit sie hier in Betracht kommen, auch dem europäischen Forscher, welcher der japanischen Sprache nicht kundig ist, erschlossen.

Das *Kojiki* („Berichte über die Begebnisse im Altertum“), das, im Jahre 712 unserer Zeitrechnung vollendet, das älteste heute noch vorhandene Literaturdenkmal nicht nur Japans

sondern der gesamten altaischen Sprachfamilie darstellt und treuer als irgend ein anderes Buch wie die Sitten, die Sprache und traditionelle Geschichte so auch die Mythologie des alten Japan bewahrt hat, hat B. H. CHAMBERLAIN durch seine als Supplement zu Band X der Transactions of the Asiatic Society of Japan erschienene kommentierte englische Uebersetzung zugänglich gemacht. (Yokohama 1883) Vorausgeschickt hat er ihr eine ausgezeichnete Einleitung, deren 5. Kapitel auch die religiösen Ideen der ältesten Japaner behandelt.

Das zweitälteste, im J. 720 n. Chr. G. vollendete Geschichtswerk ist das *Nihongi* („Annalen von Japan"), das in Japan sogar immer mehr geschätzt war als das ältere Werk, dies darum, weil es im Gegensatze zum Kojiki, das weniger Wert darauf legt, mit den klassischen chinesischen Geschichtswerken im Stil zu rivalisieren, durchaus chinesischen Anstrich hat. „Während das Nihongi einerseits manche im Kojiki enthaltene Legenden mit Stillschweigen übergeht, mag sein *mala fide*, gibt es doch andererseits auch einige echt japanische Mythen, von denen das Kojiki nichts weiss. Die Quellen der Tradition für die allerälteste Zeit, das Götterzeitalter, sind bei beiden Werken im grossen und ganzen dieselben und weichen nur in einer Reihe von einzelnen Fällen von einander ab. Dass die Abweichungen des Nihongi vom Kojiki (abgesehen von ganz groben und für den Kundigen meist auf den ersten Blick erkenntlichen chinesischen Pfropfreisern) im allgemeinen auf schon länger bestehende Verschiedenheiten in der Ueberlieferung und nicht auf blosse Willkür und Fälschungssucht der Verfasser des Nihongi zurückgehen, halte ich für ausgemacht .... Kojiki und Nihongi bilden somit, für ihre frühesten Darstellungen wenigstens, eine ziemlich glückliche Ergänzung zu einander" (Florenz).

Das Nihongi behandelt die Geschichte Japans bis zum Jahre 697 n. Chr. G. Für die Religion Altjapans kommen von den 30 Büchern nur die beiden ersten, betitelt *Jindaiki* („Bericht über das Zeitalter der Götter"), als Quellen in Betracht.

Die erste systematische Bearbeitung des Nihongi hat LÉON DE ROSNY in Angriff genommen. Sie ist jedoch Fragment geblieben. Nur zwei Hefte sind davon 1884 und 1887 erschienen, die auf CXIII + 391 Seiten ausser einer Einleitung eine kommentierte Uebersetzung nur des 1. Buches bieten (*Kami yo-no maki*. Histoire des dynasties divines. Publiée en japonais, traduite pour la première fois sur le texte original, accompagnée

d'une glosse inédite composée en chinois et d'un commentaire perpétuel rédigé en français).

Die erste vollständige, von einem knappen aber trefflichen Kommentar begleitete Uebersetzung des gesamten Nihongi hat der gelehrte Japanologe W. G. ASTON 1896 in 2 Bänden erscheinen lassen. (Transactions and Proceedings of the Japan Society, London. Supplement I.).

Dem deutschen Leser hat schon vor Aston Dr. K. FLORENZ eine Uebersetzung und Erläuterung der zweiten Hälfte des Nihongi (Buch XXII–XXX), versehen mit einer gediegenen Einleitung, dargeboten. Für die 2., durchweg revidierte Auflage, die kürzlich (1903) unter dem Titel *Japanische Annalen, A. D. 592–697. Nihongi* erschien, ist Astons Werk mit benutzt. Während der II. Teil des Florenzschen Nihongikommentars noch aussteht, ist der I., welcher die beiden ersten Bücher darbietet, 1901 als Supplement der „Mitteilungen" der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokyo erschienen. Der Spezialtitel dieses Bandes ist: *Japanische Mythologie.* Da ein Appendix auch eine Anzahl von wichtigeren im Nihongi fehlenden Mythen, welche dem Kojiki und den echten alten Fūdoki entnommen sind, enthält, wird in diesem Buche ein ziemlich umfassender Ueberblick über das älteste authentische Material gegeben. Was diese echte deutsche Gelehrtenleistung von dem englischen Werke Aston's unterscheidet, ist die grössere Ausführlichkeit des unter Rücksichtnahme auf die neuesten Forschungen der eingeborenen Gelehrten, welche einen Fortschritt über die älteren von Aston benützten Spezialkommentare hinaus bedeuten, beigegebenen Kommentars und die Einstreuung einer Reihe von kleineren Exkursen. Zu bedauern ist nur, dass der Verfasser gemeint hat, von einer Zusammenfassung der Resultate, welche sich aus der Lektüre des Nihongi ergeben und wie sie Chamberlain in seiner Einleitung zum Kojiki in feinsinniger Weise geliefert hat, absehen zu müssen. Aus den vorliegenden Rohstoffen eine wirkliche geordnete japanische Mythologie zu gestalten, ist nach Dr. Florenz' Meinung eine Aufgabe der Zukunft, die jetzt schon zu unternehmen noch verfrüht wäre.

Noch viel älter als das Kojiki und das Nihongi, in der Tat das bei weitem älteste Denkmal der japanischen Historik wäre, wenn es echt wäre, das *Kūjiki* („Annalen der alten Begebnisse"), dessen mit dem Jahre 621 n. Chr. G. endende 10 Bücher von

Shōtoku-taishi und Soga no Umako verfasst sein sollen. In der Gestalt, in der uns das Werk jetzt vorliegt, wird es jedoch seit Motoori's Kritik (Kojikiden 1,20)* selbst von den japanischen Historikern als ein späteres, unzuverlässiges Machwerk betrachtet. Auch Dr. Florenz sieht es als ein Falsifikat an. Nur eine Abteilung desselben (*Kuni no Miyatsuko Hongi*) will man einigermassen gelten lassen. Es ist darum auch kaum zu beklagen, dass eine Uebertragung des Kūjiki in eine europäische Sprache bis jetzt nicht vorliegt.† Gelegentlich, d. h. wo es Materialien enthält, die für die Kenntnis des Shintoismus wichtig sind, ist es von Florenz in seiner „Japanischen Mythologie" benützt.

Eine viel wichtigere Quelle für die Erforschung des reinen Shintoismus sind die in Prosa abgefassten, an die Präfationen der katholischen Liturgie gemahnenden *Norito*, indem sie am besten erkennen lassen, wie vor dem Eindringen chinesisch-confucianischer und buddhistischer Einflüsse die religiösen Gefühle der Japaner geartet waren. Eine englische Uebersetzung der im Engi-shiki („Zeremonialgesetze") aus viel älteren Quellen im Jahre 927 n. Chr. G. zusammengestellten Norito hat E. SATOW ('*Ancient Japanese Rituals*') in den Transactions of the Asiatic Society of Japan begonnen (Vol. VII, pp. 97–132, 409–455;

---

* Nach Motoori ist das Kūjiki eine mit Benützung des Kojiki und Nihongi bearbeitete Kompilation, wie man aus einer Vergleichung der in den drei Werken gebotenen Berichte aus dem Zeitalter der Götter ohne weiteres erkenne. Im Kūjiki finde man ein Gemisch ganz ungleicher Stile, und ein und dasselbe Begebnis sei in zwei verschiedenen Formen berichtet. Besonders auffällig findet er die Verschiedenheit in den chinesischen Zeichen, welche zum Schreiben derselben Eigennamen gebraucht sind. —

Die Tatsache, dass das Kūjiki einen Bericht über den Tod Shōtoku-taishi's enthält, ähnlich wie das letzte der sog. 5 Bücher Mosis den Tod des Moses erzählt, kann für sich allein nicht als Beweis dafür angezogen werden, dass dem Prinzen Shōtoku die Verfasserschaft zu Unrecht zugeschrieben wird. Dieser Schluss möchte einem wirklich von ihm verfassten Werke später hinzugefügt worden sein.

† Anderer Meinung ist freilich Aston. Er hält dafür, dass die mythologischen Kapitel des Kūjiki zu viel originalen Sonderguts enthalten, als dass man es für eine Kompilation aus dem Kojiki und Nihongi ansehen könne. Die in den drei Werken wahrnehmbaren Uebereinstimmungen ist er geneigt auf eine gemeinsam benützte Quelle zurückzuführen. Er erkennt an, dass das Kūjiki oft die gleiche Legende in zwei abweichenden Versionen gebe, meint aber, dass gerade das Ungeschick, mit dem dieselben mit einander verbunden sind, bekunde, dass der Schreiber die mehr folgerechte Erzählung des Nihongi eben nicht vor sich gehabt haben kann. Ihm ist umgekehrt wahrscheinlich, dass das Nihongi in einzelnen Abschnitten das Kūjiki als Quelle benützt hat. (Siehe Aston, Nihongi Bd. II, S. 431 f.).

Vol. IX, 183–211) und K. FLORENZ fortgesetzt (ebenda Vol. XXVII, Part I, 1–112).

Neben diesen Uebersetzungen der japanischen Hauptquellenwerke kommen noch einzelne Abhandlungen in Betracht. Die in Zeitschriften verstreuten Aufsätze, die man bei WENCKSTERN zusammengestellt findet, haben zum grössten Teil keinen wissenschaftlichen Wert. Hervorzuheben sind aber Arbeiten wie die folgenden: E. SATOW, *The Mythology and Religious Worship of the Ancient Japanese*, Westminster Review, Juli 1878. — Ders. *The Revival of Pure Shiñ-tau.* T. A. S. J. Vol. III, App. pp. 1–87. — Ders. *The Shiñ-tau Temples of Ise*, ebenda Vol. II, pp. 101–124. — Ferner desselben Verfassers Monographie *The Use of the Fire drill in Japan*, ibid. Vol. VI, Part II, pp. 223–226. — Von MASSA AKIRA TOMII erschien 1887 in Annales du Musée Guimet Vol. X, pp. 309–328 ein Aufsatz *Le Shintoïsm, sa mythologie et sa morale.* — Lesenswert ist trotz vieles Unhaltbaren, das er enthält, noch immer der Aufsatz von P. KEMPERMANN „Mitteilungen über die Kamilehre“, der 1874 im 4. Heft des I. Bd. dieser Zeitschrift erschien. — Von CHAMBERLAIN verdienen ausser *The Classical Poetry of the Japanese* ein kürzerer Beitrag im Journal Anthrop. Institute Vol. XVIII [No. I] p. 27–29: *Note on the Japanese Go-hei or paperofferings to the Shinto Gods* und sein Vortrag *Notes on some minor religious practices* (London 1892) Beachtung. — Ueber die Bedeutung des *Torii* gibt ausser dem bezüglichen Artikel in CHAMBERLAIN's *Things Japanese* ein Beitrag von ASTON im XXVII. Bd. der T. A. S. J. Auskunft: *Toriwi, its Derivation.* — Die Verzückung der Besessenen behandelt P. LOWELL in seinem Buche *Occult Japan* (1895). — Vgl. auch desselben Verf. Abhandlungen *Esoteric Shintō* in Bd. XXI u. XXII des T. A. S. J. — Eine Monographie von E. BUCKLEY, *Phallicism in Japan* (1895) bietet ebenfalls manches Material zum Verständnis der alten Naturreligion. Das gleiche Thema erörtert J. SCHEDEL, Phallus-Cultus in Japan (1896). — Eine wertvolle Ergänzung zu FLORENZ, *Ancient Jap. Rituals* bildet Dr. WEIPERT's im 58. Heft dieser Mitteilungen veröffentlichte Untersuchung „Das Shinto-Gebet der grossen Reinigung“. Eine gedrängte Skizze des Shintoismus nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung habe ich im 1. Bd. meiner Geschichte des Christentums in Japan S. 108–114 zu geben versucht.

Nach dieser Aufführung der Literatur, deren Studium für eine dem heutigen Stande der Forschung entsprechende Darstellung

des Shintoismus unentbehrlich ist, sei es mir verstattet, den Finger auf diejenigen Angaben und Urteile Orellis zu legen, die im Falle einer Neuauflage einer Revision bedürftig wären.

Der Name, mit dem die Japaner selbst ihr Land benennen, ist nicht *Nipon* sondern *Nihon* oder *Nippon*. Die von Orelli gegebene Uebersetzung „Ostreich" ist etwas sehr frei. *Nippon* 日本 ist zusammengesetzt aus *nichi* „Sonne" und *hon* „Ursprung" und heisst also „Sonnenaufgang".*

Die ursprünglichen Einwohner Japans nennen sich *Ainu*, nicht *Aino*, wie J. BATCHELOR schon 1887 geltend machte. (In seinem Vortrag *On the Ainu Term "Kamui"*, veröffentlicht in den T. A. S. J. Vol. XVI, S. 18 f.). Trotz des Widerspruchs von B. H. CHAMBERLAIN (*Reply to Mr. Batchelor on the Words "Kamui" and "Aino"*, ebenda S. 33–38), der sich gegen diesen „Purismus" kehrte, hat sich die Form *Ainu* in wissenschaftlichen Werken durchgesetzt, während freilich auch die von den Japanern korrumpierte Form *Aino* in der populären europäischen Literatur weiterlebt. Diese alten Ureinwohner findet man heute nicht nur mehr auf Yezo (so, anstatt *Jeso*) sondern auch auf der russischen Insel Sachalin; Dr. Baelz hat sie ferner in reicher Beimischung auf den Liukiu-Inseln gefunden.† Nach Prof. Orelli wurden diese ursprünglichen Einwohner durch mongolische Einwanderer, welche über die Halbinsel Korea vordrangen, zurückgeschoben. Auch diese Konstatierung ist nach den Forschungsergebnissen von Dr. Baelz, der Hauptautorität auf diesem Gebiete, nicht unanfechtbar. Nach ihm war es eine Rasse, welcher er den Namen *Mandschu-Koreaner* gibt, die von Korea aus durch die kalte Polarströmung an die Südwestspitze der japanischen Hauptinsel getrieben wurde, wo sich historisch und anthropologisch dieser koreanerähnliche Stamm nachweisen lässt. Die *mongolische* Rasse und speziell ihr südlicher Zweig, der *malayische*, gelangte wie nach Süd-Korea so auch nach Süd-Japan durch den Kuroschiwo, die nordwärts gehende Aequatorialströmung, die in der Nähe der Philippinen entstehend an der Ostküste von Formosa und an den Liukiu-Inseln vorbeigeht und die südliche Hauptinsel von Japan Kyūshū trifft, wo ihr stärkerer Arm an der Westküste entlang fliessend die Provinz Hyūga berührt, den Ort, wo nach

* Näheres über Ursprung und Bedeutung der Bezeichnung siehe in meinem diesbezüglichen Beitrag in diesem Heft, S. 331–341.

† Siehe mein Referat *Die Menschenrassen Japans nach Dr. Baelz*. Die Wahrheit, Jahrg. III, No. 7 (Tokyo 1902).

der japanischen Mythologie der erste mythische Kaiser vom Himmel gekommen sein und sein Reich begründet haben soll. Während Dr. Baelz allerdings auch diese letzte und ausschlaggebende Invasion früher von Korea aus stattfinden liess (siehe BAELZ, Die Körperlichen Eigenschaften der Japaner, Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Bd. III, S. 334–346), ist es ihm später (siehe ebenda Bd. VIII, S. 233) zweifelhaft geworden, ob auch sie die Strasse von Korea benützte oder mehr von Süden kam. In einer Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 16. Februar 1901 aber, wo er sich zuletzt zu diesem Probleme äusserte („Die Menschenrassen Ostasiens"), lässt der unablässig um Vertiefung seiner anthropologischen Studien bemühte Forscher keinen Zweifel mehr übrig, dass diese Haupteinwanderung der jetzt herrschenden Rasse ihren Weg von Süden nahm. Und diese von dem Südwesten von Kyūshū mählich nach Norden vorrückenden Mongolo-Malayen sind es hauptsächlich gewesen, welche nicht nur die Ainu verdrängten sondern auch Jahrhunderte lang mit der Niederkämpfung der vor ihnen von Korea gekommenen Mandschu-Koreaner zu tun hatten.

Der von China her über Korea ausgeübte starke zivilisatorische Einfluss, dessen Orelli gedenkt, erfolgte nicht erst im 6. Jhd. n. Chr. G. Nicht damals erst sondern schon viel früher fand chinesische Schrift in Japan Eingang. Die ersten Anfänge zur Verbreitung ihrer Kenntnis wie überhaupt chinesischer Kultur werden gewöhnlich auf den Gelehrten Wani aus Korea zurückgeführt, der, als Lehrer des kaiserlichen Prinzen berufen, im Jahre 405 nach Japan kam. (Siehe ASTON, *Early Japanese History*, T. A. S. J. Vol. XVI, S. 39–75). Dr. FLORENZ aber macht nachdrücklich geltend, dass die Uebersiedelung Wanis nach Japan nicht mit der ersten Einführung der chinesischen Sprache und Schrift identifiziert werden könne sondern nur eine intensivere und allgemeinere Aufnahme des bisher sporadisch betriebenen Studiums bedeute, und macht darauf aufmerksam, dass der erste Fall einer Aufzeichnung von öffentlichen Angelegenheiten seitens eines Japaners (natürlich in chinesischer Sprache) vom Nihongi schon für das 41. Jahr des Kaisers Nintoku, d. i. 353, erwähnt wird. Und bereits im Jahre 403 sollen in den verschiedenen Ländern Schreiber eingesetzt worden sein, von deren Aufzeichnungen uns sehr wahrscheinlich noch in den späteren historischen Werken, in welche sie übergegangen sind,

Reste erhalten sind. Die chinesische Zeitrechnung dagegen wurde erst im Jahre 602 von Korea aus eingeführt, und auch die chinesische Staatsordnung der Thang-Dynastie mit ihrem Beamtentum trat nicht schon im 6. Jhd. n. Chr. G. sondern erst in der Mitte des 7., seit Kōtoku-tennō (645–654) durch die Umwälzung von Taikwa an die Stelle des patriarchalischen Systems.

Dass die umfängliche Literatur, welche Japan, nachdem es durch Uebernahme der chinesischen Kultur von seiner niedrigen Entwicklungsstufe auf eine höhere gehoben worden war, hervorgebracht hat, soweit sie bekannt geworden sei, wenig Religiöses enthalte, kann man — besonders für das 11. und 12. Jahrhundert — nicht gelten lassen. Auch nur ein flüchtiges Durchblättern von Aston's 1899 erschienener trefflichen *History of Japanese Literature* würde den Herrn Verfasser eines besseren belehren, und zu dem Satze „Selbständige Produktion einer philosophischen oder religiösen Gedankenwelt scheint das Land nicht aufzuweisen“ hat schon die Hand dessen, der das Buch Orellis vor mir las, an den Rand den Vermerk gemacht: „Ebensoviel wie Deutschland“. Nun ist ja auch diese Randbemerkung nicht richtig. Aber noch weniger stimmt allerdings das Urteil des Autors. Originalität kann man den Japanern nicht nachrühmen. Professor Inouye Tetsujiro, der als der Hauptphilosoph der Gegenwart gilt, hat das in einem auf dem internationalen Orientalistenkongress in Paris, dem er als Delegierter der japanischen Regierung beiwohnte, gehaltenen Vortrag über die Entwicklung der Philosophie in Japan nachdrücklichst bestritten. Aber selbst er muss doch in seinem, in der *Hansei Zasshi* abgedruckten, Vortrage zugeben, dass in Japan der erste Impuls zum Philosophieren von auswärts kam, durch den Confucianismus und Buddhismus. Andererseits kann freilich auch nicht geleugnet werden, dass Japan Denker hervorgebracht hat, die in selbständiger Weise die von auswärts gegebenen Anregungen zu verarbeiten sich bemühten. Es war vor allem der bedeutendste der späteren chinesischen Philosophen, Shushi 朱子 (Chu-tsz' 1130-1200 n. Chr. G.), mit dessen pantheistischem System in Japan zuerst Fujiwara Seigwa (1565-1619) bekannt wurde, der hier Jahrhunderte nach seinem Tode Schule machte. Eine wichtige Rolle spielte ferner durch ihre Beeinflussung des Denkens der gebildeten Klassen der von Nakae Tōju, dem Weisen von Ōmi, (1608-1678) in Japan eingeführte idealistische Intuitionalismus des chinesischen Philosophen

Ōyōmei (王陽明 Wang Yang Ming, 1472–1528). Eine dritte philosophische Schule wurde in Japan begründet von Yamazaki Anzai (1618–1682), der, zuerst buddhistischer Priester, dann Confucianist, sich zuletzt die Aufgabe setzte den Shintoismus zu spiritualisieren, indem er versuchte die alte Naturreligion des Landes philosophisch von Shushi's Prinzipien aus zu erklären. Auch Denkern wie Sokō, Jinsai, Yekken, Sorai, die sämtlich dem 17. und 18. Jahrhundert angehören, und Chūsai, der von 1794–1837 lebte, lässt sich Selbständigkeit nicht ganz absprechen, Ist ihr Streben auch durchweg mehr auf praktische Philosophie als auf metaphysische Spekulation gerichtet und gilt ihnen gleich Confucius immer als höchste Autorität, so versuchten sie doch dessen Lehren in eigentümlicher Weise zu interpretieren und trugen kein Bedenken am System Shushi's Kritik zu üben und es in mannigfacher Weise zu modifizieren. Es sei nur auf das eine hingewiesen, wie im japanischen Confucianismus im Kreise der Tugenden an Stelle der Pietät den ersten Platz die Loyalität erhielt, hinter welcher die Pflichten gegen die eigenen Angehörigen und Freunde weit zurückstehen mussten.*

Dass auch in der einheimischen Priesterschaft selbst, wenn gleich nur einmal in der Geschichte des japanischen Buddhismus, sich originale Gedanken geltend machten, zeigt die Lehrentwicklung des 13. Jahrhunderts, das man wohl das Reformationszeitalter des japanischen Buddhismus nennen kann, mit ihrer Hervorbringung von zwei auf japanischem Boden selbst erwachsenen Sekten, der Shin-shū und der Nichiren-shū.

Allzu kurz tut m. E. Orelli die Religion der Ainu ab. Das Wenige aber, was er von ihr sagt, ist korrekt. So bleibt mir nur übrig, das Desiderium auszusprechen, dass hier in einer 2. Auflage etwas eingehender auf die religiösen Vorstellungen dieser ältesten, mit uns Europäern verwandten Bewohner Japans eingegangen werde, die immerhin heute noch 20.000 Seelen zählen. Der beste Kenner dieses Volksstammes ist Rev. John Batchelor, der seit 25 Jahren als Missionar unter ihnen wirkt und der auch viel über sie geschrieben hat. Am besten zusammengestellt findet man, was er aus seiner langen Erfahrung heraus zu sagen

* Wer sich für die Entwicklung der chinesischen confucianischen Philosophie in Japan interessiert, findet im 20. Band der Transactions of the Asiatic Society of Japan mit seinen instruktiven Abhandlungen von Knox, Haga und Inouye genügende Belehrung.

hat, in seinem 1901 erschienenen Werke "*The Ainu and their Folk-Lore*" (London, The Religious Tract Society). Die sonstige, bereits sehr umfassende Buch- und Zeitschriftenliteratur über die Ainu, soweit sie bis 1895 erschien, ist S. 301–307 zusammengestellt in WENCKSTERN's *Bibliography of the Japanese Empire* (1895).

Von der alten japanischen Nationalreligion sagt der Verfasser, sie sei in mancher Hinsicht noch nicht aufgehellt. Ein Durchstudium der von mir oben angeführten Literatur wird zeigen, dass wir heute über alle Phasen ihrer Entwicklung in aller nur wünschenswerten Weise unterrichtet sind, und es ist kaum abzusehen, von welcher Seite her wir noch weitere wesentliche Aufhellung sollten zu erhoffen haben. Zu wünschen bleibt nur, dass ein Forscher es unternehmen möchte, das reiche vorhandene Material zu einer systematischen Darstellung der Mythologie und Religion zu verarbeiten, eine Aufgabe, deren Lösung wir wohl auch in nicht allzuferner Zeit von einem der Berufensten, von ASTON, zu erwarten haben.

Missdeutung lässt zu Orelli's Satz: „Schinto [die alte Transskription Schintao bleibt besser weg] ist der chinesische Ausdruck für „Geisterweg" oder „Götterweg"; die japanische Benennung lautet kami-no-mitsi." Der Name *Shintō*, der allerdings chinesisch ist, den es aber in China gar nicht als Name für diese Religion gibt, wurde von den Japanern selbst ihrer bis dahin namenlosen Glaubensweise gegeben, als es nötig wurde, sie von der nachmals aus der Fremde eingeführten zu unterscheiden. Er ist deutlich erkennbar nach dem Namen für die buddhistische Religion, *Butsudō* = Weg der Buddhas, gebildet (*shin* = Götter, dō = Weg). *Kami no michi* (*diese* Transskription ist heute allgemein gebräuchlich) aber ist das japanische Aequivalent hiefür und stellt nur eine spätere Uebersetzung von *Shintō* in die rein japanische Sprache dar: *kami* = Götter, *no* ist die Genitivpartikel, *michi* = Weg, Lehre. (Hienach ist Orelli zu korrigieren, dem das eigentümliche Versehen unterlief, zu erklären: „kami bedeutet „Weg", mitsi „Geist" oder „Gottheit"). Ganz ungebräuchlich ist es in Japan, wie Orelli zu sagen: Isanagi-no-kami (und Isanami-no-kami). Man gebraucht stets Izanagi no Mikoto (Izanami no Mikoto), wie denn dieses ehrende Prädikat (*mi* „hehr, erlaucht", *koto* „Ding", also „hehres Ding"), das sich etwa durch „Seine Hoheit, Ihre Hoheit" wiedergeben lässt, auch sonst an die Namen von Gottheiten und

erlauchter menschlicher Persönlichkeiten angehängt wird. Izanagi und Izanami stiegen zunächst *nicht* vom Himmel hernieder, um Japan zu schaffen, sondern auf der Himmelsbrücke stehend tauchten sie nach dem Kojiki eine Lanze in das Meer, worauf aus den von dem wieder herausgezogenen Speere abfallenden Tropfen ein Eiland entstand, auf das sie sich alsdann begeben. Das Zitat Orellis: sie „machten und befestigten das (japanische) Land“ findet sich so weder im Kojiki noch im Nihongi, denen es offenbar entstammen soll. Ebenso ein auf S. 104 angeführtes. Der Name der von beiden Gottheiten erzeugten Sonnengöttin Ama-terasu Ō-mi-kami bedeutet nicht „die am Himmel scheinende grosse Heilige, welche den hohen Himmelsplan regiert“, worin offenbar zwei verschiedene Erklärungen versehentlich in eins verbunden sind, sondern „am Himmel scheinende grosse erlauchte Gottheit“.

Die Bezeichnung Mikado für die Herrscher des Landes ist veraltet; und nicht von Anfang an sondern erst nach der Annahme chinesischer Titulaturen wurde die Bezeichnung Tennō = „der Himmelserhabene“ oder Tenshi „Sohn des Himmels“ auf den Kaiser angewendet. Dass die Erbfolge nie unterbrochen oder gestört worden sei, ist zwar ein Dogma der japanischen Historik, das aber nicht auch in wissenschaftlichen Werken bei uns Aufnahme finden sollte. Die Dynastie ist die älteste und besteht mindestens bereits seit dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Erhalten aber ist sie so lange nur dadurch worden, dass fortwährend in Ermangelung erbberechtigter Nachkommenschaft zu Adoptionen die Zuflucht genommen wurde und dass der Kaiser neben seiner rechtmässigen Gemahlin eine Anzahl von Nebenfrauen hatte. Nicht richtig ist auch, dass, wie Orelli S. 105 in Anmerkung angibt, die vornehmste seiner Frauen Mutter des Thronfolgers war. Das trifft bekanntlich nicht einmal von der regierenden Kaiserin zu, deren Ehe ohne Kindersegen blieb. Der jetzige Kronprinz ist der Sohn einer kaiserlichen Nebenfrau.

Die altbekannte Tatsache, dass eine ganze Reihe von Kaisern die eifrigsten Anhänger und Förderer des Buddhismus waren, ja selbst vielfach nach freiwilliger oder gezwungener Abdankung die Tonsur nahmen, um ihr Leben in einem Kloster als Mönche zu beschliessen, erledigt ohne weiteres die Konstatierung, dass die Herrscher sich *stets* angelegen sein liessen, den angestammten Kamidienst zu pflegen. Von Kōtoku-tennō (645–654), um nur

einen Kaiser namentlich anzuführen, sagt schon das Nihongi: „Er verehrte das Gesetz des Buddha und verachtete den Shintoismus". Dass zu diesem in lange vergangener Zeit auch Menschenopfer gehört hätten, ist durch nichts erwiesen. Was in älteren Zeiten vorgekommen sein soll — man kann hier kaum sagen: wirklich vorkam —, ist, dass hochgestellten Verstorbenen ihre Diener ins Grab mitgegeben wurden oder dass diese sich freiwillig mitbegraben liessen. Diese Sitte aber hatte, wenn sie wirklich je bestand, nichts mit dem Götterdienst zu tun. Doch ist es zweifelhaft, ob sie in Japan je geherrscht hat, wie dies in China und Korea, in welch letzterem Lande sie erst im J. 503 n. Chr. G. durch ein Edikt des Königs von Silla aufgehoben wurde, der Fall war. Es ist sehr wohl möglich, dass die ganze Vorstellung eine blosse Fiktion der Japaner ist, beruhend auf den archäologischen Funden von Tonfiguren (*tsuchi ningyo*), die in alter, — *nicht* noch in neuerer Zeit — ins Grab gelegt wurden.

Darüber, ob die Wallfahrten zu heiligen Stätten den buddhistischen nachgeahmt sind, wie Orelli meint, oder ob diese Pilgerfahrten in Japan ein Stück des ursprünglichen Gottesdienstes sind, wie ich geneigt bin anzunehmen, wird sich disputieren lassen.* Der Fromme, der am Eingang eines Shintoschreins seine wortlose Andacht verrichten will, schellt nicht mit einer Glocke sondern schlägt vermittest eines angebrachten Stranges einen frei hängenden Gong, was allerdings buddhistischer Brauch ist.

Dass zu den Dingen, die den Menschen unrein machen, der Genuss des Fleisches von Haustieren gehöre, kann man nicht sagen. Es sind nur bestimmte Tiere, Hund, Katze, Affe u. a., die den Göttern nie geopfert werden durften und deren Fleisch man auch nicht genoss. Auch die Reinigungszeremonie ist nicht richtig beschrieben. Dass sich der Japaner zur Reinigung im Traueranzug in eine einsame Wohnung zurückziehen soll, ist widersinnig. Eben durch Anlegung des Traueranzugs wird er ja unrein.

Nicht zutreffend ist die Beschreibung der heiligen Stätten,

* Siehe hiezu CHAMBERLAIN, *Things Japanese*, sub voce *Pilgrimages*.—*Notes on Some Minor Japanese Religious Practices*. Journal of the Anthropological Institute, Mai 1893. — LOWELL, *Esoteric Shintō*, T. A. S. J. Vol. XXI. — SATOW, *The Shintō Temples o Ise*, T. A. S. J. Vol. II, p. 113.

wenn von ihnen gesagt wird, sie seien mit Gärten geschmückt. Die Gartenbaukunst wurde erst vom Buddhismus in Japan eingeführt und nicht für die Shintoschreine in Anwendung gebracht, die sich noch heute überall ohne künstliche Gartenanlagen präsentieren. Auch sind die heiligen Stätten des Shintoismus niemals mit Mauern umschlossene Höfe mit Hallen für Aufnahme der Pilger und Priesterwohnungen. Sieht man von den Mauern ab, die es überhaupt nicht gibt, so passt diese Beschreibung nur für Buddhistentempel, aber nicht für Shintoschreine (*miya*). Von diesen kann man auch nicht sagen, dass sie mit Schindeln gedeckt seien, obwohl solche Bedachung bei *einer Art* von Schreinen üblich war. Die gewöhnliche war *kaya*, eine Schilfart. Der Metallspiegel, den man heute oft in Shintotempeln wahrnimmt, ist ohne Zweifel nicht genuin shintoistisch sondern buddhistischen Ursprungs. Dagegen befindet sich allerdings abgeschlossen und selbst den Priestern nicht sichtbar in Shintoschreinen ein Spiegel, der, eines der drei heiligen Religionsembleme und Throninsignien, Symbol der Sonne (nicht des Sonnen-*lichts*) ist. Von den *Gohei* bemerkt Orelli, dass ihre Bedeutung noch nicht klar sei. Ich denke, die Deutung dieser Stäbchen mit darangehängten zickzackförmigen Papierstreifen als symbolische Ersatzstücke für die ursprünglichen Opfergeschenke aus wertvolleren Stoffen, Hanf- und Maulbeerrindenzeug, ist lange erwiesen. Die statistischen Angaben über die Zahl der Shintotempel (193.242) und Priester (14.717) sind für das Jahr 1890 gegeben. Der *neuesten* offiziellen Statistik (Résumé Statistique de l'Empire du Japon, Tokio 1903) zufolge zählten die Shintoisten am 31. Dezember 1900: 196.358 Tempel (nämlich 169 Staatstempel, 57.902 grosse Distriktstempel und 138.287 kleinere Schreine) und 16.408 Priester. Gewagt scheint mir die Feststellung, dass sich die Priester auf 10 verschiedene Sekten verteilen. In Japan kann die unbedeutendste Differenz zum Spaltungsgrunde werden, und wer will sagen, was als Haupt- und was als Nebensekte anzusehen ist?

Auch die kürzeste Uebersicht über den Shintoismus sollte m. E. nicht unterlassen zu erwähnen, dass sich ungefähr seit dem Jahre 1700, von Gelehrten wie Mabuchi, Motoori, Hirata ins Leben gerufen und geleitet, eine Bewegung geltend machte, die es darauf absah, die alte nationale Religion wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit herzustellen, und dass nach der Restauration der kaiserlichen Macht ein erfolgloser Versuch gemacht

wurde, den Shintoismus neu zu beleben und zur Staatsreligion zu machen. Ueber diese Galvanisierungsexperimente hat Dr. Spinner in mehreren Aufsätzen in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft gehandelt. Satow's *The Revival of Pure Shiñ-tau* unterrichtet vorzüglich über die Bestrebungen der genannten japanischen Gelehrtenschule, die altnationale Religion von aller Verquickung mit buddhistischen und confucianischen Elementen zu befreien.

2. — BUDDHISMUS.

Soviel über den Shintoismus. Sehr mager ist, was die „Allgemeine Religionsgeschichte" über den japanischen Buddhismus sagt. Trotzdem stösst man auch hier auf manches Unhaltbare. Schon der Name desselben ist nicht richtig gegeben. Er heisst *Butsu-dō*, wie schon bemerkt, nicht *Butto*, was vermutlich ein Verschreiben für das andere Wort *Buppō* (aus Butsu hō) „das Gesetz Buddhas" ist. Anfechtbar ist der Satz (S. 484), dass seine Einführung in Japan namentlich im Jahre 552 von Erfolg begleitet gewesen sei. 552 ist nur das Jahr, in welchem zuerst von Korea aus buddhistische Sūtra und Bildnisse an den damaligen Kaiser, Kimmei-tennō, geschickt wurden. Nicht den Tatsachen entspricht die Feststellung, dass der Buddhismus mit offenen Armen aufgenommen worden sei. Nur unter sehr starkem Widerstande und nach verschiedenen völligen Niederlagen konnte sich die eingeführte fremde Religion trotz kaiserlicher Protektion neben dem nationalen Götterdienste behaupten, hat aber dann sich nicht ziemlich friedlich mit dem Schintoismus in die Herrschaft geteilt oder sich der Kamireligion nur vielfach angepasst, sondern dieselbe völlig verschlungen, allerdings nicht ohne auch ihrerseits gewaltig shintoisiert zu werden. Es war jedoch erst in der sog. Nara-Periode (708–784), nicht schon im 7. Jahrhundert, dass dem Buddhismus der grössere Teil des Volkes zufiel. Zu bemängeln ist die Anwendung der Bezeichnungen „Kirchen" und „Kapellen" auf die buddhistischen Tempel. Ihre Zahl belief sich nach der neuesten offiziellen Statistik am 31. Dezember 1900 auf 71.951 + 38.032, denen 52.128 Oberpriester und 745 Oberpriesterinnen vorstanden. „Prêtres-prêcheurs" gab es nach derselben Quelle am gleichen Zeitpunkt 63.177, „simple prêtres" 48.038. Unterrichtet wurden in buddhistischen Schulen 9.276 Schüler (8.937 männl. und 339 Mädchen). Nicht richtig ist die Angabe, dass es 1893 in Japan 12 buddhistische Sekten

gab. 12 ist die Zahl der Hauptsekten, die überhaupt seit dem 6. Jahrhundert in Japan vertreten waren und deren Geschichte einige sogleich anzuführende Bücher geben. Allein mehrere (sechs) von diesen Sekten bestehen schon seit langem nicht mehr, die anderen haben sich in Untersekten geteilt, so dass es auch hier schwer ist, die gegenwärtige Zahl genau zu bestimmen. Das 1903 erschienene Résumé Statistique zählt die folgenden Sekten auf:

1. — Tendai	mit	4.602	Tempeln	
2. — Shingon	„	12.965	„	(die Tempel der Hossō-Sekte inbegriffen)
3. — Jōdo	„	8.343	„	(icl. Kegon-Sekte)
4. — Rinzai	„	6.120	„	
5. — Sōdō	„	13.706	„	
6. — Ōbaku	„	556	„	
7. — Shin	„	19.608	„	
8. — Nichiren	„	5.194	„	
9. — Ji	„	857	„	(icl. Yūzū-Nembutsu-shū).

Wie verschieden aber die Bestimmung der Anzahl der heute noch in Japan bestehenden Buddhistensekten ausfallen kann, möge die hier folgende Tabelle klar machen:

Hauptsekten, Untersekten und Schulen:			Begründer:
Hossō			Dōshō (ca 653)
Kegon			Dōsen (ca 739)
Ritsu			Ganjin (ca 754)
Tendai	Sammon		Saichō (767–822)
	Jimon		Enchin (814–891)
	Shinjō		Shinjō (1450–1495)
Shingon	Kogi		Kūkai (774–835)
	Shingi		Kakuhan (1095–1144)
Yūzū-Nembutsu			Ryōnin (1067–1134)
Jōdo			Genkū (1134–1214)
			Shōkū
Zen	Rinzai	Kenninji	Eisai (1140–1215)
		Kenchōji	Dōryū (1253)
		Tōfukuji	Ennin (1243)
		Nanzenji	Busshin (1293)
		Enkakuji	Sōgen (1282)
		Tenryūji	Sōseki (1340)
		Myōshinji	Egen (1350)
		Eigenji	Genkō (1320)
		Shōkokuji	Myōha (1383)
		Daitokuji	Myōchō (1267)
	Sōdō		Dōgen (1201–1254)
	Ōbaku		Ingen (1592–1673)

Ji		Ippen (ca 1275)
Shin oder Monto oder Ikkō	Hongwanji	Shinran (1174-1263)
	Ōtani	Kōjū
	Takada	Shimbutsu
	Kibe	Kōgen
	Kōshōji	Renkyō
	Izumoji	Zenran
	Yamamoto	Zenran
	Jōshōji	Dōshō
	Sammonto	Nyōdō
	Bukkōji	Shimbutsu
Hokke oder Nichiren	Nichiren	Nichiren (1222-1282)
	Myōmanji	Nichijū
	Kōmon	Nikkō
	Hachihon	Nichiryū
	Honjōji	Nichiin
	Honryūji	Nisshin
	Fuju-fuze	Nichiwo
	Fuju-fuze-Kōmon	Nikkō

(Nach Papinot).

Es sei mir verstattet, auch hier die, leider noch recht spärliche, Literatur zu vermerken, die für den japanischen Buddhismus in Betracht kommt. Seine Einführung von Korea behandelt ein Aufsatz von SUMMERS in den T. A. S. J. Vol. XIV, pp. 73 ff. (*Buddhism and Traditions concerning its Introduction into Japan*). Doch ist vor dieser kurzen Abhandlung, der Uebersetzung eines japanischen Schriftchens *Buppō den rai*, das sich im *Hokke rei jō ki* findet, direkt zu warnen, da sie von Unrichtigkeiten voll ist und die historischen Data völlig verrückt. Das einzige zuverlässige Material zur Geschichte der Einführung des Buddhismus bietet das Nihongi, und nach diesem ältesten authenischen Quellenwerke habe ich eine Beschreibung gegeben, die noch der Veröffentlichung in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft harrt. Ein ganz hübscher Ueberblick über die ganze Geschichte des japanischen Buddhismus wird dargeboten in dem englisch erschienenen Aufsatze eines Japaners, KAIFU NUKARIYA, (*Buddhism in Japan*) in der eingegangenen Zeitschrift The Far East, Vol. III, No. 28. 29. 30 (1898). Kürzer gehalten ist ein anderer von J. TCHICADZUMI, der in der Revue de l'Histoire des Religions Tome XLIII (1901) p. 147 – 160 unter dem Titel *Coup d'oeil sur l'histoire du Bouddhisme au Japon au point de vue de la philosophie*

de l'histoire veröffentlicht wurde. Eine Ergänzung hiezu für die jüngste Periode bildet der kurze im gleichen Bande der Zeitschrift S. 161–165 zu findende Beitrag von Ryôon Fujishima „*L'état actuel du Bouddhisme Japonais*". Treffliche Skizzen des japanischen Buddhismus finden sich in Rein's „Japan" und in Munzinger's „Die Japaner". Auch Prof. Dr. Lange hat eine solche gegeben in einem Aufsatz „Der Buddhismus in Japan", abgedruckt in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft", Jahrg. XII, S. 143–157, und weiter hervorzuheben ist die von Satow für die 2. Auflage von Murray's Handbook gelieferte.

Eine im J. 1289 verfasste Schrift des Priesters Gyō-nen über acht Sekten hat A. Millioud mit Hilfe eines Japaners Yoshitura Hōgen ins Französische übertragen und in RHR. XXV, 219–243. 337. 360. XXVI, 201–219. 279–315 veröffentlicht (Gyau-nen de la Secte Kegon, *esquisse des huit sectes bouddhistes du Japon*). Ein anderes japanisches Buch *Bukkyō Jū ni shū kōyō* von Ogurisu Kōchō liegt ebenfalls in zwei Uebersetzungen vor. Die eine, englische (*A short history of the twelve buddhistic sects in Japan*, Tokyo 1887) ist von Bunyu Nanjō, dem verdienten Herausgeber des "Catalogue of the Tripitaka" und (mit seinem Lehrer Max Müller zusammen) des in Japan aufgefundenen Sanskrittextes des grösseren und kleineren Sukhâvati vyûha (Dai muryō ju kyō und Amida kyō). Die andere, französische Uebersetzung „*Le Bouddhisme Japonais, doctrines et histoire des douze grandes sectes Bouddhiques du Japon*", Paris 1889 (zuerst erschienen in Nouvelle Revue 15. Okt. 1888) ist von Ryôon Fujishima und ist wegen der Einleitung und der Glossen des philosophisch gebildeten Autors neben der englischen von Wert. In mehr genetischer Darstellung schildert die Entwicklung der einzelnen Sekten A. Lloyd, *Developments of Japanese Buddhism* (T. A. S. J. Vol. XXII, Part III). Von demselben Verfasser kommen noch in Betracht „Buddhistische Gnadenmittel" in Mitteil. der D. G. f. N. u. V. O. Heft 60, und „Dogmatische Anthropologie im Buddhismus", ebenda Bd. VIII, Teil II. Eine Skizze der Geschichte der Shinsekte findet sich in Anecdota Oxoniensia, Aryan Series, *Buddhist Texts from Japan* Vol. I, Part II von der Feder Bunyu Nanjō's. Zur Lehre dieser Sekte sehe man James Troup, *On the Tenets of the Shinshiu or "True Sect" of Buddhists.* T. A. S. J. Vol. XIV, Part I, und ebenda Vol. XVIII, Part I von demselben

Verfasser *The Gobunsho or Ofumi, of Rennyo Shōnin*, sowie J. M. JAMES, *A Discourse on Infinite Vision.* T. A. S. J. Vol. VIII, Part IV. In den Transactions of the As. Soc. of Japan findet sich ferner in Bd. IX, Part II ein Beitrag von JAMES: *Descriptive Notes on the Rosaries (Ju-zu) as used by the different sects of Buddhists in Japan.* Einiges über die Lehre von Himmel und Hölle bietet SPINNER, Zur buddhistischen Eschatologie (Zeitschr. für Missionsk. u. Religionsw. Jahrg. XIV, S. 193–204) nach einer populären Schrift, die sich in ihrer japanischen Redaktion *Ojoyoshiu* nennt. Sehr instruktiv für den heutigen Stand des Buddhismus ist BUSSE's Abhandlung „Streifzüge durch die japanische ethische Literatur der Gegenwart", welche das ganze Heft 50 der Mitteil. der D. G. f. N. u. V. O. einnimmt. Eine Biographie Buddhas nach einer in Japan meistgelesenen Darstellung gibt J. L. ATKINSON's *Prince Siddartha, the Japanese Buddhist, based on Japanese Manuscripts.* Für die in Zeitschriften verstreuten Aufsätze und sonstige Literatur kann wieder auf WENCKSTERN verwiesen werden.

3. — CONFUCIANISMUS.

Noch kürzer als den Buddhismus tut Orelli den Confucianismus ab. Alles was er über ihn sagt, beschränkt sich auf den einen Satz: „Den Gebildeteren, welche nach einer moralischen Weltanschauung verlangten, bot eine solche die Lehre des Chinesen Kongtse, welche schon seit dem 3. Jahrh. in Japan Eingang gefunden haben soll, wahrscheinlich aber erst später ihren Einzug hielt." Dass die confucianische Ethik nicht schon seit dem 3. Jahrh. sondern erst später nach Japan gelangte, ist nicht bloss wahrscheinlich, sondern durch ASTON (*Early Japanese History.* T. A. S. J. Vol. XVI, S. 39–75) ausser Zweifel gesetzt. Beziehungen zu Korea und Japan bestanden schon früh. Hier ist als besonders bedeutungsvolle Begebenheit die Ankunft des Gelehrten Wani aus Korea zu erwähnen, der, als Lehrer eines kaiserlichen Prinzen nach Japan berufen, den Anfang mit Verbreitung der Kenntnis chinesischer Weltanschauung machte. Diese Ankunft aber erfolgte nicht schon im 3. Jahrh., wie dies das Nihongi will, sondern wie Aston überzeugend nachgewiesen hat, 120 Jahre (zwei Sechzigerzyklen) später, im Jahre 405 n. Ch. G. Der weite Einfluss chinesischer Denkweise datiert erst von der Einführung des Buddhismus. Es sollte aber nicht unerwähnt bleiben, dass während des ganzen

Mittelalters, solange der Buddhismus blühte, die confucianische Philosophie in Japan sozusagen im Schlafe lag, aus dem sie erst zu Anfang des 17. Jahrh. mit einemmale erweckt wurde, um für die ganze Tokugawa-Periode, eine Zeit von 250 Jahren, fast ausschliesslich das Denken der Gebildeten zu bestimmen und erst mit dem Zusammenbruch des Feudalwesens in neuester Zeit ihre Grundlage und damit mehr und mehr ihren Halt und Einfluss zu verlieren, wenn sie auch als Weltanschauung noch fortwirkt. Der Religion stand diese confucianische Ethik gänzlich ferne, wie andererseits Shintoismus und Buddhismus eine ethische Bedeutung eigentlich nur insoweit gewannen, als sie sich zu Verbreitern der confucianischen Tugendlehre hergaben. Ueber das Verhältnis des Confucianismus zum Shintoismus und Buddhismus in Japan lässt sich trefflich MUNZINGER aus. Munzinger's Urteil muss ich auch dem Orellischen über die religiöse Veranlagung der Japaner entgegensetzen. Während dieser sagt, das Volk sei nicht allzu eifrig im Gottesdienst, und von der „wenig religiös begabten Natur" desselben spricht, urteilt ersterer m. E. durchaus zutreffend: „Der Japaner ist gewiss religiös, so gewiss als die Religion in dem Geistesleben eines jeden Volkes einen Bestandteil und zwar einen Hauptbestandteil bildet; aber für die Geisteshöhen und-tiefen der Religion ist er weit weniger empfänglich als der Arier".

Ungeheuerlich übertrieben ist, was Orelli vom Kaiser schreibt: „Den Mikado kam seine göttlich hohe Würde teuer zu stehen. Er wurde als so heilig und göttlich erklärt, dass man ihn dem Blicke aller Sterblichen entzog und durch die lästigsten Satzungen einschränkte; durfte er doch nicht einmal die freie Luft oder einen Sonnenstrahl an sich kommen lassen, oder die Erde berühren, sondern musste sich tragen lassen, was an die als Tabu geltenden Könige bei den Polynesiern erinnert." Und was er von ihm in Anmerkung beifügt, dass Haare, Bart und Nägel ihm nur im Schlaf geschnitten werden durften, oder dass er täglich einige Stunden unbeweglich auf dem Throne sitzen musste, mit der Krone bedeckt, da die Ruhe des Landes davon abhange, das sind Märchen, die vermutlich dem alten Werke unseres Landsmannes KAEMPFER entnommen sind. Nicht haltbar ist auch die Schlussfolgerung, dass die politische Gewalt des Mikado daher *meistens* gleich Null gewesen sei. Es war erst

gegen Ende des 9. Jahrh., dass der Hofadel dem zum Herrschen Berufenen mehr und mehr die Zügel der Regierung entwand, und dies war nicht so sehr eine Folge der hohen göttlichen Würde des Mikado als vielmehr der Verweichlichung, in welche die Inhaber der Würde mehr und mehr versanken. Erst seit 1186 war der tatsächliche Regent der Shōgun (nicht *Shugun*, wie Orelli schreibt). Die Aera, mit deren Beginn dieser Zustand zin Ende nahm, heisst *Meiji*, nicht *Meji*, und diese Beleichnung bedeutet nicht „Aufklärung“ sondern ist ein Kompositum, das mit „erleuchtete Regierung“ zu übersetzen ist. Der alte Name der gegenwärtigen Residenz Tōkyō wird heute nicht mehr Jedo sondern allgemein Yedo geschrieben.

Das ist es, was ich zu dem Kapitel über die japanische Religion in der neuesten Allgemeinen Religionsgeschichte zu bemerken hätte. Für 4 ½ Seiten ist es der Kritik etwas viel. Doch würde ich die an solche eindringende Prüfung gewendete Zeit und Mühe nicht als verloren betrachten, wenn meine Auslassungen den Herrn Verfasser bestimmen würden, das Kapitel beim Nötigwerden einer zweiten Auflage der Neubearbeitung zu unterziehen, deren es vor anderen Kapiteln seines Werkes bedürftig ist. Aus vorstehender Besprechung wird wohl auch dies für jeden Leser hervorgehen, dass in einer neuen Auflage der Satz „Manches Material enthalten die Transactions of the Asiatic Society of Japan und die Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens“ in den Literaturangaben bei Prof. Orelli einer Modifizierung bedarf. Die „Transactions“ und die „Mitteilungen“ sind recht eigentlich die Hauptfundgruben für jeden, der es unternimmt über die Religionen Japans zu schreiben. Dem wird der Herr Verfasser mit obigem Hinweise auf sie nicht gerecht.

SITZUNGSBERICHTE.

GENERALVERSAMMLUNG IN YOKOHAMA

am 22. Januar 1902.

VORSITZENDER: HERR R. LEHMANN.

Neue Mitglieder:

Herr	H. KRAMER,	Yokohama.
„	Dr. MARSTRAND-MECHLENBURG,	Tokyo.
„	W. TRAUTSCHOLD,	„

Lebenslängliche Mitgliedschaft erwarb

Herr C. ILLIES jun. Yokohama.

Herr Pfarrer HAAS verliest den Jahresbericht für 1901. Nachdem auch der Kassenbericht vorgelegt wurde, wird der Vorstand entlastet und dann durch Akklamation für ein weiteres Jahr wiedergewählt.

Herr Pfarrer HAAS hielt einen Vortrag: „Mendez Pinto und Japan". An der sich anschliessenden Diskussion beteiligten sich Herr Prof. Dr. RIESS und der Vortragende.

SITZUNG IN TOKYO

am 26. Februar 1902.

VORSITZENDER: HERR R. LEHMANN.

Neue Mitglieder:

Herr	C. SCHRAMM,	Yokohama.
„	Schulamtspraktikant G. Riegelsberger,	Tokyo.
„	Prof. M. KOAKIMOTO,	„

Lebenslängliche Mitgliedschaft erwarb

Herr M. Pors, Yokohama.

Herr E. Klocke hielt einen Vortrag „Faunistisches aus den Gewässern der Insel Hokkaido“.

SITZUNG IN YOKOHAMA

am 26. März 1902.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Neue Mitglieder:

Herr P. Griebel,	Yokohama.	
„ H. Bosch,	„	
„ E. Eichelberg,	„	
„ C. Schmalbeck,	„	
„ E. Hasche,	„	
„ R. Wendt,	„	
„ G. W. Werckmeister,	„	
„ Bielfeld,	„	(wieder eingetreten).

Ausgetreten ist Herr H. de la Camp.

Der Bibliothek wurde geschenkt: Courant, Catalogue des Livres Chinois etc. 2497-3469 (vom Herrn Verfasser).

An Stelle des Herrn Janson, der wegen geschwächter Gesundheit sein Amt niederlegt, wird Herr Dr. M. Lehmann in den Vorstand gewählt.

Herr Prof. Dr. Florenz hielt einen Vortrag: „Aus der Blütezeit der japanischen Lyrik“.

SITZUNG IN TOKYO

am 3. Mai 1902.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Vor Eintritt in die Tagesordnung erinnert der Vorsitzende an zwei der Gesellschaft durch den Tod entrissene Mitglieder:

die Herren Fürst von Schwarzenberg und Th. Meyerdirks. Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung der Verstorbenen von den Sitzen.

Neueingetreten sind die Herren:

E. Flaig,	Tokyo.
K. Steiner,	Yokohama.
E. Kraemer,	„
E. Nimmerfall,	„
E. Horstmann,	„
Hauptmann a/D Madlung,	„

Schriftenaustausch ist angeknüpft mit

1) The State Library and Home Education, University of the State of New-York;
2) Koninklijk Institut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlands Indie, im Haag.

Der Bibliothek wurde von Herrn L. Leybold 1 Ex. eines von ihm ins Japanische übersetzten Kochbuchs *Seyo ryori ho* geschenkt.

Herr G. H. Prof. Dr. Baelz hielt einen durch viele Projektionsbilder erläuterten Vortrag über die Menschenrassen Ostasiens.

SITZUNG IN YOKOHAMA

am 28. Mai 1902.

Vorsitzender: Herr R. Lehmann.

Neu eingetreten ist:

Herr Legationssekretär F. von Erckert, Tokyo.

Der Kaiserl. Gesandte z. D. Herr J. von Waldhausen hat der Gesellschaft einen prächtigen elektrischen Kronleuchter für den Sitzungssaal zum Geschenk gemacht. Geschenkt wurden ferner von Herrn Dr. H. ten Kate eine Reihe von anthropologischen Büchern und Zeitschriften; von Herrn Prof. Virchow ein Sonderabdruck „Zur Erinnerung. Blätter des

Dankes für meine Freunde von RUDOLF VIRCHOW", und von Herrn Graf von ARCO-VALLEY ein Prachtalbum „Souvenir of the Allies in North China".

Der Vorsitzende teilt mit, dass der 3. Teil des VIII. Bandes der „Mitteilungen", welcher damit vollständig wird, zur Ausgabe fertig ist, und dass der von Frau Pfarrer HAAS bearbeitete Generalindex für die 6 ersten Bände der „Mitteilungen" zusammen mit einer kurzen Geschichte der Gesellschaft nunmehr in Druck gegeben werden kann.

Ferner macht er die Mitteilung, dass der Vorstand es für geboten hielt, die Versicherungssumme um 2.200 *Yen* erhöhen zu lassen:

nämlich für	Gebäude	von	*Yen*	4.000	auf	*Yen*	4.500,
„	Einrichtung	„	„	600	„	„	1.000,
„	Bibliothek	„	„	4.000	„	„	5.000,
„	Kegelbahn	„	„	1.200	„	„	1.500.

Hierauf hielt Herr Prof. Dr. HEFELE einen Vortrag über „Wald und Wasserwirtschaft". Zum Schluss machte Herr E. KLOCKE noch eine kleinere Mitteilung über den Hakonesee.

SITZUNG IN TOKYO

am 5. Juli 1903.

VORSITZENDER: HERR R. LEHMANN.

Neueingetreten sind die Herren:

P. NYFFENEGGER,	Tokyo.
W. ST. MOSS,	Yokohama.
P. GAMPERT,	„
Alex. von Gülpen,	Emmerich.
Schroeder-Schroedershof,	Saipan, Mariannen.
E. Ohlmer,	Tsingtau.
Vizekonsul Freiherr von Stengel,	Yokohama.
Konsul Nössler,	Bremen.

Ausgetreten sind dagegen die Herren Konsul KRENCKY, Graf WYDENBRUCK, W. SCHWARTZ.

Als Geschenke wurden überreicht: P. D. FISCHER, Italien und die Italiener, vom Herrn Verfasser, und Lindor Sernier Herdacht, door Dr. H. TEN KATE, vom Herrn Verfasser; ferner zwei kleine Abhandlungen von Herrn E. KLOCKE.

Der Vorsitzende teilt mit, dass der Vorstand beschlossen hat, dem Ostasiatischen Verein zu Hamburg auf sein Ansuchen ein vollständiges Exemplar der „Mitteilungen" zu überlassen.

Herr Prof. Dr. LAMPRECHT in Leipzig, der sich als Mitglied der Gesellschaft eintragen liess, hat sich bereit erklärt, gegen die bisher erschienenen Bände der „Mitteilungen" die bisher erschienenen Bände seiner Deutschen Geschichte auszutauschen.

Sodann überreicht der Vorsitzende Herrn Dr. L. RIESS im Namen des Vorstandes die Urkunde seiner Ehrenmitgliedschaft und verliest den Wortlaut der Urkunde wie folgt:

Herr Professor Dr. RIESS!

Mit Bedauern sehen wir die Zeit gekommen, wo Sie nach 15 jährigem Aufenthalt Japan verlassen. Denn durch Ihre Rückkehr nach der Heimat verliert die Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens eines ihrer eifrigsten und verdienstvollsten Mitglieder.

Sie haben die Interessen der Gesellschaft stets in hervorragender Weise gefördert: ebensowohl durch eine Reihe wertvoller Vorträge und Veröffentlichungen in den „Mitteilungen" wie auch durch Ihre unermüdliche Tätigkeit im Vorstande als Bibliothekar und als Mitglied des Redaktionskomitees. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, wie viel Sie zur Hebung des geselligen Verkehrs unter den Mitgliedern der Gesellschaft beigetragen haben.

Zum Zeichen des Dankes für Ihre Verdienste überreichen wir Ihnen das Diplom der Ehrenmitgliedschaft.

Tokyo im Juli 1902.

Der Vorstand:
Emerich Graf von ARCO-VALLEY,
Kais. Deutscher Gesandter.

Dr. K. FLORENZ. R. LEHMANN.
A. GERDTS. Dr. M. LEHMANN.
Pfarrer H. HAAS.

Herr Dr. RIESS bemerkt hierauf, er sei in Verlegenheit, wie gebührend zu danken. Je mehr die Ostasiatische Gesellschaft bisher mit Verleihung der Ehrenmitgliedschaft gekargt habe, desto höher wisse er die ihm zu Teil gewordene Auszeichnung zu bewerten. Bei Abschätzung seiner Verdienste scheine ihm das Gesetz der Amplifikation gewaltet zu haben. Was er der Gesellschaft habe leisten können, habe er ihr stets gerne geleistet, und schwer falle es ihm aufs Herz, dass er es künftighin nicht mehr solle tun können. Dagegen freue er sich, dass die Gesellschaft jetzt, wo er von ihr scheiden müsse, in einer aufstrebenden Epoche sei. Das Ansehen, das sie geniesse, werde auch ihm als ihrem nunmehrigen Ehrenmitgliede zugute kommen. Er aber werde sich bestreben, sich auch in der Heimat der erfahrenen Ehre jederzeit würdig zu erweisen. —

Als neues Mitglied wird Herr A. BRANDT in Tokyo angemeldet.

Hierauf nimmt Rev. A. Lloyd das Wort zu einem Vortrag über Neuere japanische Erzählungsliteratur.

Nach ihm machte Herr G. H. Prof. Dr. BAELZ zwei kürzere Mitteilungen:

a) Ueber den Einfluss des japanischen Sitzens auf die Körperformen.
b) Noch einmal die Mongolenflecken.

SITZUNG IN YOKOHAMA

am 24. September 1902.

VORSITZENDER: HERR R. LEHMANN.

Der Vorsitzende gedenkt zunächst zweier aus dem Leben gerufener Mitglieder, der Herren Mühle und Hartig, deren Gedächtnis die Anwesenden durch Erheben von den Sitzen ehren.

Ausgetreten ist Herr C. KAYSER.

Zum Eintritt in die Gesellschaft haben sich dagegen gemeldet die Herren:

W. KRONECK,	Yokohama.
K. WESTPHAHL,	„
M. BLÜMER,	„
A. F. JAHN,	Kobe.
Krebs, 1. Dolmetscher der Kaiserl. D. Gesandtschaft in	Peking.
Kapitän z. S. TRUPPEL, Gouverneur im Kiautschou Gebiet.	
Major von ETZEL,	Tokyo.
G. A. HEISE,	Shanghai.
Lic. Theol. H. HACKMANN.	

Lebenslängliche Mitgliedschaft erwarben die Herren Legationssekretär von ERCKERT, Forstrat SCHILLING und E. ELLON.

Geschenkt wurden vom Verf., Herrn WENCKSTERN: Aus Dazai Shindai's Staats- und Volkswirtschaftslehre; desgl. vom Verf., Herrn. Dr. HABERER: Schädel und Skeletteile aus Peking. Ferner vom Unterrichtsministerium in Berlin „Neue Folge der Meeresuntersuchungen". Herr Dr. HABERER überreichte weiter für die Bibliothek: Ostasiatische Dekapoden, von Dr. F. DOFLEIN.

Der Vorsitzende teilt den Vorstandsbeschluss mit, dass auf die Einladung des Gouvernement Général de l'Indo-Chine zur Entsendung eines Delegierten zum Kongress in Hanoi Herr Prof. Dr. FLORENZ entsendet werden solle; ferner dass ein Supplementband der „Mitteilungen": „Pfarrer HANS HAAS, Geschichte des Christentums in Japan. I. Erste Einführung des Christentums in Japan durch Franz Xavier" erschienen und bereits zum Versandt gekommen ist.

Die Versammlung gibt hierauf ihre Zustimmung zu der durch Kooptation des Vorstands vollzogenen Wahl des Herrn Dr. OHRT, der an Stelle des Herrn Dr. RIESS in den Vorstand eintritt.

Herr E. KLOCKE erhielt sodann das Wort zu einem Vortrag: „Kreuz und quer durch Hokkaido."

SITZUNG IN TOKYO

am 29. Oktober 1902.

VORSITZENDER: HERR R. LEHMANN.

Neueingetreten sind die Herren:

Korvettenkapitän FUNKE,	Kiautschou.
C. JUNGHENN, z. Zt. in	Tokyo.

An Geschenken für die Bibliothek gingen ein: Adolf Fischer, Wandlungen im Kunstleben Japans; Ders., Streifzüge durch Formosa, beide Werke überreicht vom Herrn Verfasser; Catalogue des Livres Chinois etc. 3 fasc. vom Verfasser, Herrn Maurice Courant; Festschrift, dem XIII. Intern. Orient. Kongress Hamburg 1902 gewidmet vom Wa-Doku-Kwai Berlin; Dr. H. TEN KATE, Zur Psychologie der Japaner, vom Herrn Verfasser.

Der Vorsitzende bringt zur Kenntnis der Versammlung, dass von den „Mitteilungen" ein neues Heft, Bd. IX, Teil 1, zur Ausgabe fertig ist, ferner dass binnen kurzem auch die 2. Aufl. der Bücher XXII–XXX des Nihongi von Dr. FLORENZ erscheinen kann.

Sodann nahm Herr Betriebs- und Bauinspektor F. BALTZER das Wort zu einem Vortrag: „Entwicklung der Shintobauweise".

SITZUNG IN YOKOHAMA

am 28. November 1902.

VORSITZENDER: HERR R. LEHMANN.

Der Vorsitzende gibt bekannt, dass Herr Dr. MANSFELD seinen Austritt angemeldet hat. Dagegen sind eingetreten:

S. Durchlaucht Prinz Koudacheff,	Tokyo.
Herr Dr. REIDHAAR,	Yokohama.

Herr Dr. A. MENGE sprach sodann über „Japanische Kunst".

SITZUNG IN TOKYO

am 20. Dezember 1902.

VORSITZENDER: HERR R. LEHMANN.

Neue Mitglieder:

Herr R. HEISE,	Tokyo.
„ K. TAKATA,	„
„ Dr. PH. A. NAGAMATSU,	„
„ H. Steinmann,	Yokohama.
„ DROEGKAMP,	„
„ R. BERTOCH,	„

Ausgetreten ist Herr O. SCHERER.

Als Geschenck für die Bibliothek überreicht Herr Pfarrer HAAS Jahrgang III der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Die Wahrheit", und Herr Regierungs- und Baurat F. BALTZER die Nummern 83, 89, 91 des Zentralblatts der Bauverwaltung mit einer Arbeit seiner Feder über „Die Tempelanlage von Horiuji bei Nara in Japan".

Herr Prof. Dr. HEFELE hielt sodann einen Vortrag: „Reiseerinnerungen aus Ostchina und der Mandschurei".

GENERALVERSAMMLUNG IN YOKOHAMA

am 4. Februar 1903.

VORSITZENDER: HERR R. LEHMANN.

Herr Pfarrer HAAS erstattet im Namen des Vorstands den Jahresbericht für 1902. Der Kassenbericht wird zur Einsicht aufgelegt. Hierauf wird dem Vorstand Decharge erteilt.

Aus der sodann vorgenommenen Neuwahl für den Vorstand gingen hervor die Herren:

Graf von ARCO-VALLEY, R. LEHMANN,
Dr. FLORENZ, Pfarrer HAAS,
Dr. M. LEHMANN, A. GERDTS,
F. THIEL.

Herr Regierungs- und Forstrat SCHILLING hielt einen Vortrag: „Die Besiedlung des Kronlandes in Hokkaido".

SITZUNG IN TOKYO

am 25. Februar 1903.

VORSITZENDER: HERR R. LEHMANN.

Bekannt gegeben wird, dass der Gesellschaft als Mitglieder beigetreten sind:

Herr	G. BODEN,	Kobe.
„	Baron Mario von MANTEUFFEL,	„
„	GEORGE KILLIAN,	„
„	Kais. Russ. Staatsrat Grebnitzki, z. Zt. in	Tokyo.
„	Baron CORVISART,	„
„	Prof. H. HUBERT,	Paris,

ferner dass Herr Regierungs- und Baurat F. BALTZER und Herr B. RUNGE die lebenslängliche Mitgliedschaft erworben haben.

Für die Bibliothek lief als Geschenk ein:

Ein Separatabdruck aus den Preussischen Jahrbüchern, enthaltend: Die Reform des japanischen Schriftwesens, ein Kulturproblem, von Dr. L. RIESS.

Der neue Vorstand setzt sich wie folgt zusammen:

Herr	Graf von ARCO-VALLEY	Vorsitzender,
„	R. LEHMANN,	stellv. Vorsitzender,
„	Pfarrer H. HAAS,	Schriftführer.
„	Prof. Dr. K. FLORENZ,	

Herr Dr. M. LEHMANN, } Bibliothekare,
„ F. THIEL, }
„ A. GERDTS, Schatzmeister.

Herr Forstrat Dr. HEFELE hält einen Vortrag über Nordchina und die Mandschurei.

SITZUNG IN TOKYO

am 25. März 1903.

VORSITZENDER: HERR R. LEHMANN.

Der Vorsitzende bringt zunächst in Erinnerung, dass die Gesellschaft am 22. d. M. die Wiederkehr des 30. Jahrestags ihrer Gründung hätte feiern können, und nimmt daher Anlass einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der drei Dezennien zu geben. Hierauf begrüsst er die Gäste des Abends, unter denen der Admiral Graf von BAUDISSIN, und eine Anzahl der Offiziere S. M. S. Hansa sind.

Neue Mitglieder:

Herr Legationssekretär Loewenthal von Linau,
Kais. u. Kgl. Oesterr. Ung. Geschäftsträger.
„ Graf Alexander von HATZFELDT, Tokyo.
„ LUDWIG LÖFFLER, Giehren in Schlesien.
„ Fregattenkapitän TRUMMLER, Yokohama.

Der Bibliothek wurden folgende Bücher geschenkt:

Ph. v. Siebold's letzte Reise nach Japan, von dem Herrn Verf. A. Freiherrn v. SIEBOLD.

Geomorphologische Studien aus Ostasien III.

Freiherr von RICHTHOFEN, Die morphologische Stellung von Formosa, vom Herrn Verfasser.

F. BALTZER, Das japanische Haus, vom Herrn Verfasser.

Herr G. H. Prof. Dr. BAELZ hielt hierauf einen durch Projektionsbilder erläuterten Vortrag „Aus Tonkin“.

SITZUNG IN YOKOHAMA

am 29. April 1903.

VORSITZENDER: HERR R. LEHMANN.

Der Vorsitzende begrüsste zunächst Seine Königliche Hoheit Prinz Rupprecht von Bayern, welcher die Sitzung mit seiner Anwesenheit beehrte, und gab sodann bekannt, dass Herr Kammerherr Graf Anton von ARCO-VALLEY sich in die Liste der lebenslänglichen Mitglieder hat eintragen lassen und dass folgende Herren ordentliche Mitglieder wurden:

Herr Vizeadmiral Graf von BAUDISSIN,
„ Generalleutnant von JANSON, Excellenz, Yokohama.
„ Marineoberstabsarzt Dr. MATTHIOLIUS, „
„ O. MAHRT, „
„ Prof. MAÎTRE, Kyoto.

Ferner bringt er zur Kenntnis, dass die Bibliothek eine wertvolle Bereicherung durch eine Reihe von Schenkungen erfahren hat. Von der École Francaise d'Extrême Orient gingen ein: Compte rendu analytique des Séances (Premier Congrès International des Études d'extrême Orient, Hanoi 1902); Atlas Archéologique de l'Indo-Chine; Phonétique Annamite; Les Chams; Éléments de Sanscrit Classique; Bulletin de l'École etc. 1. u. 2. Jahrg.

Herr M. G. DUMOUTIER liess der Gesellschaft durch Prof. FLORENZ eine Anzahl seiner eigenen Publikationen überreichen: L'Enseignement Franco-Annamite; Études sur les Tonkinois; Étude Historique et Archéologique sur Cô-Loa; Chua-Hai-Ba, le temple des Deux Dames; Les Hak-ka; Étude sur un Portulan Annamite du XV. siècle; Légendes Historiques de l'Annam et du Tonkin; Étude Historique et Archéologique sur Hoa-Lu'; Étude sur les dépots archéologiques d'Omori et d'Okadaira; Les Pagodes de Hanoi; La Laque et les Huiles à Lacquer; De la Condition Morale des Annamites du Tonkin.

Herr Professor Dr. FLORENZ erstattete Bericht über den Kongress in Hanoi, zu welchem er als Delegierter der Gesell-

schaft entsendet war. Sodann gab er ein Résumé über eine von Herrn Prof. Dr. KOGANEI für die „Mitteilungen" gelieferte Abhandlung über die Ureinwohner von Japan.

SITZUNG IN TOKYO

am 27. Mai 1903.

VORSITZENDER: HERR R. LEHMANN.

Der Vorsitzende bittet zunächst die Anwesenden, das Andenken zweier verstorbener Mitglieder, der Herren Schröder-Schrödershoff und Simon Strauss in üblicher Weise durch Erheben von den Sitzen zu ehren.

Neueingetreten sind:

die Herren Kais. Russ. Konsul

Fürst GAGARIN,	Nagasaki.
C. KLEPSCH,	„
Pfarrer M. OSTWALD,	Tokyo.

Ausgetreten: Herr Pfarrer A. WENDT.

Für die Bibliothek wurden verschiedene neue Werke angeschafft.

Der 2. Teil des IX. Bandes der „Mitteilungen" ist zum Versandt gelangt.

Der Vorsitzende bringt zur Kenntnis der Versammlung, dass der Vorstand beschlossen hat, Herrn Konsul Dr. KRIEN, einem der Mitbegründer der Gesellschaft, anlässlich seiner Heimkehr eine Ehrung durch Uebersendung einer Adresse zu erweisen.

Der Schriftführer Herr Pfarrer HAAS verliest hierauf den Wortlaut des Schriftstückes wie folgt:

Hochverehrter Herr Konsul KRIEN!

Sie waren einer von den Männern, die vor nunmehr drei Jahrzehnten den Gedanken fassten, die Deutschen in Japan, soweit sie wissenschaftlich interessiert, in eine Vereinigung zusammenzufassen, die den Mitgliedern zum

Austausch ihrer Ansichten und Erfahrungen inbetreff der Länder Ostasiens Gelegenheit geben und darüber hinaus die Erforschung der Länder des fernen Ostens fördern und durch herauszugebende „Mitteilungen" die wissenschaftliche Kenntnis Ostasiens mehren und verbreiten sollte.

Von jenem Kaisergeburtstage, dem Stiftungstage unserer Deutsch-Ostasiatischen Gesellschaft, bis heute haben Sie ihr ununterbrochen durch all die Jahre hindurch angehört, zeitweise als Mitglied des Vorstands an den Lasten ihrer geschäftlichen Leitung mitgetragen und ihre wissenschaftlichen Bestrebungen auch durch Mitarbeit an den „Mitteilungen" gefördert.

Es ist deshalb begreiflich, dass wir Ihrer in diesem Augenblicke, wo Sie nach dreissigjährigem Aufenthalte im fernen Osten nach Deutschland reisen, um dort Erfrischung und Erholung zu suchen, dankbar und freundschaftlich gedenken. Unsere besten Wünsche begleiten Sie, und vor allem hoffen wir, dass Sie gekräftigt wieder nach Japan zurückkehren und auch weiter Ihr Interesse für unsere Gesellschaft bekunden werden.

Tokyo, den 21. Mai 1903.

Im Namen
der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde
Ostasiens
der Vorstand

(Gez.)
Graf von ARCO-VALLEY,
Kaiserl. Deutscher Gesandter.
R. LEHMANN.
Pfarrer H. HAAS.
Dr. M. LEHMANN.
Dr. K. FLORENZ.
THIEL.
A. GERDTS.

Herr Prof. Dr. FLORENZ hielt einen Vortrag „Aus der japanischen Erzählungsliteratur."

Dem letzten Teil der Sitzung wohnte wiederum Seine Königliche Hoheit Prinz Rupprecht von Bayern bei.

SITZUNG IN TOKYO

am 24. Juni 1903.

VORSITZENDER: HERR R. LEHMANN.

Der Vorsitzende stellt im Namen des Vorstandes den Antrag, Seine Königl. Hoheit Prinz Rupprecht von Bayern um die Annahme der Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft zu bitten. Nachdem der Antrag einstimmig angenommen ist, gelangt die Ehrenmitgliedschaftsurkunde zur Verlesung, die Seiner Königlichen Hoheit überreicht werden soll. Ihr Wortlaut ist wie folgt:

Durchlauchtigster Prinz!

Gnädigster Prinz und Herr!

Euerer Königlichen Hoheit gegenwärtiger Aufenthalt in Japan weckt unwillkürlich die Erinnerung an den Verkehr, der schon durch das 16., 17. und 18. Jahrhundert wie überhaupt zwischen Ostasien und den Ländern Europas so auch zwischen Ostasien und Bayern, dem Stammlande des Wittelsbacher Fürstenhauses, auf wissenschaftlicher und religiöser Grundlage, in kommerzieller und künstlerischer Hinsicht bestanden hat.

An Euerer Königlichen Hoheit erlauchten Vorfahren und Verwandten hat dieser vielseitige Verkehr durch alle die Zeit im Bayernlande seine verständnisvollsten Förderer gehabt, von jenem Kurfürsten Wilhelm V. an, dem schon im Jahre 1570 mit den *Epistolae Japonicae* ein Buch über Japan und mit TRIGAUTIUS' *Historia* im Jahre 1617 ein anderes über China gewidmet wurde, bis auf den Wittelsbacher, während dessen Regierung Japan dem Westen seine Tore schloss, und bis auf alle die feinsinnigen Fürsten der bayerischen Dynastie nach ihm, die als eifrige Sammler ostasiatischer Kunstwerke Einfluss auf die Gestaltung des deutschen Kunstgewerbes übten.

Den Traditionen dieser erlauchten Fürsten des bayerischen Herrscherhauses folgen jetzt, da der Osten abermals dem Abendlande offen steht, Euere Königliche Hoheit, an

der Welt asiatischen Denkens und Dichtens, Bildens und Schaffens lebhaftes Interesse nehmend, ihre Entwicklung mit Aufmerksamkeit verfolgend, eifrig darauf bedacht, durch Studium wie selbsteigene Anschauung Euerer Königlichen Hoheit Kenntnis ostasiatischer Dinge zu erweitern und zu vertiefen, und Männern der Wissenschaft Anregung zu Forschungen auf diesem Gebiete gebend und ihre Arbeit in mannigfacher Weise unterstützend.

So darf eine Gesellschaft wie die unserige, die sich Förderung der Erforschung der Länder des fernen Ostens als ihren besonderen Zweck gesetzt, Euere Königliche Hoheit begrüssen als einen hohen Gönner, mit welchem sie sich völlig eins in ihrem Streben weiss.

Sie ist sich aber wohl bewusst, dass sie sich selbst am meisten ehrt, indem sie in Bekundung dieses Gefühls geistiger Gemeinschaft sich die Freiheit nimmt, Euerer Königlichen Hoheit in aller Ehrerbietung die höchste Auszeichnung anzutragen, die sie darzubieten hat:

Die Ehrenmitgliedschaft

DER

Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.

Euere Königliche Hoheit hatten wiederholt die Huld, höchst Ihr Interesse an unseren Bestrebungen durch Teilnahme an den Sitzungen der Gesellschaft zu bekunden. Geruhen Euere Königliche Hoheit dafür unseren ehrfurchtsvollen Dank entgegen zunehmen, und genehmigen Euere Königliche Hoheit weiter die Versicherung, dass das Ehrenrecht, einen so erlauchten Namen dauernd in den Listen ihrer Mitglieder führen zu dürfen, der Gesellschaft ein neuer Antrieb sein wird, alles zu tun, um das Ansehen, in dem deutsche Wissenschaft in Japan steht, auch förderhin mit deutschem Ernst zu wahren.

Tokyo, den 24. Juni 1903.

Im Namen und Auftrag der
Deutschen Gesellschaft für Natur-
und Völkerkunde Ostasiens
der Vorstand.

(Dieses von den zur Zeit in Tokyo anwesenden Vorstandsmitgliedern, den Herren Graf ARCO-VALLEY, R. LEHMANN, Pfarrer Haas, F. THIEL und A. GERDTS, unterzeichnete Schriftstück wurde Seiner Königlichen Hoheit am 2. Juli in besonderer Audienz vom Vorstand auf der Gesandtschaft überreicht). —

Neu eingetreten sind in die Gesellschaft
die Herren L. NIEMANN, Yokohama und
Dr. MISCHKE, „

Geschenk für die Bibliothek: SPÖRRY, Die Verwendung des Bambus in Japan, vom Verfasser.

Hierauf nimmt Herr Pfarrer H. HAAS das Wort zu einem Vortrag: „Die Einführung des Buddhismus in Japan".

JAHRESBERICHT FÜR 1902.

Die Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens hat während des Berichtjahres 4 Mitglieder durch den Tod verloren: die Herren MEYERDIERKS in Yokohama, MÜHLE in Temesvár, HARTIG in Dresden und Prinz von SCHWARZENBERG, der in Shanghai einem Fieber erlag. Ihren Austritt haben 5 Herren erklärt. Hingegen liessen sich 47 neue in die Listen der Gesellschaft eintragen. So erscheinen diese um 38 Namen gemehrt, und die Mitgliederzahl hat am Schlusse des Jahres das vierte Hundert überstiegen. Von den ordentlichen Mitgliedern erwarben 5 die *lebenslängliche Mitgliedschaft*, und *einem*, Herrn Dr. L. RIESS, der nach 16 jähriger Dozentenwirksamkeit an der Universität Tokyo in die Heimat zurückkehrte, wurde in Anerkennung seiner Verdienste um das wissenschaftliche und gesellige Leben der Gesellschaft die *Ehrenmitgliedschaft* zuerkannt.

Der Vorstand, der zu 12 Sitzungen zusammentrat, setzte sich zusammen aus den Herren:

Graf ARCO-VALLEY als 1. Vorsitzendem,

R. LEHMANN als 2. Vorsitzendem,

Prof. Dr. K. FLORENZ und Pfarrer H. HAAS als Schriftführern,

Prof. Dr. L. RIESS und nach seinem Ausscheiden Dr. E. OHRT, sowie

Dr. M. Lehmann als Bibliothekaren, und

A. GERDTS als Schatzmeister.

Das Redaktionskomitee bestand aus den Herren R. LEHMANN, Dr. FLORENZ und PFARRER HAAS.

Mit einer Reihe von wissenschaftlichen Instituten wurden neue Austauschverbindungen angeknüpft. Auch die Bibliothek hat wieder durch Schenkungen eine nicht unbeträchtliche Bereicherung erfahren. Neuanschaffungen für sie wurden im Verwaltungsjahre nur wenige gemacht. Der Gesellschaft erwuchsen mancherlei Kosten durch nötig gewordene Reparaturen an Gebäude und Garten. Freiwillige Beiträge einer Anzahl von Mitgliedern ermöglichten es, die Kegelbahn zu erweitern. Der Sitzungssaal erhielt durch einen von Herrn J. von Waldhausen der Gesellschaft zum Geschenke gemachten elektrischen Kronleuchter einen prächtigen Schmuck. In Anbetracht des solcherweise gesteigerten Wertes der Gesellschaftsbücherei, des Gebäudes und des Inventars hielt es der Vorstand für geboten, auch den Betrag der Feuerversicherungspolice um 2.200 *Yen* erhöhen zu lassen.

Die Hauptausgaben aber verursachten Druck und Versandt einer Anzahl von teilweise ziemlich umfangreichen Publikationen. Von den „Mitteilungen" erschien im Oktober *Band IX, Teil 1*, enthaltend:

Erinnerungen an Philipp Franz von Siebold (mit 5 Tafeln). Von Dr. H. TEN KATE.

Aus der japanischen Physiognomik (mit 1 Tafel). Von Prof. Dr. K. MIURA.

Das heutige japanische Gefängniswesen (mit 3 Tafeln). Von Amtsrichter Dr. CRUSEN.

Der Tabak, sein Bau und seine weitere Behandlung in Japan. Von Dr. MAX LEHMANN.

Ueber den Riesensalamander Japans. Von Prof. Dr. C. ISHIKAWA.

Bücherbesprechungen (Seidel, Jap. Grammatik; Itchikawa, Hōjōki). Von Prof. Dr. K. FLORENZ.

Gleichzeitig wurde ausgegeben die *Festschrift zur Erinnerung an das 25 jährige Stiftungsfest* enthaltend: 1) eine Skizze der Geschichte der Gesellschaft in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens 1873–1838, von Dr. L. RIESS, 2) einen Generalindex (Autoren- und Sachregister) zu Band I–VI der „Mitteilungen"

von Frau Pfarrer PAULA HAAS, 3) Liste der Mitglieder von 1873–1898.

Als Supplement der „Mitteilungen" erschien ferner

H. HAAS, *Geschichte des Christentums in Japan.*

I. Band: Erste Einführung des Christentums in Japan durch Franz Xavier.

Von Dr. FLORENZ' *Nihongi, Teil III* wurde ein Neudruck nötig, der so ziemlich zur Vollendung gediehen ist. Das Werk, das in dieser neuen Auflage im jetzigen Format der „Mitteilungen" erscheint, wurde vom Verfasser einer gründlichen Revision unterzogen und ist mit einem von Pfarrer HAAS bearbeiteten Index versehen.

Legen schon diese verschiedenen Veröffentlichungen Zeugnis ab von dem regen wissenschaftlichen Streben der Gesellschaft, so bekundeten dies nicht minder die 10 abwechselnd in Tokyo und in Yokohama abgehaltenen Sitzungen mit den in ihnen dargebotenen Vorträgen:

1) Mendez Pinto und Japan, von Pfarrer H. HAAS.
2) Faunistisches aus den Gewässern der Insel Hokkaido, von Herrn E. KLOCKE.
3) Aus der Blütezeit der japanischen Lyrik, von Prof. Dr. K. FLORENZ.
4) Projektionsbilder der Menschenrassen Ostasiens mit Erklärungen, von G. H. Prof. Dr. BAELZ.
5) Wald- und Wasserwirtschaft, von Forstmeister Prof. Dr. HEFELE.

   Ferner eine kleinere Mitteilung: „Einige neuere Untersuchungen über den Hakonesee nebst Bekanntgabe einer neuen dort gefundenen Crustacee Bosminopsis Ishikawai", von Herrn E. KLOCKE.
6) Neuere japanische Erzählungsliteratur, von Rev. A. LLOYD.

   Ferner zwei Mitteilungen von Prof. Dr. E. BAELZ:
   a) Ueber den Einfluss des japanischen Sitzens auf die Körperformen.
   b) Noch einmal die Mongolenflecken.
7) Kreuz und quer durch Hokkaido, von Herrn E. KLOCKE.
8) Entwicklung der Shintobauweise, von Regierungs- und Baurat F. BALTZER.

9) Ueber japanische Kunst, von Dr. A. MENGE.
10) Reiseerinnerungen von Ostchina und der Mandschurei, von Prof. Dr. HEFELE.

Für die in Yokohama abgehaltenen Sitzungen stellte auch in diesem Jahre wieder der Vorstand des Klubs Germania dessen grossen Saal zur Verfügung, ein Entgegenkommen, für welches sich ihm die Gesellschaft zu Danke verpflichtet bekennt.

Schliesslich sei noch bemerkt, dass auf eine vom Gouvernement général de l'Indo Chine ergangene Einladung hin Prof. Dr. FLORENZ als Delegierter zu dem in den Tagen vom 3.–8. Dezember in Hanoi abgehaltenen Kongresse entsandt wurde, bei welchem die Gesellschaft ausserdem noch durch die Herren G. H. Prof. Dr. BAELZ und Freiherr von Ritter zu Grünsteyn vertreten war.

KASSENBERICHT FUER 1902.

		Mark		Yen	
	Saldo . . . . Mark	1142,13	Yen	220	33
	Verkauf von Heften der Mitteilungen . . . . „	180,15	„	272	44
	Eintrittsgelder		„	165	
	Beiträge . . . . „	708	„	2061	41
	Zinsen		„	36	68
	Deposit bei der Mitsu Bishi Goshi Kwaisha		„	500	00
	Diverse		„	3	50
	Wirtschaftskasse		„	509	73
	Transfer von Hamburg Mark 1000-		„	468	38
	Mark	2030,28	Yen	4237	47
an. 1 1903	Fixed Deposit Mitsu Bishi Goshi Kwaisha		Yen	2321	19
	Saldo . . . . Mark	1029,28	„	1014	06

	Mark		Yen	
Druckkosten				
Band VIII Teil 3. . . .		Yen	360	15
Supplement Haas, Einführung des Christentums . . .		„	644	64
Festschrift		„	205	56
Band IX Teil 1.		„	367	40
Kleine Drucksachen. . .		„	86	55
Versandt von Mitteilungen . .				
Band VIII Teil 3. . . .		„	60	61
Supplement & Festschrift. .		„	110	78
Band IX Teil I.		„	47	15
Diverse		„	12	32
Haus & Garten		„	572	23
Feuer-Assekuranz.		„	232	38
Löhne		„	246	
Bibliothek.		„	217	59
Porto & Unkosten . . . . . Mark	1,-	„	60	05
Transfer von Hamburg. . . . „	1000,-			
Saldo . . . . „	1029,28	„	1014	06
Mark	2030,28	Yen	4237	47

S. E. & O.

YOKOHAMA, 31 DEZEMBER 1902.

Ad. GERDTS.

p. t. SCHATZMEISTER.

MITGLIEDERVERZEICHNIS.

(September 1903.)

VORSTAND.

Erster Vorsitzender.........Graf von Arco-Valley.
Zweiter „ ....R. Lehmann.
Schriftführer..................Prof. Dr. K. Florenz.
Pfarrer H. Haas.
Bibliothekare.................Dr. M. Lehmann.
F. Thiel.
Schatzmeister.................A. Gerdts.

EHRENMITGLIEDER.

1. S. Königl. Hoheit Prinz Heinrich von Preussen.
2. M. von Brandt, Wirkl. Geh. Rat und Kaiserl. D. Gesandter a. D., Exc., Weimar.
3. Th. von Holleben, Dr. jur., Wirkl. Geh. Rat, Kaiserl. D. Botschafter a. D. Exc. — Berlin.
4. R. Lehmann, Tōkyō.
5. Sir Ernest Satow, Kgl. Grossbritannischer Gesandter, Exc. — Peking.
6. Dr. A. Bastian, Professor und Geh. Oberregierungsrat in Berlin.
7. Geheimer Hofrat Prof. Dr. med. E. Baelz, Tōkyō.
8. Dr. Ludwig Riess, Berlin.
9. S. Königl. Hoheit Prinz Rupprecht von Bayern.

ORDENTLICHE MITGLIEDER.

(Die mit * bezeichneten sind Mitglieder auf Lebenszeit.)

TŌKYŌ.

1. Amthor, Ingenieur R. — Kōjimachi, Iidamachi rokuchōme 21.
2. Aoki, Vicomte S., Exc. — Kōjimachi, Kami-Nibanchō 15.
3. Arco-Valley, Graf E. von, Kaiserl. Deutscher Gesandter. — Kōjimachi, Nagatachō itchōme 14.
4. Bridel, Prof. L. — Hongō, Kagayashiki 11.
5. Corvisart, Baron de, Oberstleutnant. — Azabu, Imaichō 41.
6. Dohi, Prof. Dr. Keizō — Fujimichō yochōme 10.
7. *Erckert, F. von, K. D. Legationsrat. — Kōjimachi, Nagatachō itchōme 14.
8. Etzel, Major von — Kōjimachi, Nagatachō nichōme 7.
9. Flaig, Emil. — Imperial Hotel.
10. *Florenz, Prof. Dr. K., Bungaku-Hakushi. — Koishikawa, Haramachi 102.
11. Griffin, Prof. Charles Sumner — Koishikawa, Kobinata, Suidōbatamachi nichōme 83.
12. *Haas, Pfarrer H. — Koishikawa, Kamitomizakachō 39.
13. Hallier, E. — Koishikawa, Sekiguchi-Daimachi No. 6.
14. Hatzfeldt, Graf Alex. von — Attaché der K. D. Gesandtschaft, Kōjimachi, Nagatachō itchōme 14.
15. Heidenreich, P. — Tsukiji 1, Hotel Metropole.
16. Heise, R. — Tsukiji 5 B.
17. Herrmann, Ingenieur V. — Tsukiji 28.
18. Hidaka, Dr. T. — Nihonbashi, Kakigarachō nichōme 3.
19. Junker, Prof. A. — Tsukiji 44.
20. Katsura, Graf Tarō, General und Premierminister, Exc.- Shiba, Mita itchōme 46.
21. Kellner, E. — Tsukiji 48.
22. Kessler, Oberingenieur H. — Tsukiji 48.
23. Kimura, Ingenieur M. — Shibaku, Sakurada-Hongōchō 14.
24. Klocke, E. — Ushigome, Ichigaya, Kagachō nichōme 1.

25. Koeber, Prof. Dr. R. von — Surugadai, Suzukichō.
26. Konoye, Fürst Atsumaro, Durchlaucht. — Kōjimachi shichichōme.
27. Koudacheff, Prinz, 1ter Sekretär der K. R. Gesandtschaft.— Kōjimachi, Toranomon.
28. Krebs, F. — Tsukiji 44.
29. Kubo, Prof. M. — Yotsuya, Sugaichō 27.
30. Kuwada, Braumeister Ryōhei — Meguro, Mita.
31. Lehmann, Dr. M. — Ōji, Nishigahara.
32. Leybold, Ingenieur L. — Tsukiji 51.
33. Lloyd, Rev. Arthur — Azabu, Iiguramachi rokuchōme 13.
34. Lōnholm, Prof. Dr. L. H., Kgl. Sächs. Landgerichtsdirektor. — Akasaka, Aoyama Minamichō shichichōme Gakuin 2.
35. Löw, Prof. Dr. — Aoyama, Kitamachi rokuchōme 47.
36. Loewenthal von Linau, H. Ritter, K. u. K. Oesterr.-Ungar. Geschäftsträger — Kōjimachi, Kioichō.
37. Maitre, Prof. Cl. E. — Koishikawa, Haramachi 102.
38. Mechlenburg, Dr. jur. K., Dolmetscher-Eleve der K. D. Gesandtschaft. — Kōjimachi, Nagatachō itchōme 14.
39. Menge, Dr. A. — Tsukiji 28.
40. Miura, Prof. Dr. K. — Surugadai, Kita-Kōgamachi 3.
41. Müller, O. — Tsukiji, Sanchōme 15.
42. Nagai, Prof. Dr. W. N. — Akasaka, Aoyama, Minamichō.
43. Nagamatsu, Dr. phil. Atsusuke, Direktor der Tōkyō-Feuerversicherungsgesellschaft—Kōjimachi, Nakarokubanchō 12.
44. Nyffenegger, P. — Hotel Metropole, Tsukiji 1.
45. Ōmura Jintarō. — Ushigome Yokoteramachi 61.
46. Ostwald, Pfarrer M. — Koishikawa, Kamitomizakachō 23.
47. Poten, Oberleutnant A. — K. D. Gesandtschaft.
48. Riegelsberger, G., Lehramtspraktikant. — Hotel Central, Tsukiji.
49. Rosen, Baron von, Kaiserl. Russ. Gesandter, Exc. — Kōjimachi, Toranomon.
50. Sachse, Hofrat R. — K. D. Gesandtschaft, Kōjimachi, Nagatachō itchōme 14.
51. *Schaeffer, E. — Akasaka, Omotechō nichōme 3.

52. *Schinzinger, Hauptmann F. — Tsukiji 29.
53. Schmidt, P. — Tsukiji 34.
54. Scriba, Prof. Dr. J. — Kōjimachi, Hirakawachō gochōme 19.
55. Starke, F. — Tsukiji 5 B.
56. Takata Kunisaburō — Hongō, Yushima, Mikumichō 58.
57. Thiel, Fr., Secrétaire Interprète der K. D. Gesandtschaft.— Kōjimachi, Nagatachō itchōme 14.
58. Trautschold, W., Dolmetscher-Eleve der K. R. Gesandtschaft. — Kōjimachi, Toranomon.
59. Vautier, P. — Tsukiji sanchōme 15.
60. Vogt, Dr. K., Dolmetscher-Eleve der K. D. Gesandtschaft. — Kōjimachi, Nagatachō itchōme 14.
61. Wada, Dr. T., Exc. — Ushigome, Sanaizaka 26.
62. Wilm, A., Secrétaire Interprète der K. R. Gesandtschaft. — Kōjimachi, Toranomon.
63. Wood, Rev. F. E. — Tsukiji 15.

YOKOHAMA.

64.	Abegg, H. —	Yamashitachō	90 A.
65.	Becker, E. H. —	„	195.
66.	Behr, H. —	„	199.
67.	Behr, W. —	„	25.
68.	Bengen, M. F. —	„	154.
69.	Bertog, R. —	„	196.
70.	Bielfeld, F. —	„	54.
71.	Blümer M. —	„	198.
72.	Bosch, H. —	„	54.
73.	Boyes, R. —	„	153.
74.	Büller, P. —	„	25.
75.	Büschel, A. —	„	54.
76.	Deck, H. C. —	„	95.
77.	Dreyer, A. —	„	75.
78.	Droegkamp, A. —	„	196.
79.	Eichelberg, E. —	Yamate	123.
80.	Fokkes, H. —	Yamashitachō	198.
81.	Fox, E. —	„	27.
82.	Gampert, P. —	„	90 B.

83. Gerdts, Ad. — Yamashitachō 24 A.
84. Groener, A. — " 180.
85. *Haberer, Dr. phil. et. med. — Negishi, Sagiyama 3708.
86. Hagen, W., Kaiserl. D. Vicekonsul. — Yamashitachō 24.
87. Hagmann, G. — Yamashitachō 214.
88. Hasche, E. — " 202.
89. Haynemann, O. — " 70.
90. Heitmann, C. — " 198.
· 91. Helm, J. — Yamate 12.
92. Heyden, Dr. med. W. van der — Yamate 270.
93. *Holm, H. J. — Yamashitachō 54.
94. *Illies, C., jun. — " 54.
95. Janson, Generalleutnant von, Exc. — Yamate 60.
96. Karcher, E. — Yamashitachō 198.
97. Kaufmann, M. — " 25.
98. Kern. J. — " 90 A.
99. Kramer, H. — " 54.
100. Kraemer E. — " 46.
101. Kroneck, W. — " 77.
102. Kümmel, P. — " 196.
103. Levedag, E. — " 153.
104. Lürmann, Stephan — " 153.
105. Mahrt, O. — " 73.
106. Mason, A. — " 153.
107. Matthiolius, Marine-Oberstabsarzt, Dr. — Yamate 42.
108. *Meyer, O. — Yamashitachō 46.
109. Mischke, Dr. phil. — " 78.
110. Moss, W., Stanley, — " 89 C.
111. Münster, B. — " 34.
112. Nabholz, F. — " 95.
113. Niemann, L. — " 24 A.
114. Oberlein, C. F. — " 199.
115. Ohrt, Dr. E., Dolmetscher des K. D. General-konsulats. — Yamashitachō 24.
116. Orth, E. — " 177.
117. Pfister, R. — " 90 B.
118. Popert, F. — " 29.

119. Refardt, C. — Yamashitachō 199.
120. Reidhaar Dr., med. — Yamate. 179.
121. Retz, F. — Yamashitachō 214.
122. Rhine, C. F. — „ 242.
123. *Runge, B. — „ 90 C.
124. Scherer, Otto — Hommoku, Kitagata Myokogi, Yama 167.
125. Schmaedecke, W. — Yamashitachō 29.
126. Schmalbeck, C. — „ 154.
127. Schmidt-Scharff, R. — „ 208.
128. Schramm, C. — „ 202.
129. Schwanke, R. — „ 40.
130. Seekamp, A. — „ 70.
131. Seel, R., Architekt. — Yamate 33 B.
132. Steiner, K. — „ 87.
133. Steinmann, H. — Yamashitachō 208. [34.
134. Stengel, H. Feiherr von, K. D. Viceekonsul. — Yamashitachō
135. Sulzer, R. — Yamashitachō 174.
136. Sürth, M. — „ 29.
137. Suthof. A. — „ 95.
138. Temme, H. — „ 70.
139. Temme, L. — „ 29.
140. Trummler, Korvettenkapitän. — Yamate 112 B.
141. Unger, Alfr. — „ 28.
142. Urhan, F. — Yamashitachō 180.
143. Vehling, W. — „ „
144. Weinberger, C. — „ 46.
145. Wendt, R., Braumeister, — Yamate 123.
146. Westphalen, J. — Yamashitachō 256.
147. Witte, A. — „ 76.
148. Werckmeister, G. — „ 256.
149. Ziegfeld, F. H. — „ 89 C.

JAPAN, AUSSER TŌKYŌ UND YOKOHAMA.

150. Ailion, J. A. — Kōbe 50.
151. Albrecht, Rev. Dr. G. E. — Kyōto.
152. Behnke, K. — Kōbe 91.

153. Behr, E. — Kōbe 91.
154. Blümer, H. — Kōbe 8.
155. Bobsien, L. — Kōbe 47.
156. Boden, G. — Kōbe 68.
157. Boetel, H. — Kōbe 76 B.
158. Braess, Ch. — Kōbe 91.
159. Braune, W. — Kōbe 83.
160. Brenner, C. — Kōbe 12.
161. Brüll, O. — Kōbe 101.
162. Bunge, Th. — Kōbe 30.
163. Cohen, O. — Kōbe 25.
164. Danckwerts, F. — Kōbe 100.
165. De la Camp, Ch. Lange. — Kōbe 121.
166. Erich, G. — Kōbe 10.
167. Evers, A. — Kōbe 101.
168. *Favre, J. — Ōsaka, Kawaguchi 10.
169. Fischer, O. — Kōbe 121.
170. Friedrichsen, C. — Kōbe 12.
171. Fuehr, Dr. Alex. — K. Deutsches Konsulat Kōbe.
172. Gagarin, Fürst A., Kaiserl. Russ. Konsul. — Nagasaki.
173. Göriz, Prof. A. — Universität Kyōto.
174. Gramatzky, Dr. A. — Kagoshima, Kōtō Gakkō.
175. Grauthoff, W. — Kōbe, Ikuta mae 1.
176. Griebel, P. — Kōbe.
177. Hasche, A. — Kōbe 31 A.
178. Heitmann, W. — Kōbe 68.
179. Hoffmann, Fr. — Kōbe 91.
180. Hofmann, A. — Kōbe 10.
181. Horstmann, E. — Kōbe. 32.
182. Jahn, Alex. F. — Kōbe 31 A.
183. Janson, Prof. J. L. — Aomori.
184. Junker, E. — Kanazawa, Kōtō Gakkō.
185. Kasai, Dr. phil. Shinzō — Onoda, Yamaguchiken.
186. Kate, Dr. med. et phil. H. ten — Kōbe, Ikutachō itchōme 59.
187. Killian, Georges — Kōbe. Russo-China Bank.
188. Kipp, C. — Kōbe, Naniwamachi 66.

189. Klepsch, C. — Nagasaki, Oura 4.
190. Krien, F., Kaiserl. D. Konsul. — Kōbe.
191. Kroneck, E. — Kōbe 10.
192. Kunze, R. — Sendai, Kōtō-Gakkō.
193. Lüdecke, F. — Kōbe 101.
194. Manteuffel, Baron Mario — Kōbe, Russo-China Bank.
195. Milberg, R. — Kōbe 121.
196. Müller, Dr. W. — Kōbe, Kaiserl. Deutsch. Konsulat.
197. Müller-Beeck, G. — Nagasaki, Kaiserl. D. Konsul.
198. Neubert. G. — Kōbe.
199. Nierop, Ed. L. van — Kōbe 78 B.
200. Nirrnheim, A. — Kōbe 8 A.
201. Oestmann, A. — Kōbe 47.
202. Ohly, R. N. — Adr. Taits & Co., Taipeh, Formosa.
203. Papellier, Dr. med. E. M. — Kōbe, Uramachi 34.
204. Pohl, R. — Kōbe 12.
205. Popp. E. — Kōbe, Yama 66.
206. Ramseger, H. — Kōbe 40.
207. Raspe, H. R. — Kōbe 91.
208. Reiff, R. — Kōbe 8 A.
209. Reinsdorf, F., Kaiserl. D. Konsul. — Tamsui-Twatutia, Formosa.
210. Röper, G. — Kōbe 91.
211. Schiller, Pfarrer E. — Kyōto.
212. Simon, A. — Kōbe 101.
213. *Specka. Dr. G. — Nagasaki, Kaiserl. Deutsch. Konsulat.
214. Stürcke, J. — Kōbe 26.
215. Thomas, G. — Kōbe 32.
216. Wilckens, A. — Kōbe.
217. Wilckens, C. — Kōbe.
218. Wohlfahrt. — Kanazawa, Kōtō-Gakkō.
219. Wulff, A. — Kōbe 25.
220. Yamakawa, Dr. jur. Y. — Kyōto, Daigaku (Universität.)

OSTASIEN, AUSSER JAPAN.

221. Baudissin, Graf von, Admiral à la suite S. M. des Kaisers.— Tsingtau.

222. Becker, R. — Hongkong, Adr. Sander & Co.
223. Behrendt, E. — Shanghai, Russ.-Chin. Bank.
224. Benedickter, K. M. — Shanghai.
225. Betz, Dr., Dolmetscher-Eleve. — Shanghai, Kaiserl. D. Generalkonsulat.
226. Bolljahn, J. — Adr. Kaiserl. D. Ministerresidentur Söul, Korea.
227. Boyé, Dr., Kaiserl. Deutscher Vizekonsul — Shanghai, Kaiserl. Deutsches Generalkonsulat.
228. *Coates, G., Kaiserl. D. Ministerresident. — Bangkok.
229. *Crusen, Kaiserl. Oberrichter Dr. — Tsingtau.
230. Daniels, W., Ingenieur. — Shanghai.
231. Drösemeier, W. — Shanghai, Russ.-Chin. Bank.
232. Eckert, F., Kgl. Pr. Musikdirektor. — Adr. Kaiserl. D. Ministerresidentur Söul, Korea.
233. Fink, C., Redakteur des Ostas. Lloyd. — Shanghai.
234. Funke, Korvettenkapitän, Chef des Stabes beim Gouverneur des Kiautschou-Gebiets.
235. Goltz, Freiherr von der, Legationsrat, erster Sekretär der Kaiserl. D. Gesandtschaft in Peking.
236. Grebnitzki, Kaiserl. Russ. Staatsrat u. Gouverneur der Komandorski-Inseln, Kamtschatka.—Adr. Kaiserl. Russ. Gesandtschaft, Tokyo.
237. Hart, Sir Robert, G. C. M. G., Inspector General, Imperial Maritime Customs. — Peking.
238. Hartmann, A. — Shanghai, Adr. Arnhold, Karberg & Co.
239. Heise, G. A. — Shanghai, Bund 6.
240. Kallen, R. — K. Deutsch. Konsul, Canton.
241. Knappe, Dr. W., Kaiserl. D. Generalkonsul. — Shanghai.
242. Krebs, Secrétaire Interprète der Kais. Deutschen Gesandtschaft in Peking.
243. Lührs, Karl — Adr. E., Meyer & Co., Chemulpo, Korea.
244. Marcuse, S. — Adr. Schlieper & Co., Soerabaja.
245. Marx, E. — Hongkong, Adr. F. Blackhead & Co.
246. Maurer F. X. — Tsingtau.
247. Mc Cullagh — Port Arthur, Russ.-Chin. Bank.
248. May, P., 1ter Sekretär der Kgl. Belg. Gesandtschaft, — London.

249. Ohlmer, Ernst — Tsingtau.
250. Plessmann, Ingenieur E. — Peking.
251. Riege, A. — Singapore. Adr. Puttfarcken & Co.
252. Spalwingk, E. — Wladiwostock.
253. Speelman, Michel — Shanghai, Russo-China Bank.
254. Truppel, Kapitän z. S., Gouverneur des Kiautschou-Gebiets.
255. Weipert, Dr. H., Kaiserl. D. Konsul. — Berlin.
256. Wolter, Karl — Adr. E. Meyer & Co., Chemulpo, Korea.
257. *Wunsch, Dr. med. R. — Seoul.
258. Zur Nedden, W. — Tientsin. Adr. Buchheister & Co.

EUROPA, AMERIKA ETC.

259. Achilles, E. — Berlin W. Kochstr. 67. Adr. Heim & Co.
260. *Arco-Valley, Graf A. von, Kgl. Bayer. Kämmerer — München, Theatinerstr. 7.
261. Bähr, H. — Adr. C. Rhode & Co., Hamburg.
262. Bair, M. M., Kais. D. Konsul a. D. — Paris, Avenue de Villiers 104.
263. *Baltzer, F., Reg.- und Baurat. — Stettin, Moltkestr. 20.
264. Beenken, H., Ingenieur — Köln a. Rh., Gereonsdriesch 16 II.
265. Bergmann, J., Geh. Justizrat. — Celle.
266. Bibra, Freiherr von, Kapitänleutnant — Kiel.
267. Bieler, Dr. K. — Halle a. d. Saale.
268. Blüthgen, W., Direktor des Elektrizitätswerks Chemnitz.
269. Bose, Ch. von — Hamburg, Adr. Carlowitz & Co.
270. Brandt, A. A. — Berlin, Adr. Allgem. Elektrizitäts-Ges.
271. Busse. Prof. Dr. L.—Königsberg i. Pr., Mittel-Tragheim 47.
272. Coblitz, W. — Speyer a/Rh, Adr. Ludwig Moos, Königsplatz.
273. Coudenhove, Dr. Graf H. — Ronsberg (Böhmen).
274. Courant, M. — Lyon, Rhône 3 Chemin du Chancelier, Ecully.
275. Dönhoff, Graf, Freiherr zu Krafft, W. Geh. Rat, Kgl. Preussischer Gesandter z. D., Exc. — Berlin, Ausw. Amt.
276. Dümelin, A. — Frauenfeld, Schweiz.

277. Dürbig, F. L. — Leipzig, Centralstr. 18 II.
278. Ehrenreich, Dr. med. Paul — Berlin, W. Nettelbeckstr. 9. III.
279. Eisendecher, K. von, Wirkl. Geh. Rat und Viceadmiral à la suite der Marine, Kgl. Preussischer Gesandter, Exc.— Karlsruhe.
280. *Ellon, Fr. — Berlin W., Mohrenstr 54.
281. Erckens, M. — Aachen.
282. Eschenburg, G. — Lübeck, Katharinenstr. 37.
283. *Feicke, J. — Grünberg i. Schlesien, Bismarckstr. 4 a.
284. Ferber, A. — Aachen.
285. *Fesca, Prof. Dr. M. — Witzenhausen a W.
286. Finckenstein, Graf — Reitwein, Reg. Bez. Frankfurt a/O.
287. Fischer, Prof. A. — Berlin, Nollendorfplatz 1.
288. Fischer, A., Ingenieur — Hannover Linden, Beethoven Str. 12.
289. Flesch, A. de, K. u. K. Oester.-Ungar. Generalkonsul a. D. — Budapest, Bastya utca 12.
290. Freyvogel, E. — Aarau, Schweiz.
291. Fritze, Dr. A., Privatdozent — Genf, Rue Argaud 3. I.
292. Fritzsche, Karl — Leipzig, Adr. Schimmel & Co.
293. *Gebhardt, F. — Nürnberg.
294. Genthe, Dr. phil. S., Redakteur der Köln. Zeitung. — Köln a. Rh.
295. Gottsche, Prof. Dr. C. — Hamburg, Adr. Naturhist. Museum.
296. Grasmann, Dr. E., Reg.-und Forstrat—Würzburg.
297. *Groth, Oberlehrer Dr. A. — Nikolassee bei Wannsee, Berlin.
298. Gülpen, Alex. van — Emmerich a/Rh.
299. Gysin, A. — Paris, Adr. Gysin und Schoeninger.
300. Hackmann, Lic. theol. H. — Adr. Frl. M. Hoyermann, Hoheneggelsen. Prov. Hannover.
301. Hansen, Hans — Adr. C. Illies & Co. — Hamburg.
302. Haeslop, H. — Hamburg, Adr. Sander & Co.
303. Hake, Th. — Wiesbaden, Parkstr. 24.

304. Hefele, Forstmeister Dr. K. — Kirchberg, Wachterlmühle bei Bad Reichenhall, Bayern.
305. Helm. P. — Adr. Carl Kojemann. Hamburg, Bergfelder Str. 69.
306. Hermanns, J. M. P. — Adr. Felten und Guilleaume, Mülheim a/Rhein.
307. Hernsheim, Konsul Ed. — Hamburg I. Mittelweg 16.
308. Hertz, Dr. J. — Helmstedt, Braunschweig.
309. Heyking, Freiherr von, Kaiserl. D. Gesandter in Mexiko.
310. Hubert, Henri, Prof., École des Hautes Études. — Paris.
311. Hussmann, W. — Hamburg, Deichstr. 34 I.
312. Hütterott, Ritter G. von, Kais. jap. Konsul. — Triest.
313. Illies, C. — Hamburg, Glockengiesserwall.
314. Iswolski. — Kaiserl. Russ. Gesandter, Exc. — Kopenhagen.
315. Jankowich, B. von — Budapest, Kerepesi Bazar.
316. Jauss, K. — Bruck bei München.
317. *Jüngermann. — Berlin W, Nettelbeck Str. 9 III.
318. Junghenn, Caesar. — Burma, Toungoa.
319. Kassel, E., Rechtsanwalt u. Notar. — Schweidnitz.
320. Kellner, Dr. O., Kgl. Sächs. Geh. Hofrat, Direktor der Landwirtschaftl. Versuchsstation in Möckern b. Leipzig.
321. Kempte, Dr. H. — Bombay, Adr. Leopold Casella & Co.
322. Kirchhoff, F. Oberlehrer. — Norden, Ostfriesland.
323. Klüss, F. — Hamburg, Eimsbüttel, Schäferkamps-Allee 47.
324. Koch, Dr., Marine Generaloberarzt — Berlin.
325. Kochen, M. W. — Hamburg.
326. Kozakow, G. — Masampo.
327. Kropp. Ph. — Berlin W, Gentiner Str. 33.
328. Kügler, Oberstabsarzt 1. Klasse Dr. H. — Berlin, Lützowstr. 6.
329. Lamprecht, Prof. Dr. — Leipzig.
330. Laufer, Dr. Berthold — Köln a/Rh. Hohe Str. 125.
331. Lentze, Dr. Albr., Geh. Legationsrat — Berlin, Schaperstr. 29 II.
332. Levy, Alexis — Paris, Rue de Trévise 6.
333. Leyden, Graf von, K. Deutsch. Gesandter. — Stockholm.

334. Loeffler, Ludw. — Giehren, Kreis Löwenberg, Schlesien.
335. Löhr von, Kais. D. Konsul. — Sarajewo, Bosnien.
336. Lord, O. — Hamburg, Eimsbüttel, Am Markt 12.
337. Lyman, Prof. B. S. — Philadelphia, Locust Street 708.
338. Lyssakowsky, A., K. Russ. Gesandtschaftssekretär in Bangkok.
339. Marx, Bergassessor, W. — Siegen a/R.
340. Maschke, E., Kapitän zur See z. D. — Essen, Adr. Fr. Krupp.
341. Mayet. Prof. Dr. P., Geh. Regierungsrat.—Berlin, Kaiserin Augusta Str. 80.
342. *Meincke, M., Hauptmann und Batteriechef. — Wesel.
343. Meister, Dr. H. von — Frankfurt a/M., Savigny Str. 3.
344. Mendelssohn-Bartholdy, P. von — Berlin W. Jägerstr. 54.
345. Meyer, O. — Bombay, Adr. Messrs. Gaddum & Co.
346. Merian-Zaislin, J. R. — Basel, Missionsstr. 24.
347. *Mirre, A., Kapitänleutnannt. — „Vulkan", Bredow bei Stettin.
348. *Mosle, G. P. — Berlin, N. W. Schumannstr. 5. I.
349. Mosle A. G. — Hamburg.
350. Mosse, A., Oberlandesgerichtsrat. — Königsberg i. Pr.
351. Müller, W. — Leipzig Gohlis, Louisenstr. 31.
352. Nachod, Dr. O. — Zschachwitz b. Dresden, Laubegasterstr. 44.
353. Naudin, J. — Hamburg, Adr. Bollenhagen & Co.
354. Noltenius, F. H. — Borgfeld bei Bremen.
355. Nössler, Max — Bremen.
356. Orlik, E. —
357. Piorkowski, Hauptmann von — Shanghai, Adr. Mandl & Co.
358. Piper, K. — Rostock, St. Georgsstrasse 42.
359. *Poklewski-Koziell, Stanislas — 1[ter] Sekretär bei der K. Russ. Botschaft, London.
360. Pollitz, G. — St. Petersburg, Wm. Pollitz & Co.
361. *Pors, M. — Hamburg, Adr. Otto Reimers & Co.
362. Posse, E., Redakteur. — Adr. Kölnische Zeitung, Köln a/Rh.

363. Pschorr, Dr. phil. — München, Bayerstr. 32.
364. Raspe, M. — Adr. Georg Kleinwort, Hamburg Bergstr. 4.
365. Rathgen, Prof. Dr. K. — Heidelberg, Ziegelhäuser Landstr. 52.
366. Reddelin, G. — Hamburg, Goethe Str., Uhlenhorst.
367. Reimers, O. — Hamburg, Alsterdamm 6, I.
368. *Rembielinsky, Graf — Paris.
369. Richter, W. E. — Dresden, Hohe Str. 13.
370. Richthofen, Oberleutnant, Freiherr von — Potsdam.
371. Ritter zu Gruensteyn, Frhr. G. von, Oberleutnant — Karlsruhe.
372. Robert, R. — Le Locle, Rue du Temple 29.
373. Rohde, C. — Hamburg, Rolandsbrücke 4.
374. *Rumschöttel, Direktor R. — Berlin, Adr. Schwartzkopff, Chausseestr. 17/18.
375. Runkwitz, Marine-Generaloberarzt Dr. — Berlin W, Friedr. Wilhelm Str. 10.
376. Schabert, P. — Hamburg, Adr. G. Schabert, Paulstr. 29.
377. *Schanz, Moritz — Chemnitz, Weststr. 28.
378. Schauenburg, Aug. — Lahr (Baden).
379. Schedel, J. — München, Amalienstr. 16 IV.
380. Scheube, Sanitätsrat Dr. B. — Greiz i. V.
381. *Schilling, Reg. und Forstrat H. — Berlin W. Leipziger Platz 7.
382. Schmidt-Leda, Dr., Kaiserl. D. Ministerresident a. D. — Homburg v. d. Höhe, Ferdinandsanlage 8.
383. Schmiedel, Prof. O. — Eisenach, Neudietendorf.
384. Schumacher, Dr. jur. H. — Direktor der Handelshochschule Köln a/Rh.
385. Schwartz, jun., Werner — Bocholt (Westfalen).
386. Seckendorff, Freiherr von, Kaiserl. D. Konsul. — Prag.
387. Seydlitz und Ludwigsdorf, von, Kammergerichtsreferendar. — Berlin.
388. *Soltmann, A. — Berlin, S. W. Hollmann Str. 25.
389. Sonnenburg, Major Falkner von — München, Herzog Max Str. 3., Adr. Justizrat Dr. von Kraussold.
390. Spooner, D. B. — Sanscrit College, Benares.
391. *Spörry, H. — Zürich. I. Gerechtigkeitsgasse 31.

392. Spring-Rice, C. A., Kgl. Grossbrit. Botschaftssekretär — St. Petersburg.
293. *Stöpel, K. Th. — Halle a/S., Adr. Bankhaus Steckel.
394. Techow, H., Kgl. Preussischer Oberverwaltungsgerichtsrat. — Berlin, Martin Luther Str. 86.
395. Thiel, Max — Hamburg, Adr. Jaluit Gesellschaft.
396. *Toppe, Hüttendirector G. — Hostenbach, Saar.
397. *Treutler, C. G. von, K. D. Gesandter. — Rio de Janeiro.
398. Troeltsch, Edm. — Weissenburg am Sand. Bayern.
399. Voges, P. — Hamburg. Adr. Rittmeister & Co.
400. Wach, H., Ingenieur. — Adr. Prof. Wach, Universität Leipzig.
401. Waldthausen, B. von, Kgl. Preussischer Regierungsrat — Berlin, Margarethenstr. 2 u. 3.
402. *Waldthausen, J. von, Kaiserl. D. Gesandter. — z. Z. Essen a. d. Ruhr, Kettwiger Chaussee 70.
403. *Wedel, Dr. jur., Graf B. von, K. D. Botschaftsrat — Wien.
404. Wenckstern, Prof. Dr. A., Privatdozent. — Berlin, Marienhöhe Dorf.
405. Westphal, C. — Berlin W. 10. Königin-Augustastr. 52.
406. Winckler, J. — Hamburg, Rathausmarkt.
407. Wirth, Dr. Albrecht — Frankfurt a/M, Hermannstr. 42.
408. Wismer, E. — Lilienthal bei Bremen.
409. Wollant, G. de, Kaiserl. Russischer Geschäftsträger. — Mexico, Mexico City.

LISTE DER GESELLSCHAFTEN, INSTITUTE, REDAKTIONEN ETC., AN WELCHE DIE „MITTEILUNGEN“ VERSANDT WERDEN.

ALTENBURG i. S.

1. Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.

AMSTERDAM.

2. Koninklijke Akademie van Wetenschappen.
3. Koninklijk Zoologisch Genootschap „Natura Artis Magistra“.

BASEL.

4. Universität.

BATAVIA.

5. Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
6. Koninklijke Natuurkundige Vereeniging in Nederlandsch-Indie.
7. Nederlandsch - Indische Maatschappij van Nijverheid en Landbouw.

BELFAST.

8. Natural History and Philosophical Society.

BERLIN.

9. Königl. Akademie der Wissenschaften.
10. „ Kultus-Ministerium.
11. „ Bibliothek.
12. „ Meteorologisches Institut.

13. Königl. Orientalisches Seminar.
14. Ethnologische Abteilung der Königl. Museen.
15. Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
16. Gesellschaft für Erdkunke.
17. Redaktion der „Deutschen Literaturzeitung."
18. Professor Dr. Freiherr F. von Richthofen, Geh. Ober-Regierungsrat, Exc.
19. Kaiserl. Japanische Gesandtschaft.
20. Deutsche Kolonialgesellschaft.
21. Zeitschrift „Ostasien."
22. Allgem. Evangel. Missionsverein.
23. Botanischer Verein der Prov. Brandenburg.

BONN.

24. Naturhistor. Verein der preussischen Rheinlande, Westfalens und des Reg-Bezirks Osnabrück.
25. Professor Dr. J. J. Rein.

BOSTON.

26. Society of Natural History.

BRAUNSCHWEIG.

27. Verein für Naturwissenschaft.

BREMEN.

28. Geographische Gesellschaft.
29. Naturwissenschaftlicher Verein.

BRÜSSEL.

30. Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique.
31. Société Royale Belge de Géographie.
32. „ „ Malacologique de Belgique.

BUENOS AYRES.

33. Instituto Geografico Argentino.

34. Deutsche Akademische Vereinigung.
35. Direccion General de Estadistica de la Provincia de Buenos Aires.

BUDAPEST.

36. Ungarisches National-Museum. Ethnographische Abteilung.

CALCUTTA.

37. Asiatic Society of Bengal.
38. Geological Survey of India.

CAMBRIDGE, MASS., U. S. A.

39. Museum of Comparative Zoology at Harvard College.

CAMPINAS.

40. Instituto Agronomico.

CASSEL.

41. Verein für Naturkunde.

CHAPEL HILL, RALEIGH, N. C., U. S. A.

42. Elisha Mitchell Scientific Society.

CHEMNITZ.

43. Königl. Sächs. Meteorolog. Institut.

CHICAGO.

44. Field Columbia Museum.

CHRISTIANIA.

45. Königl. Universität.
46. Videnscabs Selskabet.

CINCINNATI.

47. Society of Natural History.

DANZIG.

48. Naturforschende Gesellschaft.

DAVENPORT, IOWA.

49. Davenport Academy of Natural Sciences.

DRESDEN.

50. Isis, Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
51. Verein für Erdkunde.

EDINBURGH.

52. Royal Society of Edinburgh.

FRANKFURT a/M

53. Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft.
54. Neue Zoologische Gesellschaft.
55. Physikalischer Verein.

FRANKFURT a/O.

56. Naturwissenschaftl. Verein des Regierungsbezirks Frankfurt.

GIESSEN.

57. Oberhessische Gesellschaft für Natur-und Heilkunde.

GÖTTINGEN.

58. Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

GREIFSWALD.

59. Geographische Gesellschaft.

HAAG.

60. Allgemeines Reichsarchiv.
61. Koninklijk Institut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indië en Indisch Genootschap.

HAARLEM.

62. Musée Teijler.

HALLE a/S.

63. Leopoldino-Carolina, Kaiserl. Akademie.
64. Verein für Erdkunde.

HAMBURG.

65. Deutsche Seewarte.
66. Geographische Gesellschaft.
67. Verein für Naturwissenschaftl. Unterhaltung.
68. Naturwissenschaftl. Verein.

HANOI.

69. École Française d'Extrême-Orient.

HAVRE.

70. Société de Géographie Commerciale de Havre.

HELSINGFORS.

71. Société de Géographie de Finlande.

HERMANNSTADT.

72. Siebenbürg. Karpathen-Verein.

INDIANOPOLIS, IND. U. S. A.

73. Indiana Academy of Science.

ITHAKA, N. Y. U. S. A.

74. W[m] Elliot Griffis.

IRKUTSK.

75. Ostsibirische Sektion der Kais. Geogr. Gesellschaft.

JENA.

76. Geographische Gesellschaft für Thüringen.

KIEL.

77. Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.

KOBE.

78. Klub Concordia.

KÖLN.

79. Redaktion der „Kölnischen Zeitung".

KÖNIGSBERG.

80. Physikalisch-Ökonomische Gesellschaft.

KYOTO.

81. Kaiserl. Universität.

LANDSHUT.

82. Botanischer Verein.

LEIDEN.

83. Redaktion des „Internationalen Archivs für Ethnographie".
84. Prof. Dr. G. Schlegel.
85. T'oung Pao. Archives pour servir à l'étude de l'histoire etc. de l'Asie Orientale.

LEIPZIG.

86. Naturforschende Gesellschaft.
87. Verein für Erdkunde.
88. Redaktion des „Litterarischen Centralblattes".
89. Museum für Völkerkunde.

LISSABON.

90. Sociedade de Geographia.

LONDON.

91. Redaktion der „Nature".

92. Royal Geographical Society.
93. Japan Society.

MADISON, WISCONSIN.

94. Wisconsin Academy of Sciences, Arts and Letters.

MARSEILLE.

95. Bibliothèque de la Faculté des Sciences.

METZ.

96. Verein für Erdkunde.

MEXICO.

97. Instituto Geologico.

MODENA.

98. Real Academia di Scienze, Lettere ed Arti.

MOSKAU.

99. Société Impériale des Naturalistes.

MÜNCHEN.

100. Königl. Akademie der Wissenschaften.
101. Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“.
102. Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte.
103. Geographische Gesellschaft.
104. Ornithologische Gesellschaft.

NEUCHATEL.

105. Société Neuchateloise de Géographie.

NEWHAVEN, CONN., U. S. A.

106. Redaktion des „American Journal of Science“.

NEW YORK.

107. American Museum of Natural History, Central Park.

108. University of the State of New York, State Library, Albany N. Y.
109. Prof. F. Hirth, Columbia University.

NÜRNBERG.

110. Naturhistorische Gesellschaft.

ODESSA.

111. Société des Naturalistes de la Nouvelle Russie.

PARA, BRAZIL.

112. Museu Paraense.

PARIS.

113. Société Asiatique.
114. Musée Guimet.
115. École d'Anthropologie de Paris.

PETERSBURG.

116. Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.
117. „ Geographische Gesellschaft.
118. „ Botanischer Garten.
119. „ Ministerium der Reichsdomänen (Geologisches Institut).
120. Kaiserl. Mineralog. Gesellschaft.

PHILADELPHIA.

121. Academy of Natural Science.

ROM.

122. Real Academia dei Lincei.
123. Società Geografica Italiana.
124. Bibliotheca Nazionale Centrale.
125. Redaktion des „Cosmos“.

SAN FRANCISCO.

126. California Academy of Sciences.

SANTIAGO, CHILE.

127. Deutscher Wissenschaftlicher Verein.
128. Société Scientifique.

SAO PAULO, BRASILIEN.

129. Museu Paulista.
130. Instituto Agronomico.

SHANGHAI.

131. North-China Branch of the Royal Asiatic Society.
132. Imperial Maritime Customs.
133. Der Ferne Osten.

SINGAPORE.

134. Straits Branch of the Royal Asiatic Society.

ST. LOUIS, MISSOURI.

135. Academy of Science.
136. Botanical Garden of Missouri.

STETTIN.

137. Entomologische Zeitung.

STOCKHOLM.

138. Kgl. Akademie der schönen Wissenschaften, der Geschichte und Altertumskunde.

STUTTGART.

139. Verein für Handelsgeographie etc.

TOKYO.

140. Kaiserl. Deutsche Gesandtschaft.
141. Kaiserl. Jap. Unterrichtsministerium.
142. Teikoku Daigaku (Kaiserl. Universität).
143. Teikoku Toshokwan (Kaiserl. Bibliothek).

144. Chishitsu Kyoku (Kaiserl. Geolog. Reichsanstalt).
145. Asiatic Society of Japan.
146. Japan Times.
147. Societas Zoologicae Japonenses.
148. Medizinische Fakultät a. d. Kaiserl. Universität.

TORONTO.

149. Canadian Institute.

TSCHITA, OST-SIBIRIEN.

150. Transbaikalische Filialabteilung der Kaiserl. Russ. Geograph. Gesellschaft im Amur-Gebiet.

UPSALA.

151. Königl. Universitäts-Bibliothek.

WASHINGTON.

152. Smithsonian Institute.
153. Bureau of Ethnology.
154. Chief Signal Office.
155. United States Geological Survey.
156. National Medical Library of the United States.
157. U. S. Department of Agriculture.

WIEN.

158. Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.
159. Kaiserl. Geograph. Gesellschaft.
160. Kaiserl. Oesterreich. Gesellschaft für Meteorologie.
161. K. u. K. Geolog. Reichsanstalt.
162. K. u. K. Naturhistor. Hofmuseum.
163. K. u. K. Oesterreichisches Handelsmuseum.
164. Orientalisches Museum.
165. Ornitholog. Verein.
166. Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes.
167. Anthropologische Gesellschaft.

WÜRZBURG.

168. Physikalisch-Medizinische Gesellschaft.

YOKOHAMA.

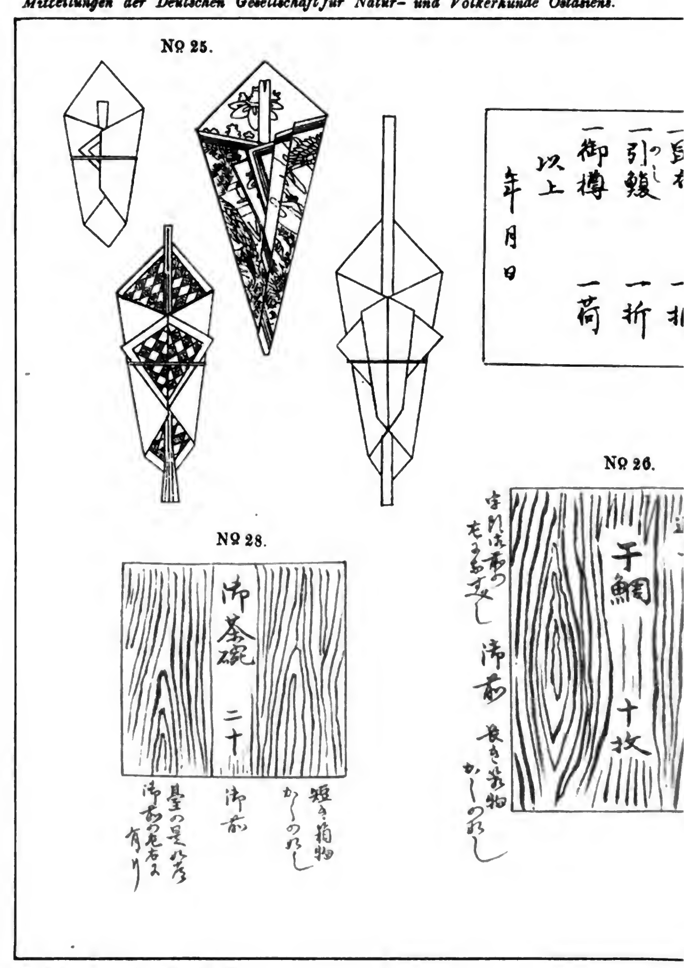
169. Klub Germania.
170. Redaktion der „Japan Weekly Mail“.

ZÜRICH.

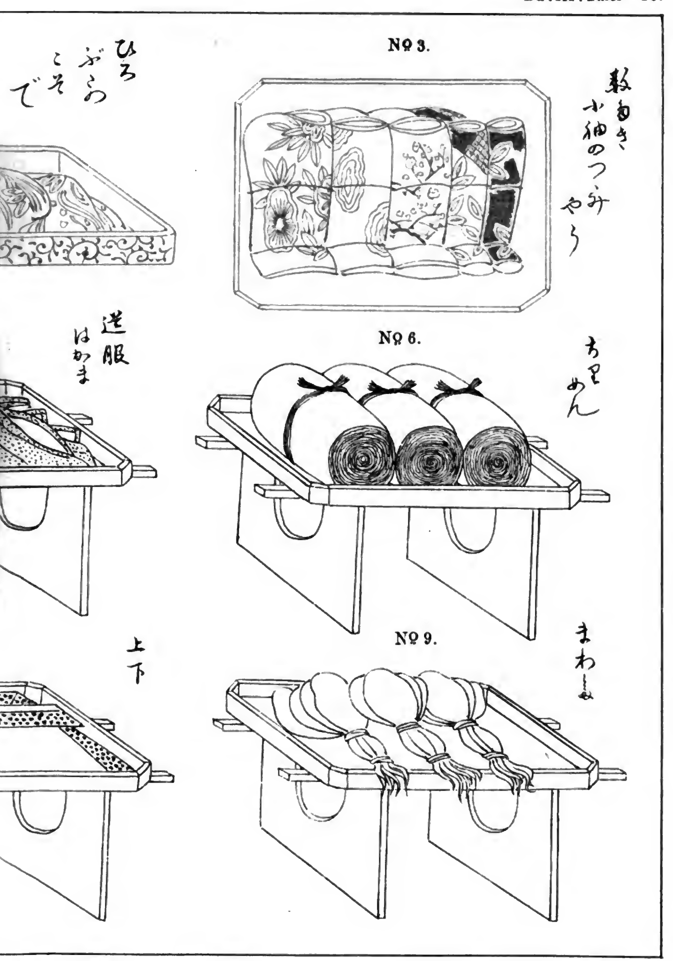
171. Naturforschende Gesellschaft.

ZWICKAU.

172. Verein für Naturkunde.



E. Schiller.-Geschenkaitten II.


No 3.
No 6.
ちりめん
No 9.
上下

AUSZUG

AUS DEM INHALT VON

BAND I (Heft 1-10).

Knipping, Meteorologische Beobachtungen in Yedo.—Kempermann, Gesetze des Iyeyasu.—Von Brandt, Chronologisches Verzeichniss der Kaiser und Shogune.—Ders., Stammtafel d. Shogune.—Hilgendorf, Grosser Dintenfisch.—Von Knobloch, A., Wiederherstellung zweier Kaisergräber—Ders., Ausbrüche des Asosan.—Cochius, Meeresleuchten.—Hoffmann, Jap. Heilkunde u. Aerzte (1).—Heeren, Jap. Erdkugel.—Zappe, Bereitung des jap. Papiers.—Hoffmann, Kakke (2).—Boyle, Lepissier, Knipping, Ritter, von Brandt, Höhenbestimmungen.—Weber, Anbau des Thees a. d. Westküste etc.—Holtz, Jap. Lieder (3).—Schmidt, Auszug a. d. Geschichte v. Shanghai.—Von Knobloch, Jap. Sprichwörter.—Cochius, Blumenfeste in Yedo.—Hoffmann, Künstl. Erregung des Abortus i. J.—Zappe, Zubereitung des Pflanzenwachses.—Kempermann, Kamilehre.—Geerts, Pharmacopoe Jap.—Focke, Badeort Arima. (4)—Holtz, Jap. Schachspiel.—Miyake, Jap. Geburtshülfe.—Knipping, Strömungsgrenze b. Formosa.—Von Brandt, Discovery of J. and Introduction of Christianity.—Ders., Relation between the English and Japanese from 1600-1854.—Hilgendorf, Jap. Antilope (5).—Von Brandt, D. jap. Adel.—Hoffmann, Bereitung v. Shoyu, Sake u. Mirin.—Von Brandt, Taifun v. 13. IX. 1874.—Mueller, Jap. Musik.—Krien, Kocho enkaku zukai (Geschichtliche Karten).—Von Knobloch, Begräbnissgebräuche der Shintoisten.—Funk, Jap. Theegesellschaften.—Knipping, Höhen- u. Ortsbestimmungen.—Ritter, Reise in Yezo.—Kleidung d. alten Jap.—Rein, Naturwissenschaftliche Reisestudien.—Doenitz. Bem. üb. Aino (6).—Niewerth, Botan. Excursion.—Hilgendorf, Behaarung d. Aino's.—Von Moellendorf, Ausflug in Nord-China.—Greeven, Ueber d. Uji—Kuntze, Geysir v. Atami.—Cochius, Nara.—Savatier, Sur les Mutisiacées d. Jap. (7).—Von Siebold, Tsuchi-ningyo.—Himly, Ursprung d. Wortes Typhon etc.—Schenk, Jap. Erdbohrer.—Ders., Quartz- u. Bergkrystallgruben bei Kurobara.—Goertz, Fisch- und Lack-Vergiftungen.—Westphal, Chines.-jap. Rechenmaschine.—Knoblauch, Ueber Formosa.—Arendt, Z. neusten chin. Literatur.—Doenitz, Abstammung d. Jap.—Westphal, Wahrsagen a. d. Rechenmaschine (8).—Von Möllendorff, Contrib. to the natural history of North-China.—Funk, Wahrsagung a. d. Panzer d. Schildkröte.—Ders., Ueber jap. Gebete.—Westphal, Chin. Swan-Pan.—Lemmer, Künstliche Befruchtung in Jap.—Hilgendorf, Kampferspinner.—Niewerth, A. d. Pflanzenreiche.—Lange, Sprichwörter.—Stein, Vergleichung chin. u. jap. Musik (9).—Wernich, Nervöse Störungen b. d. Jap.—Von Möllendorff, Ueb. d. Nordchinesische Gemse.—Martin, Jap. Mineralwässer.—Von Siebold, Harakiri.—Dönitz, Leichenverbrennung i. Jap.—Hilgendorf, Jap. Schlangen.—Witkowski, Erklärung zweier chin. Bilder (10).

BAND II (Heft 11-20).

Arendt, Das schöne Mädchen von Pao.—Bretschneider, Das Land Fusang.—Von Möllendorff, Schachspiel der Chinesen.—Martin, Trinkwasser-

versorgung in Tokio.—KNIPPING, Neue Karte von Japan.—ARENDT, Neueste chin. Literatur.—HILGENDORF, Jap. lachsartige Fische.—DÖNITZ, Maasse von weibl. jap. Becken (11).—MARTIN, Jap. Thee.—KNIPPING, Localattraktion auf dem Nantaisan.—WAGENER, Maass- u. Gewichtsysteme in China u. Japan — Ders., Chin. Musik.—KNIPPING, Weg von Tokio bis Yumoto.—HAGMAIER, Reise nach Kosaka (12).—GEBAUER, Jap. Ehe.—KEMPERMANN, Götterschrift.—GREEVEN, Uji-Fliege.—LANGE, Kampf auf Uyeno 1868.—KNIPPING, Meteorolog. Beobachtungen.—KEMPERMANN, Reise durch Central-Japan.—KNIPPING, Wetterbestimmung in Tokio (13).—KNIPPING, Erdbebenverzeichniss Tokio, 1872-77.—Sendai-Nivellement.—Flächeninhalt von Yezo u. den Kurilen.—Areal des jap. Reiches (14).—NAUMANN, Erdbeben u. Vulkanausbrüche in Japan.—WAGENER, Erdbebenmesser (15).—MAYET, Gebäudeversicherung in Japan.—KORSCHELT, Ueber Sake.—ARENDT, Geschichte der Fürstenthümer zur Zeit der östl. Chou. Schlacht bei Hsuekio (16).—MAYET, Jap. Staatsschuld.—KNIPPING, Meteorol. Instrumente.—LANGE Taketori Monogatari (17).—KNIPPING, The September Taifuns 1878 (18).—NETTO, Jap. Berg. u. Hüttenwesen (19).—BAELZ, Unbeschriebene jap. Krankheiten.—LANGE, Jap. Sprichwörter.—ECKERT, Jap. Lieder.—TERADA, Bevölkerungsstatistik des Tokiofu.—BRAUNS, Juraformation in Japan (20).

BAND III (HEFT 21–30).

BEUKEMA, Leichenverbrennung in Japan.—KORSCHELT, Das Go-spiel.—BRAMSEN, Notes on Japanese coins—NAUMANN. Kreideformation auf Yezo (21).—RÖSLER, Japanischer Aussenhandel seit 1868.—SCHEUBE, Bärenkultus und Bärenfeste der Ainos.—KNIPPING, Erdbeben vom 25. Juni 1880.—SCHUETT, Magnetische Erdkraft. Magnetische Ortsbestimmungen in Japan (22).—KNIPPING, The great taifun of August 1880.—DÖDERLEIN, Die Liu-Kiu-Insel Amami Oshima.—EYKMAN, Illicium religiosum.—ECKERT, Die japanische Nationalhymne (23).—MUELLER-BEECK, Kazusa und Awa.—SCHEUBE, Beiträge zur Geschichte der Kakke.—KNIPPING, Verzeichniss von Erdbeben 1877–81 (24).—KORSCHELT, Japanischer Ackerboden ein natürlicher Cement.—SCHUETT, Weg von Nikko nach Ikao.—NAUMANN, Triasformation im nördl. Japan.—MEZGER, Meteorolog. Beobachtungen in Ani 1880–81 (25).—SCHEUBE, Die Ainos (26).—HIROSE, Das japanische Neujahrsfest.—SCHUETT, Skizze des Vulkans Fuji.—SCHEUBE, Die Nahrung der Japaner.—BAELZ, Infectionskrankheiten in Japan.—LEYSNER, Klima von Niigata (27).—BAELZ, Körperl. Eigenschaften der Japaner (I. Teil).—MAYET, Japanisches Vereinswesen in Tokio (28).—WAGENER, Aus dem Tagebuche Hendrik Hensken's.—ROESING, Weg von Yamagata bis Innai.—SCRIBA, Japanische Gold- und Silbermünzen.—VON WEYHE, Wetterbeobachtungen in Ani 1881 (29).—MEZGER, Bergbau und Hüttenwesen in Japan.—RÖSING, Mitteilungen aus Innai.—LEHMANN, Gesellschaftsspiele der Japaner.—EASTLAKE, Die geflügelte Sonnenscheibe. (30).

BAND IV (HEFT 31–40).

MUELLER-BEECK, Die wichtigsten Trutzwaffen Alt-Japans.—MURAOKA, Erklärung d. magischen Eigenschaften des jap. Bronzespiegels etc.—KNIPPING, Wettertelegraphie in J.—MAYET, Besuch in Korea (31).—BAELZ, Die körperlichen Eigenschaften der Japaner (II. Teil).—NAUMANN. Notiz über die Höhe des Fujinoyama (32).—HUETTEROTT, Jap. Schwert.—Freiherr VON ZEDTWITZ, Jap. Musikstücke.—NAUMANN, Geologischer Bau der jap. Inseln.—FESCA, Vulkanische Verwitterungsprodukte (33).—FESCA, Landw. Verhältnisse der Kai-Provinz u.

des jap. Reiches.—KNIPPING, Der Schneesturm 1886.—MUELLER-BEECK, Seladone (34).—KELLNER, Zusammensetzung jap. landw. Produkte etc.—KNIPPING u. KAWASHIMA, Jap. Wetterregeln.—FESCA, Wassercapacität u. Durchlüftung des Bodens. Entstehung der Raseneisensteine.—VAN SCHERMBEK u. WAGENER, Doppelbilder (35).—MAYET, jap. Bevölkerungsstatistik.—WAGENER, Rein's Japan, II. Teil.—MICHAELIS, Reiseausrüstung f. d. Norden Japans. (36).—KELLNER. Ernährung d. Japaner—RATHGEN, Amtliche Bevölkerungsstatistik.—G. W., alte jap. Paradeaufstellung (37).—MICHAELIS, Geschichte des jap. Strafrechts.—RUDORFF, Rechtspflege unter den Tokugawa (38).—VON KREITNER, Chinesische Provinz Kansu.—KELLNER, Rösten des Thees.—FESCA, Landw. Literatur (39).—RUDORFF, Rechtspflege in Japan in der Periode Meiji.—HOLLRUNG, Kaiser-Wilhelmsland (40).

BAND V (HEFT 41–50).

MAYET, Jap. Börse.—HERING, Jap. Frauenlitteratur.—KELLNER, Jap. Düngemittel. (41).—FLORENZ, Chines. Litteratur.—WADA, Ausbruch des Bandaisan (42).—WEIPERT, Jap. Familien- u. Erbrecht (43).—KNIPPING, Föhn bei Kanazawa.—SPINNER, Leichenverbrennung in Tokio.—LEHMANN, Japan. Stenographie.—FLORENZ, Staatl. u. gesellschaftl. Organisation im alten Japan (44).—RIESS, Der Aufstand von Shimabara 1637—1638.—RUDORFF, Die neueste Justizgesetzgebung Japans (45).—FRITZE, Die Fauna von Yeso etc.—GRASMANN, Forstliche Excursion in die Kiso-Waldungen.—WEIPERT, Deutsche Werke über japan. Sprache (46).—FORKE, Strassenhandel und Strassengewerbe in Peking.—KNIPPING, Kawaguchi-See.—FLORENZ, Jap. Literatur der Gegenwart.—Ders., Alliteration in d. jap. Poesie (47).—JANSON, Filaria immitis u. andere jap. Hundeparasiten.—SEITZ, Faunen von China und Japan, I.—GRIMM, Koropokguru auf Yezo u. Shikotan-Aino (48).—JANSON, Veterinär-Institut zu Tokio.—FLORENZ, Psychologie d. jap. Witzes.—JANSON, Bedeutung weisser Thiere in Japan.—SCRIBA, Koropokguru (49).—BUSSE, Jap. ethische Litt. d. Gegenwart (50).

BAND VI (HEFT 51–60).

v. d. GOLTZ, Zauberei u. Hexenkünste etc. in China (51).—SEITZ, Faunen v. China u. Japan, II.—EHMANN, Erwiderung etc.—EHMANN, Jap. Sprichwörter (52).—MUNZINGER, Psychologie der jap. Sprache (53).—LÖNHOLM, Arai Hakuseki u. Pater Sidotti.—STEPHENSON, Color Blindness in Asiatics (54).—LÖNHOLM, Jap. Handelsrecht (55).—GRASMANN, Der Kampferbaum (56).—EHMANN, Volksthüml. Vorstellungen in Jap.—FESCA, Vulk. Aschen, Schlamm etc.—LÖW, Jap. Nahrungsmittel.—MARX, Pfeffermünzöl.—RIESS, Nekrolog für Dr. G. Wagener (57).—WEIPERT, O-Harai.—DITTRICH, Jap. Musik. (58).—RIESS, Geschichte d. Insel Formosa (59).—LLOYD, Buddh. Gnadenmittel.—HONDA, Besteigung des Mt Morrison.—LÖW, Ueb. die Bereitung der Shoyu-Sauce (60).

BAND VII (3 Teile).

RIESS, Ursachen d. Vertreibung der Portugiesen.—FLORENZ, Bemerk. u. Berichtig. zu Langes Einführung in die jap. Schrift.—HABERER, Lepra in Hawaii.—FEST, Aerzte Chinas.—FLORENZ, Formosanische Volkslieder (1).—EHMANN, Lieder der 100 Dichter.—MIURA, Ueb. Jūjutsu.—VON SONNENBURG, Stimmungsbilder aus Manila.—GRAMATZKY, Inschrift in Kozan-en (2).—NACHOD, Ein unentdecktes Goldland (3).

BAND VIII (3 Teile).

FORKE, Pekinger Läden u. ihre Abzeichen.—LANGE, Kritische Betrachtungen.—FLORENZ, Erwiderung (1).—BALTZER, Japanisches Eisenbahnwesen und Plan einer Hochbahnverbindung in Tokyo.—WEIPERT, Das Bonfest.—LLOYD, Dogmatische Anthropologie im Buddhismus.—AOYAMA, Die Pest (2).—RIESS, William Adams und sein Grab in Hemimura.—SCHILLER, Japanische Geschenksitten.—FLORENZ, Neue Bewegungen zur japanischen Schriftreform, mit lautphysiologischen Exkursen (3).

BAND IX (1. Teil).

KATE, Philipp Franz von Siebold.—MIURA, Japanische Physiognomik.—CRUSEN, Japanisches Gefängniswesen,—LEHMANN, Der Tabak, sein Bau u. seine weitere Behandlung.—FLORENZ, Bücherbesprechungen.

BAND IX (2. Teil).

SPÖRRY, Verwendung des Bambus in Japan.—HEFELE, Forstliche Reiseeindrücke in Japan.—HEFELE, Aus dem Osten.—OKAMOTO, Tsubosakadera.—LANGE u. FLORENZ, Bedeutung des Pronomens dore.

SUPPLEMENTBÄNDE.

(1).—RUDORFF, Tokugawa-Gesetzsammlung.

(2).—FLORENZ, Nihongi. III. Teil. Geschichte Japans im 7. Jahrhundert. Buch 22-24, 25-26, 27-28, 29, 30. (5 Hefte).—Zweite neubearbeitete Aufl.: Japanische Annalen.

(3).—EHMANN, Die Sprichwörter u. bildlichen Ausdrücke der japanischen Sprache (5 Teile).

(4).—FLORENZ, Japanische Mythologie (Nihongi, I. Teil, Buch 1—2, nebst Ergänzungen aus anderen alten Quellenwerken).

(5).—HAAS, Geschichte des Christentums in Japan. I. Teil. Erste Einführung des Christentums in Japan durch Franz Xavier.

Das Redaktions-Komitee für das laufende Jahr (1903 besteht aus den Herren

R. Lehmann, Tōkyō, Koishikawa, Dōshimmachi 30.

Prof. Dr. K. Florenz, Tōkyō, Koishikawa, Haramachi 102.

Pfarrer H. Haas, Tōkyo, Koishikawa, Kamitomizakacho 39.

Unter Hinweis auf die früheren Beschlüsse des Vorstandes (III. Band, Heft 29, S. 403 und V. Band, Heft 42, S. 75) werden die Herren Autoren ersucht, die Manuskripte mit lateinischen Buchstaben geschrieben einzusenden.

ZUSENDUNGEN ALLER ART WERDEN ERBETEN UNTER DER ADRESSE:

An die Deutsche Gesellschaft für [redacted]

[illegible] OSTASI[illegible]

Kanda, Imagawakoji Itchōme 8. Tokyo, Japan.

BEZUGSBEDINGUNGEN DER „MITTEILUNGEN".

Mitglieder erhalten bei Bezug aus der Bibliothek eine Ermässigung von 25 % auf einzelne Hefte, 40 % auf einzelne Bände und 50 % bei Entnahme der ganzen Serie.

Für Nichtmitglieder findet der Verkauf statt durch die Bibliothekare der Gesellschaft sowie durch Kelly & Walsh, Yokohama 61, und A. Asher & Co., Berlin W., Unter den Linden 13.

